

Nationaler Gedanke und Kaiseridee bei den elsässischen Humanisten

Joseph Knepper



Erläuterungen und Ergänzungen

zu

Janssens Geschichte

des

deutschen Volkes.

Herausgegeben von **Ludwig Pastor.**

I. Band, 2. und 3. Heft:

Nationaler Gedanke und Kaiseridee

bei den elsässischen Humanisten.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1898.
Zweigniederlassungen in Wien, Straßburg, München und St. Louis, Mo.

Nationaler Gedanke und Kaiseridee

bei den

elsässischen Humanisten.

Ein Beitrag zur Geschichte des Deutschthums und der politischen Ideen im Reichslande.

Von

Dr. Joseph Knepper.

> Wir wollen stolz darauf sein, daß unsere Vorfahren Deutsche waren.
>
> (Wimpheling an Wolf 1504.)

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1898.
Zweigniederlassungen in Wien, Straßburg, München und St. Louis, Mo.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Vorwort.

Vorliegende Arbeit, zu deren Abfassung eine freundliche Anregung des Herrn Professors Grauert in München — dem dafür auch hier herzlichst gedankt sei — die Veranlassung gab, will eine der eigenartigsten und wohlthuendsten Erscheinungen der humanistischen Bewegung des Elsasses einem größeren Kreise von Gebildeten näher bringen. Der Gegenstand unserer Abhandlung ist nicht vollständig neu; hier und da ist er in allgemeinen Werken gestreift oder auch wohl nach der einen oder andern Seite hin näher beleuchtet worden[1]; indes sind sowohl solche Werke als auch die mancherlei zerstreuten Notizen, gelegentlichen Aufsätze und kürzeren Ausblicke naturgemäß mehr oder weniger nur den Forschern von Fach bekannt geworden, wie andererseits eine erschöpfende, zusammenfassende und abgerundete Darstellung aller hierher gehörenden Fragen durch sie nicht gegeben werden sollte und konnte.

Die politischen Ansichten einer Gruppe hervorragender Elsässer aus alter Zeit kennen zu lernen, ist offenbar für jeden, der auch der inneren Geschichte der wiedergewonnenen Grenzmark seine Aufmerksamkeit schenkt, von hoher Bedeutung. Nach der Seite hin dürften die folgenden Ausführungen nicht bloß für den Fachgelehrten von Interesse sein. Die Rücksicht auf diese Thatsache hat mich bestimmt, im Texte selbst alles gelehrte Beiwerk beiseite zu lassen, diesem vielmehr strenge seinen Platz anzuweisen in den Anmerkungen beziehungsweise im Anhange, was übrigens schon durch den entsprechenden Charakter des Geschichtswerkes von Janssen-Pastor, dem sich meine Abhandlung zwanglos angliedert, geboten war.

Ueber diesen Anschluß an Janssen glaube ich, soweit meine persönliche Stellungnahme in Frage kommt, hier ein kurzes Wort schuldig zu sein. Ich habe mit bewußter Absicht bei den Verweisungen meiner Schrift auf die neueste

[1] So namentlich in den vorzüglichen Arbeiten von Charles Schmidt; doch vergleiche darüber die Bemerkung in der Einleitung S. 2 Note 3. — Unmittelbar vor Abschluß des Manuscriptes erschien die sehr beachtenswerthe Abhandlung von Hürbin über Peter von Andlau; vergl. Einleitung S. 5 Note 5

(17. und 18.) Auflage des ersten und zweiten Bandes der ‚Geschichte des deutschen Volkes' Bezug genommen, da ich die dort vom Herausgeber getroffenen zahlreichen Aenderungen für wesentlich halte, besonders rücksichtlich der Behandlung der kirchlichen Schäden, für deren Darstellung gerade auch unsere Humanisten reichliches — allerdings mit Vorsicht zu benutzendes -- Material bieten.

Die folgenden Ausführungen selbst berühren naturgemäß häufig Fragen, deren Behandlung sehr leicht zu schroffen und mehr oder weniger einseitigen Aeußerungen verleiten könnte. Ich habe mich nach Kräften bemüht, dieser Versuchung aus dem Wege zu gehen; meine Schrift soll eben keine Streitschrift sein, und Politik zu treiben habe ich nicht für meine Aufgabe gehalten. Was ich wollte, war die historische Wahrheit, weiter nichts; eine aggressive Tendenz hat mir durchaus fern gelegen.

Handschriftlich vorliegendes Material, das für unsere Fragen von Bedeutung gewesen wäre, habe ich trotz meiner Bemühungen nicht entdecken können. Es ist ungemein zu bedauern, daß von den einst sicher in großer Fülle vorhandenen Briefen der Humanisten sich nur ein winziger Theil in unsere Tage gerettet hat. Man verliert dadurch eine Quelle von unschätzbarem Werthe, deren Versiegen um so mehr zu beklagen ist, als gerade für unsere — politischen und kirchenrechtlichen — Fragen die dem Briefe anvertrauten Aeußerungen oft lauterer und wahrer sind als die für die Oeffentlichkeit bestimmten Darlegungen, die das Gepräge absichtlicher Zurückhaltung häufig genug an der Stirne tragen.

Das wirklich vorhandene Material habe ich in möglichst großer Vollständigkeit heranzuziehen mich bemüht; doch ist dasselbe — eine jedem Forscher bekannte Thatsache — so zerstreut, zum Theil so verworren und ungesichtet, daß ich leider nicht zweifeln kann, daß immerhin das eine oder andere — oft handelt es sich um ein fliegendes Blatt, um einige wenige Zeilen mitten in einem andern Zusammenhange — noch unbeachtet geblieben ist. Für Mittheilungen über Lücken nach dieser Seite hin wäre ich sehr dankbar.

Es erübrigt mir noch, auch an dieser Stelle meinen tiefgefühlten Dank den geehrten Vorständen der Landesbibliotheken sowie der Großherzoglich Badischen Universitätsbibliothek zu Freiburg auszusprechen; namentlich gebührt dieser Dank der Kaiserlichen Universitätsbibliothek zu Straßburg, welche mir ihre kostbaren, durchweg höchst seltenen Schätze an alten Drucken der Humanisten mit größter Liberalität zur Verfügung gestellt und so mir meine Arbeit überhaupt ermöglicht hat.

Zillisheim (Oberelsaß), im April 1898.

J. Knepper.

Inhalt.

Berichtigungen und Nachträge.

S. 22 Anm. 1 Zeile 2 lies: foecundi.

Zu S. 61 Z. 1 bemerke ich ergänzend, um nicht mißverstanden zu werden, daß Gebwiler — vor seiner Thätigkeit in Straßburg und Hagenau — von 1501—1509 Rector der Schlettstadter Schule war; dort war eben Beatus Rhenanus (vergl. S. 107) sein Schüler.

S. 66 Z. 19 lies: so arm.

S. 92 Z. 25. Die etwas dunkle Stelle dürfte wohl besser so gedeutet werden: ‚Drommete (Trummit) mache erschallen (herschöl = erschöl) französische Berge.' (Cling harnesch = klingender Harnisch.)

Das S. 119 Anm. 5 angezogene Citat (es handelt sich, was ich zu berichtigen bitte, um die Nouvelles oeuvres inédites Bd. II. [Colmar 1898]) möchte ich, weil es für den einen oder andern Leser vielleicht Interesse hat, hier mittheilen. Die Notiz lautet: ‚Il paraît par des lettres de l'empereur Ferdinand datées de Gand, 23 mars 1540, écrites à B. Rhenanus, qu'il travaillait alors à l'histoire de la maison d'Autriche et aux antiquités d'Alsace. Ce prince l'exhorte, ut eam tandem in lucem hominum emittat, neque diutius ea domi delitescat. . . La copie de la lettre de Ferdinand doit être dans les papiers de feu Schoepflin qui l'avait copiée d'après les mss. d'Urstisius.' — Das Schreiben ist wohl verloren gegangen; man vergl. übrigens das über Mähly S. 111 Anm. 2 Gesagte.

S. 141 Z. 17. Der von Wimpheling als ‚Jovinian' bezeichnete Kaiser ist natürlich Jovian.

S. 142 Anm. 4 Z. 3 lies: natus.

Zur Verachtung und Geringschätzung, mit der die Italiener Deutschland und die Deutschen behandelten (s. u. a. S. 9 Anm. 1), vergl. den demnächst im 2. Hefte des „Histor. Jahrbuchs" erscheinenden Aufsatz von Schlecht: „Zur Geschichte des erwachenden deutschen Bewußtseins", auf den Herr Prof. Pastor mich aufmerksam zu machen die Güte hatte.

Ausgaben der Schriften der Humanisten, auf welche sich die Citate der Abhandlung beziehen[1].

Adelphus (Muling).

Die Türckisch Chronica, von irem ursprung, anefang und regiment... Am Ende: Getruckt zu Straßburg ... im jar des Herren 1513.

Peter von Andlau.

De imperio Romano, regis et Augusti creatione, inauguratione, administratione, officio et potestate Electorum, aliisque Imperii partibus, juribus, ritibus et ceremoniis libri duo ... cum notis amplissimis *Marquardi Freheri*. Argentorati 1612.

Brant.

Sebastian Brants Narrenschiff, herausgegeben von F. Zarncke. Leipzig 1854. — Ebenda: Doctoris Sebastiani Branti *Epigrammata* p. XXXVI sqq. — und: Andere deutsche Gedichte Seb. Brants S. 131 fll.

De origine et conversatione bonorum Regum et laude civitatis Hierosolymae cum exhortatione eiusdem recuperandae... Am Schlusse: Basileae 1495.

Varia Sebastiani Brant *Carmina*... 1498.

Eyn Chronik über Teutschland zuvor des lands Elsas — in Hedios 'Auserlesener Chronik von anfang der welt'. Straßburg 1539. Fol. Q q 2 fll.

Einige deutsche Gedichte von Sebastian Brant, mitgetheilt von Karl Schmidt, Alsatia 1873—1874, S. 43 fll.

Gebwiler.

Libertas Germaniae, qua Germanos Gallis, neminem vero Gallum a Christiano natali Germanis imperasse ... probatur. Am Ende: Argentorati ... 1519.

Panegiris Carolina continens Hecatosthicon elegiacum carmen in sacratissime Caesareae atque catholicae Maiestatis etc. . . Am Ende: Excusum Argentinae ... Anno 1521.

---

[1] Bei der folgenden Aufzählung sind nur die wichtigeren Ausgaben und Sammlungen berücksichtigt; für anderes, namentlich zerstreut vorliegendes Material sind die Fundstellen am entsprechenden Orte in der Abhandlung selbst angegeben.

Keiserlicher und Hispanischer Mt auch Fürstlicher Durchlüchtikeit und aller hievor Ertzhertzogen und hertzogen von österreich ... alt künglich harkumen ... Am Schlusse: Getruckt und vollendet ... 1527. — Dazu die lateinische Fassung:

Epitome regii ac vetustissimi ortus Sacrae Caesareae ac Catholicae Maiestatis, Serenissimi quoque Principis et Domini, Dn. Ferdinandi . . . omniumque Archiducum . . . Am Schlusse: Haganoae . . . anno 1530.

De Austrasiaci seu Belgarum regni ad Germanorum et Romanorum regnum *devolutione*, de Lotharingici ducatus prima institutione ac debita eiusdem in Ro. imperatores subiectione. . . Hagenoae anno 1536. — Mir lag eine handschriftliche Copie dieser höchst seltenen Schrift aus der Schlettstadter Stadtbibliothek vor.

Hug (Hugonis).

Der heiligen Kirchen und des Römischen Reichs wagen fur. .. Am Schlusse: Getruckt in ... Straßburg ... 1504. — Die lateinische Ausgabe ist betitelt:

Quadruvium Ecclesie Quatuor prelatorum officium Quibus omnis status tum Secularis tum vero Ecclesiasticus subiicitur. Am Ende: . . . in . . . urbe Argentina . . . Anno 1504.

Murner.

Thomae Murner Argentini ordinis minorum . . . Ad rempublicam Argentinam *Germania nova.* S. l. et a. Neudruck von Schmidt, Genf 1874 (s. Wimphelings ‚Germania' unten S. XIII).

Die Narrenbeschwörung von Thomas Murner, herausgegeben von Karl Gödeke. Leipzig 1879.

Rhenanus (Beatus).

Briefwechsel des Beatus Rhenanus. Gesammelt und herausgegeben von A. Horawitz und K. Hartfelder. Leipzig 1886.

Beati Rhenani Selestadiensis *rerum Germanicarum* libri tres . . . accedit eiusdem:

In Lib. Cornelii *Taciti* de moribus Germanorum *commentaria*. . . Argentorati . . . Anno 1610 (im Text p. 375 sqq. als ‚Castigationes' bezeichnet).

Spiegel.

Lamentatio Petri Aegidii in obitum Caesaris Maximiliani et in hanc scholia pauca . . . a Iacobo Spiegel. *Oratio Germaniae ad Deum* opt. Max. et Principes, pro libertate Germanica . . . 1519. Ich gebe die Oratio nach Freher-Struve, Rer. Germ. script. II, 768.

Imp. Caesar D. Maximilianus defunctus *Bartholomaeo Latomo* . . . autore. Am Ende: Aug. Vindelicorum excusa Anno 1519.

Guntheri poetae clariss. *Ligurinus* seu opus de rebus gestis imp. Caesaris Friderici I. . . . *cum scholiis Iacobi Spiegelii* Selestadiensis, in Justi Reuberi Scriptores Historiae Germanicae (Francof. 1584) p. 272 sqq.

Ricardi Bartholini Perusini De bello Norico ad Divum Maximilianum *Austriados* libri duodecim *cum Scholiis Iacobi Spiegelii.* Ibid. p. 469 sqq.

Antonii Panormitae de Dictis et Factis Alphonsi Regis Aragonum libri Quatuor. Commentarium in eosdem Aeneae Sylvii, quo capitatim cum Alphonsinis con-

tendit, adiecta sunt singulis libris *Scholia per D. Jacobum Spiegelium.* Basileae ... anno 1538.

Iuris civilis Lexicon ex variis probatorum autorum commentariis congestum per Cl. V. D. Jac. Spiegel Selestadien. Argentorati ... 1538.

Wimpheling.

Epistolae et carmina, quibus in medium datur repudiatio filiae Regis Rom. Maximiliani I. facta a Carolo Rege Galliae etc. — S. Riegger (vergl. Einl. S. 3 Note 2) S. 179. Ich gebe die Fehde nach Müller, Reichstagstheatrum unter Maximilian I. (Jena 1718) S. 136 fll.

Oratio querulosa contra invasores sacerdotum. S. l. et a. (1493). Nach Riegger S. 383 fll.

Immunitatis et libertatis ecclesiasticae statusque sacerdotalis *defensio*. S. l. et a. (1493). Nach Riegger S. 398 fll.

Ad illustrissimum Principem Eberardum... Carmen Heroicum-Hecatosthicon cum eius explanatione... Am Ende: Impressum Argent. Anno 1495.

Isidoneus Germanicus ad R. P. D. Georgium de Gemmyngen ... S. l. et a. (1496).

Philippica Jacobi Vuimpflingi... In laudem et defensionem Philippi Comitis Rheni Palatini... Am Ende: Impressum ... Argent... Anno 1498.

Agatharchia id est bonus Principatus vel Epithoma conditionum boni Principis... Am Ende: Impressum... Anno 1498.

Adolescentia Iacobi Wimphelingii cum novis quibusdam additionibus per Gallinarium denuo revisa ac eliminata. Am Ende: Impressum Argentinae ... Anno 1525 (verfaßt 1500).

Iacobi Wimpfelingii *Germania* ad rempublicam Argentinensem (1501). Neudruck von Schmidt 1874 (mit Murners Germania nova).

Declaratio Jacobi Wimpfelingii ad mitigandum adversarium. S. l. et a. (1502). — Ueber eine ganz ähnliche Schrift Wimphelings s. unten Abschnitt II S. 50 Note 2.

Hic subnotata continentur: Vita M. Catonis... *Philippi Beroaldi et Thomae Vuolphii Iunioris disceptatio de nomine imperatorio. Epithoma rerum Germanicarum* usque ad nostra tempora. Am Ende: ... Argentinae ... Anno 1505.

Soliloquium Wimphelingii pro pace Christianorum et pro Helveciis, ut resipiscant. Ad honorem Regis Romanorum et principum. Ad cautelam etiam Civitatum Sa. Ro. Imperii, ne apostate fiant. S. l. et a. (1505).

Iacobi Wimpfelingii *Apologia pro Republica Christiana.* Am Ende: Phorce ... Anno 1506.

Iacobi Wimphelingi *Catalogus episcoporum Argentinensium*, ad sesquiseculum desideratum restituit Ioh. Moscherosch. Argentorati ... 1651 (verfaßt 1508).

Divo Maximiliano iubente *pragmaticae sanctionis medulla* excerpta (herausgegeben von Spiegel 1520, verfaßt 1510). Riegger S. 479 fll.

Gravamina Germanicae nationis cum remediis et avisamentis ad Caesaream Maiestatem. S. a. (verfaßt 1511; auch von Spiegel veröffentlicht). Riegger S. 515 fll.

Diatriba Iacobi Wimphelingii Seletstatini sacre pagine licentiati: de proba institutione puerorum etc. Am Ende: Excusum Hagenaw ... 1514. (Mir lag die Schrift vor in einem Sammelbande der Mainzer Stadtbibliothek.)

Germania Aeneae Sylvii, in qua candide lector continentur: Gravamina Germanicae nationis. Confutatio eorundem *cum replicis*... (1515). — Auswahl bei Riegger S. 430 fll.; die *responsa et replicae* ebd. S. 436 fll.

De arte impressoria. S. darüber Janssen-Pastor 1, 11, Anm. Janssen ist der einzige, der aus dieser literarisch und culturgeschichtlich höchst bedeutsamen Schrift Proben gibt. Näheres konnte ich über dieselbe trotz aller Nachforschungen nicht erfahren; sie gilt, wie Herr Prof. Pastor in Innsbruck mir mitzutheilen die Güte hatte, für verschollen, während sie 1864 Janssen noch handschriftlich vorlag; vergl. Pastors Anmerkung zu obiger Stelle.

Ebenfalls bloß als Handschrift vorhanden ist Wimphelings

Mainzer Bisthumsgeschichte. Eine Abschrift von Englert wurde mir freundlichst zur Verfügung gestellt, doch bietet sie sehr wenig für unsere Fragen, und ich beschränke mich deshalb auf die Auswahl, die der oben erwähnte Forscher gibt in seiner Abhandlung: Commentatio de catalogo archiepiscoporum Moguntinensium Wimphelingiano. Aschaffenburg 1882.

Sehr interessante Wimphelingsche Gedichte veröffentlichte Holstein in der Zeitschr. für vergleich. Literaturgeschichte und Renaissance-Literatur 1891 S. 359 fll. (zumeist aus einem neu entdeckten Wimpheling-Codex in Upsala)[1].

Wolf.

Thomas Wolphius iunior D. Doctor in psalmum Domine, quis habitabit in tabernaculo tuo. In expositione sexti versus paucula *quaepiam* per transgressionem dicta *pro invictissimo Caesare* Maximiliano etc. Am Ende: Ioh. Grüninger. Argentoraci ... Anno 1508.

Defensio Germaniae Iacobi Wympfelingii, quam frater Thomas Murner impugnavit. Epistola T. Wolfii Junior. D. D. ad F. Tho. Murner in defensionem Iacobi Wympfelingii. Am Ende: Impressum Fribu. S. a.

In hoc libello hec continentur: *Versiculi* Theodorici *Gresemundi*... Epistolae Thome Wolffii iunioris... Carmina Esticampiani... Tetrastichon Iacobi Wimphelingi. Epistola Thome Murner. S. l. et a.

Vergl. unter ‚Wimpheling' die Schrift: Hic subnotata etc.

Der Kolmarer Anonymus.

H. Haupt, Ein oberrheinischer Revolutionär aus dem Zeitalter Kaiser Maximilians I. Mittheilungen aus einer kirchlich-politischen Reformschrift des ersten Decenniums

[1] Vergl. desselben Forschers Aufsatz über Wimpheling-Handschriften, namentlich die zu Upsala, ebd. 1889, S. 213 fll. — Unter den nicht veröffentlichten Wimphelingschen Gedichten obiger Sammlung befinden sich, wie der Herr Herausgeber mir freundlichst mittheilte, solche politischen Inhaltes nicht mehr; ebensowenig betreffen im allgemeinen mein Thema die mancherlei Veröffentlichungen unedirter Schriften der Humanistenzeit von dem auf diesem Gebiete sehr rührigen Forscher Knod, dessen Feder uns mit einer stattlichen Menge von höchst schätzenswerthen Beiträgen zur Kenntniß der humanistischen Bewegung am Oberrhein beschenkt hat.

des 16. Jahrhunderts (Westdeutsche Zeitschr. für Geschichte und Kunst. Ergänzungsheft VIII) [1].

Bezüglich der Orthographie bemerke ich, daß ich mich im allgemeinen an die Vorlage gehalten habe; der Schreibweise des Originals unbedingt und in allen Fällen zu folgen, war schon aus rein äußeren — namentlich ästhetischen — Gründen gar nicht möglich, da gerade hier, besonders in den deutschen Drucken aus jener Zeit, eine ganz unglaubliche Willkür und Inconsequenz herrscht; die ‚Orthographie' wechselt häufig genug mit jeder Zeile. Selbstverständlich sind die üblichen Abkürzungen überall aufgelöst. — Die Interpunction habe ich, um das Verständniß nicht unnöthig zu erschweren, nach dem Stande unseres jetzigen Gebrauches geregelt.

---

[1] Das Original dieser sehr beachtenswerthen Schrift lag mir auf der Kolmarer Stadtbibliothek vor; doch glaubte ich mich auf das von Haupt Gebrachte beschränken zu sollen, da sein sorgfältiger Auszug alles Wesentliche berührt.

Einleitung.

Es gibt Zeiten, die ungeachtet ihrer augenscheinlichen Fehler und Schwächen dennoch ihren eigenthümlichen Reiz niemals verlieren, die den Beobachter immer wieder anziehen und sein Interesse stets wieder zu fesseln vermögen. Zu diesen Zeiten gehört auch die Epoche des deutschen Humanismus [1]. Der politische Hintergrund jener Zeit zeigt eine abschreckende Dürre und Oede und gewährt mit seinen wenig tröstlichen Ausblicken für die Zukunft durchweg ein Bild von tiefdüsteren Farben; das Reich hat vielleicht niemals Tage größerer politischer Ohnmacht und Bedeutungslosigkeit erlebt. Um so wohlthuender wirkt auf den Forscher das frische Leben und Treiben, das die geistige Wiedergeburt unserer Nation bezeichnet [2]: überall freudiges, mannhaftes Ringen und Streben, überall unverdrossene, unermüdliche Thätigkeit, überall Kampf gegen geistige Roheit und Barbarei. Und in diesem Geisteskampfe sind besonders wackere Fechter die Humanisten am Oberrhein. Man ist überrascht von dem allerorten üppig hervorsprießenden Leben, das sich auf der ganzen Linie von

---

[1] Die äußerst reiche Literatur über dieses Zeitalter zeigt das zur Genüge. Aus derselben gebe ich hier bloß eine *durch den Inhalt der Einleitung bedingte* Auswahl solcher Werke, die ich für meine Arbeit benutzt habe oder die doch zu derselben inhaltlich in naher Beziehung stehen; anderweitige Literaturangaben finden sich an den entsprechenden Stellen der Abhandlung selbst.

[2] Die Entwicklung des deutschen Humanismus wird übersichtlich behandelt von dem hervorragenden Kenner dieser Zeit L. Geiger, Renaissance und Humanismus in Italien und Deutschland (Berlin 1882), Buch 2; vergl. auch Bezold, Gesch. der deutschen Reformation. Berlin 1886. — Ueber die ganze Zeit des Humanismus gibt vorzüglichen Aufschluß Janssens Geschichte des deutschen Volkes, 1. und 2. Bd.; namentlich bietet der erste Band ‚in manchen Partien eine vortreffliche Darstellung der Culturgeschichte in der Uebergangsepoche vom Mittelalter zur Neuzeit' (Geiger a. a. O. S. 574; vergl. das Urtheil Paulsens in seinem bekannten Werke: Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten. Leipzig 1885. S. 125); vergl. auch Hagen, Deutschlands literarische und religiöse Verhältnisse im Reformationszeitalter (2. Aufl., Frankfurt 1868), sowie Gödekes und Zarnckes beachtenswerthe Einleitungen zu ihren Ausgaben des Narrenschiffes (s. unten S. 4).

Basel bis Mainz in schönster Blüthe entfaltet, von der Begeisterung, mit der die fremden Ideen aufgenommen werden, und der liebevollen Hingabe, mit welcher man den kostbaren Schatz, den das sonnige Italien geschenkt, hegte und pflegte [1].

Bedeutsam für die Blüthe des elsässischen Humanismus wurde die Schule des Westfalen Dringenberg in Schlettstadt, gegründet um 1440; ohne echter und rechter Humanist zu sein (um Italien zu besuchen, war er zu arm), wußte der von allen hochgeschätzte Meister doch seine Schüler für die Antike zu gewinnen, und um ihn scharten sich bald diejenigen Geister, welche in des Reiches Grenzmark die Träger der neuen Richtung werden sollten [2]. Die Namen, welche uns hier begegnen, haben noch jetzt einen guten Klang; es sind Männer, mit denen man sich bei all ihren Schwächen doch aufrichtig befreunden kann [3].

Lorenz-Scherer in ihrer Geschichte des Elsasses bemerken mit Recht: ‚Das Elsaß zeichnete sich dadurch aus, daß es am meisten gesucht hat, den Humanismus zu nationalisiren und ihn praktisch für Schule und Unterricht zu verwerthen. In der deutschen Westmark ist der Bürgersinn am zähesten, der Volksgeist am mächtigsten, der entschiedene Nationalgeschmack des vierzehnten Jahrhunderts geblieben und erstarkt.‘ [4] — Was nämlich der ganzen humanistischen Strömung eigen-

---

[1] ‚Dort in der Nähe und unter beständigen Drohungen Frankreichs entwickelte sich ein eigenartiges deutsches Geistesleben; am frühesten hatte hier der humanistische Gedanke Wurzel gefaßt‘ (Geiger a. a. O. S. 359).

[2] Vergl. über Dringenberg und seine Schule u. a. Strüver, Die Schule von Schlettstadt. Leipzig 1880; es wird dort mehr oder weniger bloß der äußere Werdegang der Schule behandelt, während das gelehrte Leben und Treiben in Schlettstadt nicht genügend berücksichtigt wird; sehr beachtenswerth ist Knods Aufsatz in den Straßburger Studien (2, 4) und die Skizze in der Festschrift ‚Die Bibliothek zu Schlettstadt‘ von Gény und Knod (1889) S. 18 fll. und 2, 4 fll.; in der Schlettstadter Chronik des H. Gebwiler (Ausg. von Gény 1890) heißt es S. 28 von Dringenberg schlicht und einfach, daß er ‚allda 36 Jahr Schuel gehalten und mit grosem Lob regiert‘.

[3] Vergl. über dieselben — abgesehen von den genannten Werken und den Artikeln der Allgemeinen deutschen Biographie — Strobel, Vaterländische Geschichte des Elsasses, namentlich Band 3, Straßburg 1843; Lorenz und Scherer, Geschichte des Elsasses, Berlin 1872; das weitaus beste und höchst sorgfältige Specialwerk über den älteren elsässischen Humanismus ist Charles Schmidts Histoire littéraire de l'Alsace à la fin du XV^e^ et au commencement du XVI^e^ siècle. 2 Bände. Paris 1879. — Man kann mit Geiger, der das grundlegende Werk sehr anerkennend bespricht, nur bedauern, daß der Verfasser für diesen echt deutschen Stoff sich nicht auch der deutschen Sprache bedient hat (s. Gött. Gel. Anzeigen 1880 S. 136 fll.). Dieser Mangel hat der Verbreitung des Werkes entschieden geschadet; vergl. die Bemerkung Geigers zu Schmidts Aufsätzen über Brant weiter unten in der Einleitung S. 4.

[4] A. a. O. S. 157. — Man beachte, was Wimpheling selbst (De arte impressoria bei Janssen-Pastor 1, 90) über die Schule in Schlettstadt sagt; er rühmt sie als eine der

thümlich ist: wahre und innige Liebe zu Heimat und Vaterland [1], Stolz auf die Größe der deutschen Nation, mannhaftes Eintreten für deutsche Ehre und Leistung, Streben nach Emancipation von fremdländischem Einflusse, das finden wir in besonders charakteristischer Form, oft gesteigert und nicht selten bis zum einseitigen Extrem übertrieben, bei den elsässischen Humanisten. In dieser Hinsicht ist das treue Abbild des ganzen Kreises Jakob Wimpheling [2], geboren 1450, vorgebildet in Schlettstadt, Freiburg, Erfurt und Heidelberg, ein gefeierter Lehrer, als Schriftsteller thätig auf den verschiedensten Gebieten, als Charakter eine eigenthümliche Mischung von starken und schwachen Seiten, immerhin aber ein ganz bedeutender, in mancher Hinsicht epochemachender Mann [3]. Zwei Ideale sind es namentlich, für die Wimpheling sein Leben

---

ersten Deutschlands, welche nicht nur den alten Klassikern ihre Beachtung schenkte, sondern auch die vaterländischen Studien pflegte; für sie ist ‚ein gewisser Eklekticismus in der Methode bei vorherrschender Richtung auf das Volksthümliche und Praktische bezeichnend, wie denn auch die Muttersprache zur Vermittlung des sachlichen Verständnisses . . . in einem über das sonst übliche Maß hinausgehenden Grade herangezogen worden zu sein scheint‘ (Knod, Bibliothek zu Schlettstadt 2, 6).

[1] Ueber den Patriotismus bei den älteren Humanisten überhaupt vergl. Buschkiels Programmabhandlung des kgl. Gymnasiums zu Chemnitz 1887. — Eine ganz oberflächliche, unkritische und unselbständige Arbeit ist die von Goodrich, Beiträge zur Geschichte der öffentlichen Meinung in Deutschland um die Wende des 15. Jahrhunderts, Halle 1893; die Schrift fördert unser Wissen über die behandelte Zeit nicht im geringsten.

[2] Für die Forschung über Wimpheling ist noch immer unentbehrlich das — leider sehr seltene — Werk des alten Riegger, Amoenitates litterariae Friburgenses, Ulm 1775 und Freiburg 1779 (mir lagen beide Ausgaben vor; sie weichen nur unwesentlich voneinander ab). Zum erstenmal sind die dort sich findenden biographischen und bibliographischen Angaben ausgiebig benutzt von Wiskowatoff, Jakob Wimpheling, sein Leben und seine Schriften. Berlin 1867. Vergl. dazu den Aufsatz in den Histor.-polit. Blättern 61, 593. — Die pädagogische Seite Wimphelings wird gewürdigt in den Schriften von Schwarz, Jakob Wimpheling, der Altvater des deutschen Schulwesens (Gotha 1875), und Freundgen, Jakob Wimphelings pädagogische Schriften, übersetzt 2c. Paderborn 1892 (mit einer sehr beachtenswerthen Einleitung über Wimphelings Leben und Werke); vergl. auch Janssen-Pastor 1, 91 fll. Auch hier bietet Schmidt das ausgiebigste und werthvollste Material (vergl. Bd. 1, 1—188) mit umfangreichem, für jeden Forscher unentbehrlichem Index bibliographicus (2, 317—340). — Wimpheling selbst gibt uns einen Abriß seines Lebens in seiner Expurgatio, bei Riegger S. 416 fll.

[3] Das muß jeder gestehen, der vorurtheilsfrei an die Würdigung des Lebens und der Schriften dieses lange Zeit leider vergessenen Mannes, des ersten praeceptor Germaniae, herantritt. Was frühere Zeiten an ihm gesündigt, ist allerdings in unsern Tagen zum großen Theile wieder gut gemacht worden: man fängt an, Wimphelings Bedeutung zumal als ‚Erzieher Deutschlands‘ ins rechte Licht zu setzen und sein Wirken für seine hohen Ziele zu würdigen und zu verstehen. Freilich, das muß hier ein für allemal ausgesprochen werden, daß man Gestalten wie Wimpheling nicht gerecht wird,

lang gestritten und — es ist keine Phrase — gelitten: Vaterland und Kirche. Diese beiden Worte stehen ihm vor der Seele bei allem Streben und Kämpfen; ‚in diesen beiden Brennpunkten treffen alle Strahlen seiner unermüdlichen, reichen und uneigennützigen Wirksamkeit zusammen'[1].

Wimphelings Persönlichkeit war für den Schlettstadter Kreis von bestimmendem Einflusse; seine zahlreichen Jünger tragen mehr oder weniger das Gepräge ihres Meisters, und seine Freunde zeigen im großen und ganzen dasselbe Bild. Dies gilt zunächst von Sebastian Brant, dem intimen Vertrauten Wimphelings, bekannt namentlich durch sein Narrenschiff[2]. Brant ist einer der glühendsten Patrioten unseres Humanistenkreises, in gewisser Hinsicht Wimpheling noch übertreffend. Geistesverwandt mit beiden ist der viel jüngere Thomas Wolf[3], ein schwärmerischer Verehrer Wimphelings und kühner Verfechter aller Ideen seines Meisters. Während Wolf als Schriftsteller unbedeutend ist, bietet ein anderes Glied des Schlettstadter Kreises, der Pädagoge Hieronymus Gebwiler[4], durch seine politischen Schriften für unsere Hauptfragen großes Interesse. Dasselbe gilt von dem Straß-

wenn man sich von modernen Anschauungen nicht emancipiren kann, was um so mehr gerade unsern Humanisten gegenüber zur Ungerechtigkeit verleitet, als sie, in einer Zeit des Ueberganges lebend, naturgemäß die charakteristischen Zeichen einer solchen Epoche: Schwanken und unsicheres Tasten, hier und da Widersprüche und Inconsequenzen, an sich tragen. Das wolle man für die folgenden Ausführungen wohl beachten. Vergl. übrigens noch die Bemerkung von Schmidt l. c. 1, xxii u. 187.

[1] Wegele, Geschichte der deutschen Historiographie (München und Leipzig 1885) S. 125; vergl. Janssen-Pastor 1, 139. — Wimpheling bekennt das häufig genug selbst; vergl. z. B. Riegger a. a. O. S. 402 und sein bezeichnendes Urtheil (aus spätern Jahren) über die Dichter, die ‚weder der Kirche noch dem Staate zu irgend etwas nützlich seien' (s. Schmidt l. c. 1, 151); s. auch seine schönen Worte bei Riegger a. a. O. S. 488 u. 306, wo er uns sein Lebensprogramm gibt.

[2] Alles andere von ihm, z. B. seine politisch so bedeutsamen Varia carmina, sind auch den Gebildeten unserer Nation so gut wie unbekannt geblieben. Es lohnte sich wohl, diese Gedichte einmal wieder herauszugeben, ‚aber (so klagt schon Gödeke) wo wäre das Publikum für eine solche Zusammenstellung zu finden?' Vergl. über Brant die kritische, sehr beachtenswerthe Einleitung Zarnckes in seiner Ausgabe des Narrenschiffes; s. auch die Einleitung bei Gödeke, Das Narrenschiff von S. Brant. Leipzig 1872. — Schmidt widmet Brant eine Serie von Aufsätzen in der Revue d'Alsace 1874 p. 3 ss. Dieselben bilden den Grundstock zu seinen bedeutsamen und sehr eingehenden Untersuchungen in der Histoire littéraire 1, 189 ss.; 2, 340 ss. ind. bibliogr. Schmidts obige Abhandlungen in der Revue sind leider ziemlich unbeachtet geblieben, da sie an einem Orte stehen, ‚der für deutsche Leser, welche für diese Dinge doch das größte Contingent verständnißvoller Beurtheiler bilden, fast unzugänglich ist' (Geiger in Sybels Zeitschrift 1875 S. 101).

[3] Ueber ihn ist das Material zerstreut; einheitlich ist nur Schmidts Abhandlung über ihn 2, 58 ss. 397 ind. bibliogr.

[4] Vergl. über ihn namentlich Schmidt l. c. 2, 159 ss. 407 ss. ind. bibliogr.

burger Pfarrer Johann Hug[1] (Hugonis), der in einer ebenso eigenthümlichen wie rechtsgeschichtlich wichtigen Schrift seine politischen bezw. kirchenrechtlichen Ansichten darlegt. Dagegen kommen andere, sonst bedeutsame Männer des elsässischen Humanistenkreises, wie Geiler, Peter Schott, Adelphus, Ringmann Philesius[2], wegen der Richtung ihrer Schriften, welche die Politik mehr oder weniger ausschließt, nicht so sehr in Betracht. Eine ganz eigenartige, in mancher Beziehung vollständig isolirte Stellung nimmt unsern Humanisten gegenüber der durch seine satirischen Dichtungen bekannte Franziskanermönch Thomas Murner[3] ein.

An der Schwelle der Humanistenzeit, in ihren ganzen Anschauungen mehr den jüngeren Vertretern derselben zuneigend, stehen zwei für uns wichtige, wissenschaftlich höchst bedeutsame Männer: Beatus Rhenanus und Jakob Spiegel[4], Wimphelings Schwestersohn.

Besondere Beachtung verdient wegen des Charakters seiner Schriften ein Mann, der zeitlich allen andern Humanisten vorangeht: Peter von Andlau[5]. Freilich ist auch er kein Humanist in des Wortes strengstem

---

[1] Hug ist ziemlich unbekannt geblieben. Vergl. über ihn Schmidt l. c. 2, 51 ss. 394 ind. bibliogr.

[2] Ueber sie s. Schmidt l. c. 1, 335 ss. 2, 2 ss. 87 ss. 133 ss.; vergl. über Geiler noch Dacheux, Un réformateur catholique . . . (Paris und Straßburg 1876), und die sehr lesenswerthe Einleitung von de Lorenzi in seinem Werke: Geilers von Kaisersberg ausgewählte Schriften. 4 Bde. Trier 1881. Die paar Stellen, die ich aus Geiler gebe, citire ich nach diesem Werke oder nach der Ausgabe von Geilers Predigten über das Narrenschiff. Straßburg 1520.

[3] Ueber ihn vergl. Schmidt l. c. 2, 209 ss. 419 ind. bibliogr.; ferner W. Kawerau, Thomas Murner und die Kirche des Mittelalters. Halle 1890. — Namentlich zu beachten sind die Ausführungen bei Martin, Germania von Wimpheling übersetzt und erläutert. Straßburg 1885 (daselbst auch die Uebersetzung der Declaratio); vergl. auch die Einleitung in Gödekes Ausgabe der Narrenbeschwörung. Leipzig 1879.

[4] Schmidt behandelt beide nicht mehr. Des Rhenanus Leben beschrieb Horawitz, Beatus Rhenanus, ein biographischer Versuch (Sitzungsberichte der Wiener Akademie 1871 bis 1872 S. 189 fll.). — Derselbe, Des Beatus Rhenanus literarische Thätigkeit in den Jahren 1508—1531 (Wien 1872), und: Des Beatus Rhenanus literarische Thätigkeit in den Jahren 1531—1547 (Sitzungsberichte der Wiener Akademie 1872 S. 323 fll.); vergl. auch die werthvollen Ausführungen von Knod im zweiten Theile der Geschichte der Schlettstadter Bibliothek. Im Verein mit Hartfelder gab Horawitz den Briefwechsel des Beatus Rhenanus heraus (vergl. das Verzeichniß der Ausgaben der Werke unserer Humanisten am Anfange dieser Schrift). — Jak. Spiegel ist in trefflicher Weise behandelt worden von Knod in zwei Programmen des Gymnasiums von Schlettstadt (Straßburg 1884 und 1886); ein ausgedehnter kritischer Apparat sowie umfangreiche bibliographische Notizen machen diese Publicationen auch für den Forscher höchst beachtenswerth.

[5] Ueber ihn hat ganz neuerdings eine eingehende Studie veröffentlicht Hürbin, Peter von Andlau, der Verfasser des ersten deutschen Reichsstaatsrechts. Straßburg 1897. — Wichtig sind die vom Verfasser gebrachten ‚Vorlesungen‘ Peters als oft wesentliche

Sinne, aber er hat doch auch an seinem Theile die neue Strömung unterstützt und durch seine Thätigkeit entscheidend und bestimmend auf den ganzen spätern Kreis am Oberrhein eingewirkt[1]; deshalb verdient auch er in unserer Betrachtung mit Fug und Recht seinen Platz.

Bezweifeln könnte man das für einen höchst eigenthümlichen Mann: es ist der Kolmarer Anonymus, ein wilder, ungebärdiger Geselle, der uns ‚mit seiner pessimistischen Grundstimmung, seinen apokalyptischen Erwartungen, seinem Glauben an den Weltberuf des deutschen Imperiums, seinem Haß gegen alles Romanische, seinem weit über das Maß hinausschießenden Reformeifer reiches Material für die Kenntniß der politisch-religiösen Oppositionsbestrebungen am Vorabend der deutschen Reformation'[2] bietet. Auch er hat in Italien studirt, auch an ihm ist der Hauch des neuen Geistes nicht ohne jede Spur vorübergegangen, aber er ist doch von einem Humanisten recht weit entfernt. Trotzdem habe ich es entschieden für angebracht gehalten, ihn nicht ganz mit Stillschweigen zu übergehen, denn seine Ausführungen sind einerseits als die eines echten Demokraten sehr interessant, andererseits — und das war für mich maßgebend — bilden seine Auslassungen in manchen Punkten die Ergänzung beziehungsweise das Gegenstück zu den Aeußerungen unserer Humanisten.

Ergänzung seiner Schrift: De imp. Rom.; ich habe sie, obwohl meine Arbeit im ganzen abgeschlossen war, an einigen Stellen mit Dank benutzt.

[1] ‚Das Leben und Wirken eines Sebastian Brant, Jakob Wimpheling und Geiler von Kaysersberg, sie zeigen am besten, daß Peter von Andlau in seinem Hörsaal nicht umsonst gelehrt und gearbeitet hat; . . . ein Geist hat sie alle beseelt, es war ein tiefer, wahrer Eifer für die Wissenschaft und den neuerwachten Humanismus, eine glühende Liebe zu ihrem deutschen Vaterland. Sie hatten ein offenes Auge für die Schäden in Staat und Kirche, aber auch eine hilfsbereite Hand zur Besserung derselben. Man darf behaupten, dieser Geist ist von Peter von Andlau ausgegangen oder wenigstens von ihm angeregt worden' (Hürbin S. 103 u. 104). — Man vergleiche noch die aus der Rede Labands angeführten Sätze bei Hürbin S. 160.

[2] Histor. Jahrbuch der Görres-Gesellschaft 15, 150; vergl. noch den Artikel in der Zeitschrift für Kirchengeschichte 1893 S. 456 fll. (‚Der Verfasser ist nicht schöpferischer Reformator, sondern Dolmetscher volksthümlicher Stimmungen, wie sie unter dem Einflusse wiclifitisch-taboritischer und waldensischer Lehren und unter dem Drucke der stetig wachsenden socialen Krisis täglich erregter, kühner und phantastischer wurden.') — Alles Nähere über ihn in dem so schätzbaren und dankenswerthen Auszuge von Haupt.

I. Jakob Wimpheling als Patriot — Thomas Wolf.

‚Von frühester Jugend an habe ich all meine Arbeit Deiner kaiserlichen Majestät sowie der Mehrung der deutschen Nation und des heiligen römischen Reiches geweiht und gewidmet.‘
(Wimpheling an Maximilian.)

‚Was könnte uns auf Erden theurer sein als der Boden, der uns geboren, auf dem wir herangewachsen, mit dem alle Erinnerungen der Jugend untrennbar verbunden sind!‘
(Aus der Schrift: De arte impressoria.)

Ein Zug von tiefem und ehrlichem, oft allerdings schwärmerischem und einseitigem Patriotismus durchweht die Werke Wimphelings. Er ist ein treuer Sohn seiner elsässischen Heimat, die ihn zu ihren bedeutendsten Männern zählt. Wo immer unser Humanist nur Gelegenheit hat, seinem engeren Vaterlande seine Liebe und Ergebenheit, seine Bewunderung und Anhänglichkeit zu bezeigen, da unterläßt er es nie. Sein Volk ist ihm ans Herz gewachsen, und er findet nicht Worte genug, es zu loben, zu warnen, zu vertheidigen. Die Elsässer sind für Wimpheling vor allen andern deutschen Stämmen ein freiheitliebendes Volk, das kühn und trotzig seine Unabhängigkeit durch alle Jahrhunderte treu bewahrt hat, sogar den furchtbaren Römern gegenüber[1]. Das Elsaß selbst hat seinesgleichen unter den Ländern Deutschlands nicht; es ist mit seinen lachenden Fluren der Fruchtgarten und die Kornkammer, welche die übrigen deutschen Gaue ernährt[2]. Vor allem aber blühen die elsässischen Städte, unter denen eine, das stolze Straßburg, nicht nur alle andern deutschen

[1] Vergl. Epitome c. 24.

[2] Ibid. c. 72. Diese so warme und begeisterte Schilderung Wimphelings erinnert an die ganz ähnliche des Kolmarer Anonymus, dessen Schwärmerei für seine elsässische Heimat (sie gilt ihm als ‚Herz Europas, als Rosengarten und irdisches Paradies, ja als Wohnung der Engel‘) gar keine Grenzen kennt. Vergl. Haupt a. a. O. S. 89 fll.; vergl. auch das schöne und tief empfundene Gedicht an die Vogesen von Ringmann Philesius in Köchlins Schrift, s. weiter unten Abschnitt VI. (übersetzt von Knod im Jahrbuch des Vogesen-Clubs 1, 65; bei Schmidt l. c. 2, 105), und die höchst anziehende Schilderung des Elsasses von Gebwiler in seiner Panegiris; darüber weiter unten, Abschnitt II am Ende.

Städte überstrahlt, sondern auch auf dem ganzen Erdenrund nur eine Rivalin hat, das heilige Rom[1]. Dieses Kleinod seiner geliebten Heimat zu schützen und zu wahren, es namentlich zu vertheidigen gegen welsche Raublust und Tücke, hält Wimpheling für seine heilige Pflicht, die er sein Leben lang nicht aus dem Auge gelassen[2].

Aber sein Patriotismus ist nicht engherzig. Ist seine Heimat ihm lieb und werth über alles, so nicht minder das große deutsche Vaterland. Man muß gestehen, daß deutsche Art und Sitte, deutsche Ehre und Größe keinen begeisterteren Lobredner, keinen glühenderen Vertheidiger finden können als Wimpheling[3]. Er ist ein durch und durch deutscher Mann, den es von Herzen freut, wenn andere von demselben patriotischen Geiste durchdrungen sind[4], den es tief kränkt, daß es Nationen gibt, die mit Verachtung auf den Deutschen herabschauen, ihn gar einen Barbaren nennen[5]. Das darf und soll nicht fürder sein. Der deutsche Jüngling soll durch eifriges Studium und mustergiltige Führung jenen schmählichen Vorwurf zunichte machen. Diese Tendenz, im Verein mit inniger Liebe zur Jugend, gibt im letzten Grunde das leitende Motiv der ganzen pädagogischen Thätigkeit Wimphelings, ja man kann sagen, daß sein ganzes pädagogisches Wirken eine einzige große patriotische That war; so sehr tritt auch hier überall der nationale Gedanke neben dem religiösen bestimmend und leitend hervor. Sein Vaterland wissenschaftlich zu heben und zu fördern, gerade dessen Jugend heranzubilden zu guter Sitte, geistigem Können und Frömmigkeit, Deutschlands Gaue zum Sitze der Musen zu machen — das ist das hohe und schöne Ideal, welches unserem Patrioten in seiner rastlosen, unermüdlichen und so selbstlosen Thätigkeit sein ganzes Leben lang vor Augen schwebte[6]. Der Erreichung dieses erhabenen Zieles opferte der ‚Alt-

[1] Vergl. Wimphelings Grabschrift für Thomas Wolf:
‚Argentina tibi vitam dederat, dat Roma sepulchrum,
Vix poteras nasci clarius atque mori‘
(auf dem letzten Blatte seiner Schrift: Contra turpem libellum Philomusi 1510).

[2] Vergl. vor allem seine Germania, ein schönes Denkmal der Liebe und warmen Begeisterung für die Stadt, welcher unser Humanist stets sein lebhaftes Interesse entgegengebracht hat; s. darüber weiter unten, Abschnitt II.

[3] Vergl. das schöne Wort des Trithemius über ihn: ‚Sed ne his quidem contentus, animum tuum semper ad maiora nostrorum laudum praeconia elevas et quanto plura laudibus nostris condigna inveneris, tanto ampliora concupiscis‘ (Catalog. illustr. vir. fol. A 1).

[4] Vergl. z. B. den Brief bei Riegger a. a. O. S. 309.

[5] S. namentlich seine Replik gegen Aeneas Sylvius (Riegger a. a. O. S. 437 fll.); vergl. darüber den Schluß dieses Kapitels.

[6] S. neben vielen andern Stellen Isidoneus, conclusio und den Brief bei Riegger a. a. O. S. 307, welcher zeigt, wie viel dem Verfasser an dem wissenschaftlichen Rufe Deutschlands gelegen war und wie eifrig er sich bemühte, an seinem Theile zur Hebung

vater des deutschen Schulwesens' Zeit, Ruhe und — in gewissem Sinne auch — Vermögen. In Wort und That, in seinen Schriften wie auf dem Katheder sehen wir ihn ohne Rast und unverdrossen thätig, die Jugend seines Vaterlandes zu befähigen zum erfolgreichen Wettstreite mit den Schülern des gefeierten Italiens [1]. Deshalb warnt er seine Jünger so häufig vor Vernachlässigung der Wissenschaften, wodurch dem Vaterlande Schmach und Schande erwüchse [2]. ,Wollte man', hören wir ihn in einer ernsten akademischen Rede entwickeln, ,die Rhetoren und Redner . . . noch fernerhin von den Lehrgegenständen auf den deutschen Hochschulen ausschließen, so würde Deutschland bald auf seinen Lehrstühlen, wie an den Höfen der Fürsten und des Kaisers, keine Redner und keine Geschichtschreiber mehr haben; es würde niemanden geben, der in lateinischer Sprache zu sprechen oder zu schreiben verstünde, während doch die Deutschen danach um so mehr streben müßten, als ihre Vorfahren das römische Reich mit ihrem Blute sich erkauft haben; auch wäre es für sie eine Forderung der Ehre, ihre Jugend selbst in den Humanitäts-

---

dieses Rufes beizutragen. Vergl. auch das von nationalem Stolze durchwehte Gedicht im Anhang Nr. 10 und die Worte Wimphelings in seinem Nachtrage zum Katalog des Trithemius (s. weiter unten in diesem Kapitel).

[1] Paulsen sagt in seiner vortrefflichen Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen S. 127: ,Dieser Wetteifer mit dem italienischen Volke tritt überall zu Tage; er gehört zu der Grundstimmung des ganzen humanistischen Zeitalters. Was als deutscher Patriotismus ihm oft angerechnet worden ist, das war wesentlich Eifersucht auf Italien, das doch unerreichbare. Mit deutscher Volksempfindung, mit Empfindung für den eigenthümlichen Werth dieses Volkslebens hat der humanistische Patriotismus bei den meisten so wenig zu thun, als der Zeitungspatriotismus unserer Tage.' Für unsere Humanisten trifft dieser Tadel nicht zu; es hieße den ganzen Charakter des Schlettstadter Kreises verkennen, wollte man ihm den Patriotismus der hohlen, nichtssagenden Phrase unterschieben. Im Gegentheil! Gerade diese Männer waren ehrlich und aufrichtig empört über die Geringschätzung, mit der die italienischen Jünger des Humanismus Deutschland behandelten, und ihre Opposition gegen den grenzenlosen Hochmuth einer aufgeblasenen Gelehrtensippe, die den Deutschen alles bieten zu können glaubte, erscheint als eine That von echt nationalem Werthe; was damals bei den Italienern den Deutschen gegenüber ,Modeton' war, ersieht man z. B. aus der kurzen Darlegung bei Voigt, Wiederbelebung des klassischen Alterthums 2³, 309 fll. ,Sind das Menschen!' hören wir Poggio ausrufen, ,gute Götter, schlaftrunkene, blöde, schnarchende Geschöpfe sind es, niemals nüchtern, den Menschen und Gott verhaßt! Ob sie leben oder todt sind, kann man nicht unterscheiden, wenn sie von Wein und Speise überwältigt daliegen' (ebd. S. 310). Konnten ehrliche Deutsche zu einer solchen Sprache schweigen? Konnten sie den Vorwurf ertragen, daß in Deutschland alle Menschen — man verzeihe den Ausdruck — stinken, daß der Name Deutschland schon übel mache? (ebd. S. 311.)

[2] Vergl. seine ewigen bitteren Klagen über die Indolenz der höhern Kreise, welche dadurch des Vaterlandes Ehre in den Koth zögen, z. B. seine Vorwürfe gegen die deutschen Fürsten Philippica fol. A 4.

wissenschaften zu unterrichten, anstatt sie wie bisher einzig und allein wegen dieser Wissenschaften die italienischen Hochschulen aufsuchen zu lassen.'[1]

Dieser letzte Gedanke kehrt bei Wimpheling — höchst bezeichnend für seine stark ausgeprägte nationale Denkungsart — sehr häufig wieder. Ihm widmet er ein besonderes Kapitel seiner Diatriba[2]. In einer von patriotischer Begeisterung getragenen Sprache legt er uns dort dar, wie es gar nicht nöthig sei, ins Ausland zu gehen, um gebildet und gelehrt zu werden. Mit Stolz weist er in seiner Erörterung hin auf seine berühmten Landsleute (unter andern Brant[3] und Geiler), die Italien nie gesehen und doch so Vorzügliches geleistet hätten. Für den echt deutschen Mann war es unerträglich, daß so viele junge Leute den heimatlichen Boden verließen, um in der Fremde unter bedeutenden Geldopfern ihre wissenschaftliche Ausbildung zu erstreben. Er selbst bekennt von sich nicht ohne einen Anflug von trotzigem Nationalstolze, daß er Frankreich und Italien nie gesehen habe[4], und wieder und wieder versichert er uns, daß Deutschlands Hochschulen den Wettkampf mit denen des Auslandes nicht zu scheuen brauchten. Ja deutsche Wissenschaft und deutsches Streben — entwickelt er so häufig — wird sich in unaufhaltsamem Vordringen bald die Palme erwerben, und beneidet und angestaunt wird einst das Volk dastehen, für das man jetzt die Bezeichnung ‚Barbaren' nicht zu schlecht findet. ‚Wir Deutsche', rühmt unser Patriot mit sichtlicher Genug-

---

[1] Oratio ad Gymnosophistas Heidelbergenses (1483?) bei Freundgen a. a. O. S. 25 und Wiskowatoff a. a. O. S. 36 nach der freien Wiedergabe der (eigentlich Pro concordia dialecticorum . . . betitelten) Rede bei Riegger a. a. O. S. 194. — Die ganze Ansprache verräth den unermüdlich vorwärts strebenden Pädagogen, zugleich aber auch den ernsten und werkthätigen Patrioten, den es tief bekümmert, wenn sein Vaterland im edlen Geisteskampfe zurückstehen sollte. ‚Quid autem,' hören wir unsern Humanisten ausrufen, ‚evagamur ad Parisienses! Hac ipsa nostra in universitate possent doctissimi recenseri, quales olim hic fuerunt et hodie assunt . . .' (l. c. fol. a 3). — Diese edle, aufrichtige und deshalb so wohlthuende Begeisterung Wimphelings für die Schulen seines Vaterlandes ließ den wackern Vorkämpfer deutscher Bildung ohne Rast und Ruhe die heimatlichen Unterrichtsanstalten bessern und gab ihm den Muth, trotz der schwierigsten Verhältnisse (z. B. in Straßburg; siehe Abschnitt II) für die Neugründung solcher einzutreten. — Zum Ganzen vergleiche die folgenden Ausführungen.

[2] Cap. 7, bei Riegger a. a. O. S. 359.

[3] Bei Brant finden wir ganz denselben Standpunkt (s. Abschnitt III). Dieses mannhafte Eintreten unserer Humanisten für die Bildungsstätten ihres Vaterlandes muß ihnen um so höher angerechnet werden, als sie sich dadurch in entschiedenen Gegensatz zu der herrschenden Richtung ihrer Zeit setzten; für die wissenschaftliche Hebung Deutschlands war dieses echt nationale Streben ein nicht zu unterschätzender Factor.

[4] Vergl. Riegger a. a. O. S. 418. — Aehnliche Aeußerungen eines stark ausgeprägten und sich mannhaft offenbarenden Nationalgefühls finden sich in Wimphelings Werken häufiger.

thuung[1], ,beherrschen fast den ganzen geistigen Markt des gebildeten Europas. Was wir aber auf den Markt bringen, das sind meist edle Erzeugnisse, die nur der Ehre Gottes dienen, dem Heile der Seelen, der Bildung des Volkes.'

Vertheidigt so unser Humanist Deutschland gegen den Vorwurf der Roheit und Barbarei, so stellt er andererseits deutsche Tugend und deutsche Art in das hellste Licht; namentlich verweilt er bei der Darstellung der deutschen Nationaltugenden mit ersichtlichem Wohlgefallen und behaglicher Breite[2]. Die Treue ist, so hören wir ihn mit Stolz berichten, so sehr ein Grundzug des deutschen Charakters, daß schon die römischen Kaiser gerade dieser Tugend wegen sich mit einer deutschen Leibwache umgaben[3]. Die Tapferkeit der Deutschen ist über jedes Lob erhaben. Deutsche Truppen setzten nicht nur unter eigenen Königen durch ihre Siege die Welt in Staunen, sondern sie retteten auch fremden Herrschern häufig genug den Sieg[4]. Ja der Ruf der deutschen Tapferkeit war so glänzend, daß die römischen Imperatoren sich mit besonderem Wohlgefallen gerade den Titel ,Germanicus' beilegten, denn der wog mehr als jede andere Auszeichnung[5]. Dazu kommt das directe Zeugniß eines Schriftstellers aus dem sieggewohnten Römervolke, welcher der gefährlichen Tapferkeit der Deutschen Worte der Bewunderung und Anerkennung zollt[6], wie andererseits ein bekanntes Sprichwort sagt: ,Wer zu seinem Unglück kämpfen will, der muß mit Deutschen anbinden.'[7] Dieser ungestümen Tapferkeit verdanken die Germanen ihren uralten Ruhm; ehe noch Rom gegründet war, zu einer Zeit, da die ,Silvier über Alba herrschten', war der Name der Deutschen schon in aller Munde[8].

Und dieses tapfere und trutzige Volk ist in innerster Seele fromm und gläubig; nichts kann den Deutschen in der Treue gegen die christliche Religion

[1] De arte impressoria bei Janssen-Pastor 1, 20.

[2] S. namentlich Epitome c. 53 sqq. und die Ausführungen in der Declaratio.

[3] Epit. c. 4.

[4] Epit. c. 3. 54. 69. Vergl. die stolzen Worte Philippica fol. B 3.

[5] Epit. c. 5.

[6] Epit. c. 4 (Anspielung auf die bekannte Stelle bei Tacitus, Germania c. 37).

[7] Epit. c. 5; vergl. den alten Spruch:

Wer im Krieg will Unglück han,
Fang' es mit den Deutschen an.

[8] Epit. c. 2. Die Deutschen stammen auch nach Wimpheling von den ,berühmten' Trojanern ab (vergl. Epit. c. 21); uralt ist vor allem ihre ,erlauchte' Stadt Trier, die längst bestand, als man an Rom noch nicht dachte (Epit. c. 70). Solche Uebertreibungen, die dem Nationalstolze schmeichelten, finden sich bei allen Schriftstellern damaliger Zeit in üppiger Fülle. Bezeichnend für den Werth, den unser Humanist der kriegerischen Geltung seines Volkes beilegt, ist das (häufig sich findende) begeisterte Lob der Donnerbüchse, der ,Bombarde', die er als Erfindung deutschen Geistes zu preisen nicht müde wird. Vergl. Epit. c. 64. S. auch die Stelle bei Riegger a. a. O. S. 388.

wankend machen — weder Bande, noch Kerker, noch endlich der Tod[1]. Ganz besonders ehren und pflegen die Deutschen die Wahrheitsliebe, ja sie beschämen darin sogar die wegen ihrer Wahrhaftigkeit sprichwörtlich gewordenen Perser[2].

Die Charakterfehler seines Volkes zu berühren, ist für Wimpheling höchst empfindlich und unerquicklich; er sucht die Schattenseiten möglichst zu verbergen, die Mängel zu entschuldigen, oder aber er führt das, was über dieselben gesagt wird, auf Neid, bösen Willen oder Unkenntniß zurück. So sehen wir ihn das Nationallaster der Germanen, die Trunksucht, in einer höchst bezeichnenden Weise verdecken, ja mehr oder weniger einfach abläugnen. Er will uns nämlich glauben machen, daß der Vorwurf der Trunkenheit nichts als gemeine Verleumdung sei, die gerade aus einer schönen Nationaltugend der Deutschen, ihrer Gastlichkeit, entsprungen sei. Diese, seit alters hochgerühmt, habe man ausgenutzt, und zum Danke dafür habe man dann den Hang der Germanen nach heitern Trinkgelagen zu einem ungeheuerlichen Laster gestempelt und so die ‚Tugend in Sünde' verkehrt[3]. Ein solch sauberes Handwerk haben leider vielfach fremde Schriftsteller in ihren Berichten über die Deutschen ausgeübt; andere, welche die Wahrheit nicht verletzen, erkennen doch nur mit sichtlichem Widerwillen die Vorzüge der Germanen an[4].

Einem Manne wie Wimpheling konnte auch die Sprache des Volkes, dem er so sehr zugethan war, nicht gleichgiltig erscheinen. Er betont in seinen pädagogischen Unterweisungen wiederholt, daß neben der lateinischen Sprache auch die deutsche gebührend zu berücksichtigen sei, wie er denn auch Nachlässigkeiten und Barbarismen im Gebrauch der Muttersprache streng tadelt und unerbittlich Abhilfe fordert[5]. Seinen Standpunkt in dieser Frage geben

---

[1] Epit. c. 73. [2] Ibid.

[3] Epit. c. 71. Aehnlich schönfärbend urtheilt er darüber in seiner Schrift Ad Eberhardum, wo wir ihn fol. b 3 ausführen hören: ‚Duo sepe vicia, que fragilitatis potius quam malitie tribuuntur Germanis: *ebrietas et facilis credulitas.* Primum obiciunt nobis *Itali*, quos ego tamen vidi inter convivandum ad lances et pocula *dexteram suam non extendisse postremos.*' Den zweiten Fehler entschuldigt er damit, daß er meint, betrogen werden sei doch immerhin noch besser als betrügen. — Wir sehen, wie schwer es unserem Eiferer für deutsche Ehre und Größe wird, sein Volk zu tadeln; kann er es selbst nicht ganz retten, dann muß wenigstens der Trost aushelfen, daß der Nachbar auch nicht besser ist. Uebrigens verschloß sich Wimpheling der Erkenntniß der wirklichen Gebrechen und Fehler seiner Zeit keineswegs (vergl. die späteren Ausführungen); namentlich sagt er in Augenblicken des Unmuthes seinem Volke oft bittere Wahrheiten: so erinnert er (Riegger a. a. O. S. 390) an das ‚bekannte Sprichwort', daß dem Deutschen der Verstand immer erst nach der That komme. Vergl. auch das Gedicht im Anhange Nr. 11.

[4] Vergl. darüber in einem andern Zusammenhange weiter unten S. 15.

[5] S. unter anderem seine Ausführungen in seiner interessanten Epistola de

bezeichnend wieder seine Aeußerungen in der Ars impressoria. Wimpheling bedauert es, daß Gelehrte ‚in ihrem Dünkel sich so weit verstiegen, zu behaupten, die Muttersprache sei nur gut für alte Weiber, Schiffer und Fuhrknechte‘ [1]; er stimmt aus ganzer Seele Geiler bei, der so schön sagte, daß ‚jeder, und wenn er alle Sprachen verstände‘, doch namentlich die Sprache schätzen müsse, welche er ‚bei den Eltern gesprochen und in welcher ihm in der Jugend christliche Lehre zuerst beigebracht worden‘ [2]. Deshalb hebt unser Humanist auch an Agricola besonders rühmend die Thatsache hervor, daß er dahin gewirkt habe, daß die alten Geschichtschreiber ins Deutsche übertragen würden, damit das Volk sie dadurch kennen lerne und sich im Gebrauche der Muttersprache übe [3]. Wimpheling selbst versuchte sich wiederholt in der deutschen Sprache, obwohl ihm das sichtlich — er gesteht es selbst — unbequem war [4]; unserem Humanisten aus seiner großen Vorliebe für die lateinische Sprache einen Vorwurf zu machen, hieße ungerecht sein gegen die ganze Richtung jener Zeit, deren Kind doch auch Wimpheling war [5].

---

inepta et superflua verborum resolutione bei Riegger a. a. O. S. 224 fll.; vergl. die treffenden Worte Schmidts l. c. 1, 170. — S. auch oben S. 2 Note 4.

[1] Vergl. die Stelle bei Janssen-Pastor 2, 6.

[2] Ebd. [3] Janssen-Pastor 1, 80.

[4] Vergl. Geiger, Wimpheling als deutscher Schriftsteller im Archiv für Literaturgeschichte 7, 164 fll. S. Wimphelings Worte über die Schwierigkeit, die ihm die Uebersetzung ins Deutsche machte, bei Schmidt l. c. 1, 171; vergl. auch seine Widmung zu ‚Ein heilsam kostliche Predig ... Geiler von Kaisersperg‘ (1513).

[5] S. unter anderem die richtige Bemerkung von Buschkiel a. a. O. S. 5. Zum ganzen vergl. die vorzügliche und bedeutsame Untersuchung von J. Müller, Quellenschriften und Geschichte des deutschsprachlichen Unterrichts bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts. Gotha 1882. Auch Geiler schätzte — wie schon obige Stelle zeigt — die deutsche Sprache durchaus nicht gering; er hatte deshalb wiederholt mit Anfechtungen und Anfeindungen aller Art zu kämpfen; freilich war auch für ihn ein des Lateinischen unkundiger Mensch immerhin noch ein roher Barbar; vergl. das bezeichnende Vorkommniß, das er uns in seinen Predigten erzählt (Lorenzi a. a. O. 2, 28). — Wie sehr sticht gegen Wimphelings Verhalten das des Erasmus ab, der in ‚lächerlicher Eitelkeit‘ mit seiner Unkenntniß der deutschen Sprache prunkt! (S. Reichling, Ausgewählte pädagogische Schriften des Erasmus. 1896. S. 6). — Ein großer Freund und schwärmerischer Bewunderer der deutschen Sprache ist der Kolmarer Revolutionär; in seinem Hasse gegen alles Welsche kann er auch das Latein nicht leiden, dagegen hebt er seine Muttersprache in den Himmel; sie ist nach ihm schon gesprochen worden von Adam und Eva im Paradiese, ist also viel älter als alle andern Sprachen der Welt, namentlich auch älter als das Hebräische und — was bezeichnend für des Verfassers Tendenz ist — als das Französische. Stolz verkündet uns der Autor, daß nach den Visionen Daniels einst die Zeit kommen werde, wo alle Menschen die deutsche Sprache, die Sprache ‚all Mann's‘ (die ‚allemannische‘) reden (s. Haupt a. a. O. S. 141). Aehnliche Begeisterung für die Muttersprache zeigt Wimphelings Landsmann und Bekannter, der Rufacher Konrad Pellikan (vergl. dessen Hauschronik von Vulpinus. 1892. S. 125).

Der ehrlichen Liebe zu seinem Volke und der Begeisterung für sein Vaterland entspricht die Entschiedenheit, mit der Wimpheling für die Pflege der deutschen Geschichtschreibung mit Wort und Beispiel eintritt. Nicht nur er selbst ist, wie wir später sehen werden, auf dem Gebiete der vaterländischen Geschichtschreibung hervorragend thätig gewesen, sondern er hat auch auf andere in diesem Sinne eingewirkt[1], wie er ja überhaupt der nationalen Richtung der Schlettstadter Schule auf Jahre hinaus ihr Gepräge gegeben hat. In seinen pädagogischen Schriften weist unser Humanist des öftern auf die Nothwendigkeit des Studiums der deutschen Geschichte hin; so handelt er in seiner Adolescentia von den Vorstudien zum Verständniß der vaterländischen Geschichte und macht auf Otto von Freisingen, den man damals zu schätzen anfing, aufmerksam[2]. Die Schriften des Tacitus und Aeneas Sylvius über Deutschland empfiehlt er als Schullectüre, damit der deutsche Knabe Gelegenheit habe, sein Vaterland — auch ohne große Kosten — gehörig kennen zu lernen[3].

Die unbedingte Nothwendigkeit und innere Berechtigung einer nationalen Geschichtschreibung betont unser Humanist häufig und nachdrücklich. ‚Wir wollen damit‘, sagt er so schön[4], ‚der engern Heimat als dankbare Söhne

---

[1] Z. B. auf Trithemius, der auf Wimphelings Anregung seinen Katalog berühmter deutscher Männer schrieb. Vergl. des Trithemius eigenes Geständniß in seinem Catal. fol. A; s. auch seine weitern Worte ebd.: ‚Tu autem, vir doctissime, . . . verus patriae nostrae amator ac defensor apparuisti, quippe qui varia de laude Germanorum non cessas scribere *et alios, ut idem faciant, verbis et exemplis provocare*‘; über Murrho vergl. das Folgende. — In den von Wimpheling geleiteten wissenschaftlichen Vereinen war man eifrig auf die Pflege der vaterländischen Geschichte bedacht; die Freude unseres Humanisten über solche Arbeiten ist so edel wie aufrichtig; überhaupt freute sich der durch und durch deutsche Mann über alles, was die Geschichte seines Volkes zu beleuchten geeignet war (vergl. seine anerkennenden Worte über Maximilians Studium der deutschen Vergangenheit, De arte impressoria bei Janssen-Pastor 1, 158). Er unterläßt auch nicht, darauf hinzuweisen, daß Trithemius auf Veranlassung eines hohen Gönners sich mit dem Plane trug, ‚in Sponheim eine eigene Druckerei zur Herausgabe der Quellen für deutsche Geschichte zu errichten‘ (vergl. De arte impressoria bei Janssen-Pastor 1, 115). [2] L. c. fol. 1.

[3] Vergl. Isidoneus c. 28 und Diatriba c. 6, wo er des näheren auf die Schrift des Aeneas zurückkommt, die ihm nicht wegen ihres Stils, sondern wegen ihres Inhalts so ungemein beachtenswerth erscheint. Solche Stellen zeigen so recht, wie ernst es unser Patriot mit der echt nationalen Erziehung der deutschen Jugend nahm; das Ovidsche ‚nosce prius patriam‘ war eine der Grundforderungen Wimphelingscher Pädagogik.

[4] De arte impressoria bei Janssen-Pastor 1, 138. Es ist speciell Rede von einer Sammlung elsässischer Geschichtsquellen, aus der leider nichts wurde. Mit derselben Entschiedenheit war schon früher Peter von Andlau für die Behandlung der deutschen Geschichte, speciell der deutschen Rechtsgeschichte, eingetreten; in der Vorrede zu seiner Schrift De imp. Rom. entwickelt uns dieser Patriot — denn ein solcher war er,

eine pflichtschuldige Ehrengabe widmen. Was könnte uns auf Erden theurer sein als der Boden, der uns geboren, auf dem wir herangewachsen, mit dem alle Erinnerungen der Jugend untrennbar verbunden sind? Dieser Boden gibt Kunde von dem Leben unserer Vorfahren und birgt deren Gebeine, und darum lernen wir, wenn wir seine Vorzeit studiren, unsere eigene Vergangenheit kennen.‘ Schon die parteiische Darstellung fremder Schriftsteller fordert eine national-deutsche Geschichtschreibung. Jene sehen eben die Deutschen vielfach mit schelen Augen an, vergrößern ihre Fehler, selbst die geringfügigsten, während sie den Tugenden des deutschen Volkes kaum gerecht werden; geschieht das ausnahmsweise, so finden solche Schriftsteller doch immer noch angebliche Schwächen und Mängel, so daß sich schließlich das Lob in Tadel verwandelt [1]. Es ist überhaupt ein Unglück für die Deutschen, daß sie nicht wie Achill einen Herold ihrer Thaten gefunden haben; das deutsche Volk ist eben ein Volk der Waffen, das wohl eine Reihe von glänzenden Feldherren aufzuweisen hat, nicht aber eine solche von Geschichtschreibern [2].

Diesem Mangel abzuhelfen, sollte ein Werk berufen sein, für das Wimpheling seinen Freund, den Canonicus Murrho, gewonnen hatte; dieser über-

---

schlecht und recht, ohne Schwärmerei und Anmaßung — sein nationales Programm. Des alten Rom Glanz — hören wir ihn erörtern — hat begeisterte Lobredner gefunden, und das in Männern von Geist und Talent; deutsches Verdienst indessen und deutscher Ruhm, der in der römischen Kaiserkrone so hell erstrahlt, ist bislang kaum beachtet worden, wie andererseits auch das deutsche Staatsrecht so gut wie keinen Bearbeiter gefunden hat. — Deshalb will Peter jetzt kühn Hand an sein Werk legen, dessen Abfassung ihm so recht als eine eines deutschen Mannes würdige Aufgabe erscheint. Seine Feder soll uns ein Bild geben von der einzigartigen Stellung und Bedeutung seiner Nation, jenes Volkes, dessen Ruhm so sehr in alle Welt gedrungen ist, ‚daß es kein Land, keine Insel, keinen Hafen und keinen Meerbusen gibt, zu dem noch nicht der glänzende Ruf des deutschen Namens gelangt wäre‘. Der Schluß der Widmung enthält einen warmen Appell an Friedrich III.; ‚exsurge igitur iam tandem, qui dormis . . . erige ergo, o erige brachium virtutis tuae!‘ rief er einst dem Kaiser freimüthig zu (lib. II. 18, p. 138; s. weiter unten Abschnitt VII), und hier in der Vorrede feuert er ihn an, mit siegreicher Hand endlich wieder deutschen Ruf und Namen zu Ehren zu bringen. Schmeicheln will Peter seinem Volke und seinem Kaiser nicht, nein, er will den Finger auf die Wunden legen und so heilen. Der einfache und schlichte Cleriker, dessen ‚deutsches Herz (vergl. Hürbin a. a. O. S. 217) warm unter dem Priestergewande schlug‘, verdiente wohl diese Abschweifung.

[1] Vergl. z. B. Epit. c. 71. 54 (die fremden Schriftsteller ‚feiern‘ die deutschen Tugenden ‚quasi cum fastidio‘); s. die Replik gegen Aeneas Sylvius bei Riegger a. a. O. S. 437 fll. Hier möge man auch die Tendenz des Adelphus in seinem ‚Barbarossa‘ (1535) vergleichen, namentlich sein Mißtrauen gegen die italienischen Quellen. Die Italiener, versichert er uns in der Vorrede (fol. A 2), ‚setzen allein, was ihnen fügt und der Walen (Welschen) glimpff ist und nicht der frommen Teutschen‘; ähnlich fol. H 1: ‚dann Blondus ist ein Italier gewesen, der schreibt jren glimpff und nit der teütschen.‘ [2] Epit. c. 54.

nahm die Arbeit, starb aber darüber [1]. Nun griff Wimpheling selbst das Werk frisch auf und führte es bald zu Ende. So entstand die bedeutsame Schrift Epitome rerum Germanicarum, epochemachend insofern, als es die erste Gesamtdarstellung der deutschen Geschichte von nationalem Standpunkte aus ist, im Grunde ‚nichts anderes als eine Erziehung des deutschen Volkes zum Patriotismus durch die Geschichte' [2]. Das Buch ist trotz seiner Fehler und Mängel eine hervorragende Leistung, und es wird wegen seiner ehrlichen und achtbaren Tendenz stets seine Bewunderer finden [3]. Wimpheling widmete das Werkchen seinem treuen Freunde und Jünger Thomas Wolf; in dieser Widmung ist Zweck und Richtung der Schrift klar gezeichnet. Es handelt sich darum, aus den alten Geschichtschreibern wenigstens einen Auszug der Ruhmesthaten des deutschen Volkes zusammenzustellen, ‚damit nicht, während die übrigen Nationen die herrlichen Thaten ihrer Vorfahren preisen, wir gleichsam schlaftrunken, kleinmüthig und unseres Ruhmes übereilig vergessend in ewigem Schlummer zu liegen scheinen'. Sein Buch soll ein Ruhmesdenkmal deutscher Größe und Herrlichkeit sein; es soll hinausgehen in die Welt und namentlich den Welschen und ihren verkappten Freunden zeigen, daß der Deutsche stolz sein kann auf sein Vaterland und seine Geschichte.

---

[1] Vergl. Epit. fol. I in der Widmung an Thomas Wolf. — Wie weit der Antheil Murrhos an dem Werke reicht, läßt sich natürlich nicht genau bestimmen; jedenfalls gehört Wimpheling die Zusammenstellung, Durcharbeitung und Ergänzung der ‚Fragmente' Murrhos (vergl. obige Widmung und den von Knod gebrachten Brief Wimphelings in der Alemannia XIII, 228). Wimpheling freute sich aufrichtig über die ‚Deutsche Geschichte'; er wollte das Manuscript (zugleich mit einem Werke Lupolds — vergl. darüber weiter unten — und des Trithemius Katalog) schon im Jahre 1494 seinem Freunde, dem berühmten Basler Drucker Amerbach, übermitteln, damit die Schrift verbreitet würde ‚ad honorem dei, ad laudem communis patrie, ad Germanie decorem' (vergl. den eben angezogenen Brief Wimphelings).

[2] So Geiger a. a. O. S. 402.

[3] Eine Würdigung Wimphelings als Historikers liegt von meinem Thema zu weit ab; außer auf die schon erwähnten Werke verweise ich auf die Aufsätze von Horawitz in Sybels Zeitschrift 1871 S. 66 fll. und in der Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte 1875 S. 65 fll. — Kurz und schön sagen Lorenz-Scherer a. a. O. S. 164: ‚Die genannte Schrift ... bildet wirklich eine Ruhmeshalle unseres Volkes, die wir mit all ihren Schwächen uns ebenso zu achten und zu lieben gezwungen fühlen, wie das treue deutsche Herz des ehrlichen Verfassers. Denn wir Deutsche haben wahrhaftig alle Ursache, die patriotischen Gefühle hochzuhalten und selbst die patriotische Phrase nicht gänzlich zu verachten.' — Ueber die nationale Ueberschwänglichkeit als allgemeine Erscheinung der Geschichtschreibung jener Zeit vergl. Wegeles treffende Bemerkung a. a. O. S. 41; s. dort auch über Wimpheling S. 91 fll. — Die Aufnahme der ‚Deutschen Geschichte' war in allen Kreisen der Gebildeten eine äußerst günstige; das Werkchen wurde noch häufig gedruckt, dann aber fiel es wie Wimphelings Schriften überhaupt leider in Vergessenheit.

Die warme und unmittelbare Antheilnahme des Autors an dem, was er schreibt, tritt besonders stark da hervor, wo es galt, Heldengestalten deutscher Vergangenheit dem Leser vor die Seele zu führen. Bei solchen Männern verweilt Wimpheling mit Vorliebe; er kann ihre Tugenden nicht genug preisen, ihre Bedeutung für Mit- und Nachwelt nicht genug hervorheben, und häufig ergeht er sich in Wiederholungen, um nur ja nicht zu wenig zu sagen. Die mächtige Erscheinung Karls des Großen nimmt natürlich sein ganzes Interesse in Anspruch; einen Kaiser von solcher Bedeutung und Erhabenheit hat die Nachwelt nicht wieder gesehen; er war ein Deutscher durch und durch, und deutsch soll er bleiben, wenn auch gewisse ‚Verräther' ihn zum Gallier machen wollen [1]. Aehnlich ist das Interesse, das der Autor Otto I., Friedrich I. und Friedrich II. entgegenbringt; dem Ruhme Barbarossas wird ein ganzes Kapitel gewidmet [2]. Von Friedrich II. ist Hannibal in den Schatten gestellt, Alexander erreicht worden. Und wie der Kaiser, so das Volk unter ihm! Was sind noch Athener, Spartaner und Thebaner gegen die Deutschen, welche dieser Herrscher zu Kampf und Sieg führte! [3] — Stark ist, was Wimpheling vom Tode Friedrichs II. sagt: ‚Ganz unbesiegt schied er aus dem Leben.' [4] Man sieht eben, daß es den Patrioten schmerzt, von den Kaisern seines Volkes etwas Ungünstiges berichten zu müssen. Deshalb hilft er sich so häufig durch allgemeine Redewendungen über ihm nicht zusagende Stellen hinweg, oder aber er schweigt [5]. Wo allerdings die Nichtswürdigkeit offenkundig ist, da hält auch Wimpheling mit seinem Urtheile nicht zurück [6].

Man wird es nach diesen kurzen Erörterungen nicht mehr auffallend finden, wenn Wimpheling den Kaiser Maximilian mit Lobeserhebungen aller Art überschüttet, wenn er ihn förmlich vergöttert. Für unsern Autor ist Max ‚kriegerischer als selbst Alexander der Große', ein Held ohne Fehl und Makel, der überall in vorderster Reihe kämpfte und stets siegreich die Feinde zu

---

[1] Epit. c. 10. Vergl. auch die folgenden Abschnitte, namentlich II.

[2] Epit. c. 32. — Barbarossa galt unseren Humanisten sehr viel (vergl. darüber Abschnitt III). [3] Epit. c. 39.

[4] Ebd. Eine ähnliche Schönfärberei sehen wir bei der Darstellung Friedrichs I. (vergl. Epit. c. 32 und Catalog. episcop. c. 53).

[5] Bezeichnend ist seine (ganz ähnlich Brants) Beurtheilung Friedrichs III., von dem natürlich nicht viel Gutes zu melden war. Da wird doch wenigstens hervorgehoben, daß der Kaiser den Frieden liebte, geduldig und freundlich war und sich dem Clerus günstig zeigte (Epit. c. 52. Apologia c. 40. Riegger. Oratio querulosa p. 386).

[6] Vergl. seine Worte über Wenzel Epit. c. 46; aber selbst da ist ihm der Tadel (höchst bezeichnend für ihn) unbequem, und er hält es für nöthig, sich deshalb förmlich zu entschuldigen (zum Ganzen vergl. seine Auffassung des Kampfes zwischen Papst und Kaiser im Abschnitt VIII). Auch als Pädagoge duldet Wimpheling kein böses Wort gegen den Kaiser (vergl. Diatriba c. 9 und auch sonst noch häufiger).

Boden warf[1]. Von Maximilian hofft Wimpheling die Erfüllung seiner sehnlichsten Wünsche, die ihn als Christen nicht minder beseelten denn als Patrioten: die Vertreibung der Türken, Wahrung und Mehrung des Reiches, namentlich auch Schutz seiner lieben Heimat gegen den im Westen lauernden Feind, gegen den allein Oesterreichs Doppeladler schirmen könne. Ueberhaupt ist Maximilian für unsern Humanisten das Ideal eines römisch-deutschen Kaisers, da er ja — wie unser Autor so schön sagt[2] — ‚das eine hohe Ziel verfolgte, Treue gegen Kirche und Reich, sittliche Veredelung, Liebe zu Volk und Vaterland zu befestigen und auszubreiten'. Diese Worte hat Wimpheling aus voller Seele gesprochen; er fühlte sich in seinem Streben und Denken eins mit seinem Kaiser, dessen Wahlspruch lautete: ‚Mein Ehr ist deutsch Ehr, und deutsch Ehr ist mein Ehr.'[3]

Deshalb sehen wir unsern Patrioten an den Kaiser Worte der Begeisterung, der Warnung und Mahnung richten. Wieder und wieder fordert Wimpheling Maximilian auf, sich muthig zu erheben gegen die Feinde des Reiches und der Christenheit. ‚Die übrigen Fürsten', ruft er begeistert aus[4], ‚schauen auf dich!' Seit den Tagen des großen Kaisers Karl gab es keinen Herrscher, dem jeder Stand, jedes Geschlecht, jedes Alter mehr verpflichtet gewesen wäre. ‚Du überragst', schließt er in panegyrischem Schwunge diese von hohem Pathos durchhauchte Stelle, ‚durch deine Macht über Völker und Länder, durch deinen Kriegsruhm, deine Erfahrung, deine Kenntniß in verschiedenen Sprachen, deine Weisheit, Thätigkeit und deine Abhärtung gegen Nachtwachen alle Herrscher, so hervorragend sie auch sein mögen, du übertriffst sie, du besiegst sie.' Aehnliche Stellen finden sich viele; sie machen uns mit Recht stutzig, und doch dürfen wir deshalb Wimpheling keinen niedrigen

---

[1] Epit. c. 59. Bezüglich der Uebertreibungen in diesem Kapitel vergleiche das Folgende.

[2] De arte impressoria bei Janssen-Pastor 1, 157. — Die Schwächen in Politik und Charakter Maximilians erkannte Wimpheling (vergl. auch Brant) sehr wohl, und er hat sie wiederholt theils versteckt theils offen gegeißelt, so namentlich in einem von tiefer Entrüstung zeugenden Gedicht, das wohl die Bestimmung hatte, einem Mitgliede des Wormser Reichstages in die Hände gespielt zu werden (bei Holstein a. a. O. S. 371; vergl. besonders auch die Oratio querulosa). Den Kaiser indessen jemals ganz fallen zu lassen, war Wimpheling ebenso unmöglich wie den übrigen Humanisten; eine Ausnahme macht nur der Kolmarer Anonymus, der schließlich von Max nichts mehr wissen will, ihm gar prophezeit, man würde ihm noch ‚ein Bauernhütlein aufsetzen und ihn in das Elend schicken' (Haupt a. a. O. S. 104). Zu Wimphelings treuem Festhalten an seinem Kaiser s. dessen Klagebrief beim Tode Maximilians bei Freher-Struve, Rer. Germ. script. 2, 768.

[3] Soweit Maximilians Persönlichkeit in Frage kommt, wird auch der moderne Kritiker diese Worte noch als wahr anerkennen können; der Grundton im Wesen des Kaisers war und blieb echt deutsch. Vergl. weiter unten S. 19 Note 4.

[4] Epit. c. 63.

Schmeichler nennen. Seine Neigung zu rhetorischer Uebertreibung, sein Hang zu Ueberschwänglichkeiten ist in all seinen Schriften augenfällig; er steht in dieser Beziehung ganz auf dem Boden seiner Zeit, die in solchen Dingen das möglichste leistete[1]. Uebrigens ist wohl zu beachten, daß Maximilian damals wirklich bei allen Patrioten, namentlich aber bei unserem Humanistenvölkchen, im Mittelpunkte des Interesses stand[2]. Nach der langen, traurigen Regierung des phlegmatischen Friedrich[3] hoffte man jetzt allgemein auf bessere Zeiten, ja auf die glücklichsten Tage für des Reiches Zukunft; man glaubte noch an ein Wiedererwachen des nationalen Bewußtseins, das so lange geschlummert hatte. So aufgefaßt, erscheint Wimphelings Begeisterung für seinen Kaiser als schöne Kundgebung eines tief patriotischen Geistes, der treu und ehrlich in guten wie in bösen Tagen zum Träger der Krone stand[4].

Stolz wie auf Deutschlands Kriegshelden ist Wimpheling auch auf die deutschen Männer der Wissenschaft, denen er ganze Kapitel in seinem Werke widmet[5]. Daß gerade sein Vaterland einen solchen Kranz hervorragender Geistesheroen aufzuweisen hat, vergißt unser Autor nie besonders zu betonen, so daß uns auch aus diesen literarischen und culturgeschichtlichen Skizzen

[1] S. die spätern Ausführungen, namentlich über Brant, Abschnitt III.

[2] Maximilian erfreute sich besonders auch im Elsaß großer Beliebtheit (vergl. Lorenz-Scherer a. a. O. S. 118); als Stimmen aus dem Volk über ihn sind interessant die Auslassungen der Ensisheimer Chronik (Alsatia 1873—1874 p. 287) und der Chronik der Dominikaner; letztere sagt einfach und schlicht: ‚Er war ein Trost der gantzen Christenheit, absonderlich aber der Tütschen Nation‘ (Ausgabe von Moffmann. 1844. S. 111). Bei den Humanisten kam natürlich noch die Stellung des Kaisers zu den gelehrten Bestrebungen seiner Zeit als weiteres Motiv seiner Beliebtheit hinzu (vergl. darüber Geiger a. a. O. 2, 339 fll. Wegele a. a. O. S. 91 fll. Janssen-Pastor 1, 156 fll. Ulmann, Kaiser Maximilian [2 Bde. 1884 und 1891] 2, 723 fll.). Bemerkenswerth und für Wimpheling bezeichnend ist es, daß er seinen verstorbenen Kaiser in seinem oben S. 18 Note 2 genannten Nachruf noch ausdrücklich in Schutz nimmt gegen die Anschuldigung, es seien an seinem Hofe wohl Sänger, Jäger und Musiker, nicht aber Gelehrte und Künstler zu finden gewesen. Nichts kann allerdings ungerechter sein als jene Anklage.

[3] Vergl. über diesen Kaiser die kurz und scharf pointirte Stelle bei Voigt, Wiederbelebung des klassischen Alterthums 2³, 276.

[4] Begeistern kann man sich auch jetzt noch für den ‚letzten Ritter‘, wenngleich die neuere und neueste Kritik (vergl. namentlich Ulmann) dem Kaiser manches von seinem Nimbus geraubt hat. Gewiß, die dynastischen Interessen standen bei Max oft bedenklich im Vordergrunde; aber man wird zugeben müssen, daß die habsburgischen Interessen damals wirklich häufig genug auch die Interessen des Reiches waren. Vielleicht war das größte Unglück des Kaisers seine Vielseitigkeit, seine stete Unruhe, die seinem Wesen den Charakter des Einheitlichen und Zielbewußten raubte (vergl. Lamprechts Urtheil über ihn in seiner Deutschen Geschichte 5, 16); s. übrigens Janssen-Pastor 1, 636, Note 1, namentlich Schluß.

[5] Epit. c. 52. 65 sqq. Diese Kapitel bieten noch jetzt ein hohes Interesse.

überall der warme Patriot entgegentritt. Wimpheling wahrt auch in dieser Beziehung mit förmlicher Eifersucht Deutschlands Ruhm und gutes Recht, ja er ist immer in Furcht, es könnte der eine oder andere der deutschen Geisteshelden noch vergessen werden[1]; deshalb sehen wir ihn den Trithemius ermahnen, bei Abfassung seiner Literaturgeschichte ja keinen berühmten Deutschen zu übergehen[2]. Selbstverständlich besitzt unser Humanist Localpatriotismus genug, um ganz besonders die großen Männer seines Heimatlandes zu beachten. Seinem Landsmanne auf dem päpstlichen Throne widmet er einen eigenen Abschnitt[3], und an der Stelle, wo er von der Fruchtbarkeit des Elsasses handelt, spricht er mit Stolz von den ‚hellen Köpfen‘, die seine Heimat hervorgebracht[4]. Zu voller Begeisterung reißt ihn natürlich Gutenberg hin, wie er überhaupt für die Buchdruckerkunst als glänzendste deutsche Erfindung ungemein schwärmte[5]. Gerade diese große That deutschen Genies macht ihn

---

[1] Immer wieder kommt er in seinen Schriften auf sie zurück. Der Stolz des Gelehrten, aber auch des Patrioten leuchtet aus jeder Zeile hervor; vergl. außer unzähligen Stellen der Epitome seine Verse auf Rhabanus Maurus (Holstein a. a. O. S. 375):

‚Maxima Germanis accrevit gloria, postquam
Rhabanus mirum constituisset opus.
Itale da dextram; concedas Itale nobis,
Namque his vix similes conficis ipse modos.‘

S. auch seine Worte über Regiomontan in De arte impressoria bei Janssen-Pastor 1, 151. Uebrigens ist seine deutsche Geschichte gerade auch wegen der starken Betonung des Culturellen beachtenswerth; er ‚liefert dadurch den erfreulichen Beweis, daß man schon damals mit Verständniß die Cultur- und Literargeschichte in Verbindung mit der politischen Geschichte zu behandeln wußte‘ (Janssen-Pastor 1, 139).

[2] Epit. c. 10. Er selbst machte zum Kataloge des Trithemius noch Nachträge (Catalog. illustr. viror. fol. O 4 sqq.) und wünschte, daß später andere Männer das Werk immer wieder fortsetzen sollten. Vergl. seine schönen Worte l. c. fol. O 6: ‚Sed unusquisque post nos addat, quos invenerit, *et gloria Alemannorum semper aucta omnibus exteris nota fiet.* Nos enim, quantum nobis licuit, pro laude nationis nostre animo promptissimo laboravimus.‘ Und fol. O 1: ‚Committamus hoc onus posteritati, ut, si futuri sunt unquam in Alemannia, qui nationis et patrie sue laudem ac gloriam amabunt, addant de sua vena, ubi nos iam destitimus.‘ Die ganze Stelle enthält in schwungvoller, warmer Sprache eine glänzende Abwehr des Vorwurfs der ‚deutschen Barbarei‘; sie zeigt so recht, daß in Wimpheling der Humanist von dem Patrioten gar nicht zu trennen ist. Trithemius selbst, der ‚Fürst der vaterländischen Wissenschaft‘, erfüllt unsern Humanisten mit nationalem Stolze. ‚Auch nennen wir ihn‘, schrieb er in patriotischem Selbstgefühl nach Rom, ‚den glücklichen Vater einer zahllosen Nachkommenschaft, den besten und berühmtesten Sohn des an Gaben der Natur wie des Geistes fruchtbarsten Landes von Deutschland‘ (Janssen-Pastor [aus De arte impress.] 1, 127). [3] Epit. c. 26.

[4] Epit. c. 72 (so nach der trefflichen Uebersetzung von Freundgen).

[5] Bei jeder Gelegenheit spricht er von diesem ‚magnum quoddam ac paene divinum beneficium‘; s. namentlich die schöne Stelle in De arte impressoria (Janssen-Pastor

so recht und echt stolz, und mit geradezu kleinlicher Eifersucht wacht er darüber, daß dieser einzige Ruhm seinem Volke von einem neidischen Nachbarn nicht etwa geraubt werde. Köstlich und bezeichnend in dieser Hinsicht ist ein Vorfall, den uns Wimpheling in seiner deutschen Geschichte mittheilt. Er erzählt nämlich[1], ein gewisser Ulrich mit dem Beinamen ‚Han' habe diese Erfindung von Deutschland nach Rom gebracht. Dort übersetzte man das deutsche ‚Han' natürlich mit gallus, und dadurch entstand der leicht erklärliche Irrthum, jener Ulrich sei ein Franzose gewesen. Da geräth unser Humanist in Harnisch; eine solche Auffassung darf sich um keinen Preis festsetzen, und deshalb weist er diesen Irrthum ausdrücklich als ungereimt zurück.

Die Zeit, in der Wimpheling lebte, konnte allerdings ein patriotisch fühlendes Herz wenig befriedigen. Die politischen Verhältnisse waren geradezu trostloser Art, des Kaisers Majestät zu einem Schatten herabgesunken[2], die Fürsten durchweg ohne Gefühl für Pflicht und Verbindlichkeit dem Reiche gegenüber[3], dieses selbst in seinen Grenzlanden bedroht, im Innern morsch, nach außen ohne Geltung und Ansehen; dazu kamen die groben Mißstände auf kirchlichem Gebiete[4] und die drohende Türkengefahr, die bei der egoistischen Engherzigkeit der damaligen Fürsten kaum beachtet wurde. Da erheben unsere Humanisten, und allen voran Wimpheling, ihre warnende Stimme. Sie sehen mit blutendem Herzen des Reiches Macht und Ansehen tiefer und tiefer sinken, sie erkennen die ganze Größe der Gefahr, den furchtbaren Abgrund, dem das Reich zueilt; aber sie verzagen nicht, wenn sie auch oft entmuthigt und fast verzweifelnd zu sinken drohen. Mit Bewunderung und ehrlicher Theilnahme schauen wir auf diese Männer, die in einer Zeit, welche auf die einsamen Rufer nicht mehr hören mochte, ihre Ideale unentwegt und unbeirrt von dem neuen Zeitgeiste vertheidigten und mit ihren schwachen Kräften das sinkende Reich zu halten suchten.

1, 14): ‚Wie ehemals die Sendboten des Christenthums hinauszogen, so ziehen jetzt die Jünger der heiligen Kunst aus Deutschland in alle Lande aus, und ihre gedruckten Bücher werden gleichsam Herolde des Evangeliums, Prediger der Wahrheit und Wissenschaft' (vergl. ebd. 1, 9).

[1] Epit. c. 65. Ueber U. Hahn als Drucker in Rom s. Pastor, Geschichte der Päpste 2 (2. Aufl.), 328 ff.

[2] Was man damals dem Kaiser bieten konnte, ist schier unglaublich; um sich davon einen Begriff zu machen, lese man unter anderem die Ausführungen bei Janssen-Pastor 1, 605 fll. — Das politische Elend jener Tage war wirklich keiner Steigerung mehr fähig.

[3] Es möge genügen, Ulmanns (a. a. O. 2, 588) Worte anzuführen: ‚So hinterläßt dieser kurze Spaziergang durch die Gebiete der fürstlichen Territorialherren in der Hauptsache den gleichen tief betrübenden Eindruck. Von kleinlichen Leidenschaften getrieben, vergessen sie alles um sich her... Der herrschende Zug in der Physiognomie dieser Herren ist Selbstsucht und eine allerdings gradweise abgestufte Unbekümmertheit um die vernünftigen Interessen des allgemeinen Wesens wie der Beherrschten.'

[4] Vergl. die Ausführungen weiter unten.

Fürsten und Völker müssen ihre Pflicht erfüllen, wenn Deutschland zu neuem Glanze erstehen soll, Eintracht und Friede muß herrschen im Innern des Reiches, die Schäden der Kirche müssen geheilt werden, das deutsche Volk muß sich aufraffen und sich seiner hohen Aufgabe wieder bewußt werden, statt langer Berathungen müssen wir übergehen zu frischer, energischer That[1] — das ist das politische Programm Wimphelings, dem er sein Leben lang treu geblieben ist. Deshalb seine eindringlichen, immer wiederkehrenden Bitten an Fürsten und Volk, doch dem Reichsoberhaupte zu gehorchen und dessen Majestät zu achten[2], seine bittern Klagen über die im Reiche herrschende Zwietracht[3], sein wiederholter Hinweis auf Deutschlands glänzende Vergangenheit, auf die strahlenden Tugenden der Vorfahren und das betrübende Bild seiner Tage[4]. Mit flammenden Worten wendet er sich an den Adel Deutschlands, der seine hohen Ziele aus dem Auge verloren habe[5]; er erinnert die Fürsten an das, was ihre Standesehre erheische, ihr Beruf fordere. ‚Edlen Stammes seid ihr,‘ ruft er ihnen zu, ‚öffentlich tragt ihr die militärischen Abzeichen; goldene Ketten schimmern an eurem Halse und an euern Fingern goldene Ringe; eure Schwerter und Sporen blitzen in lauter Gold. Christen

[1] ‚Quid profuerunt‘, ruft er unwillig aus, ‚tot nostri conventus? tot indicti dies oecundi et pregnantes, ut Itali (der Zusatz ist ihm sicher nicht leicht geworden) nobis obiicere consueverunt?‘ (Philippica fol. B 1.) Aehnlich Brant (s. Abschnitt III).

[2] An unzähligen Stellen, namentlich auch in seinen pädagogischen Schriften; die Sprache ist gerade hier ebenso aufrichtig und ehrlich als tiefernst und schwungvoll.

[3] Diese Klagen kehren ungemein häufig wieder; sie geben manchen Stellen unseres Humanisten einen düstern, stark pessimistischen Zug, der uns so recht zeigt, mit welch richtigem und nüchternem Blick Wimpheling die Krebsschäden seiner Zeit erkannte und wie ehrlich er es mit einer gesunden Reform meinte.

[4] Man vergleiche namentlich seine Oratio querulosa (z. B. die schöne Stelle bei Riegger a. a. O. S. 391) und seine Mainzer Bisthumsgeschichte (s. folgende Stelle).

[5] Stolz und Dünkel auf den Adel der Geburt waren unserem Humanisten zuwider; die Edlen seiner Tage bekommen gerade wegen ihres Adelsstolzes manch bitteres und ernstes Wort von ihm zu hören. ‚Hi viderint,‘ ruft er ihnen entrüstet zu, ‚an sint nobiles, immo si sint homines quidem, cum nobilitas ex sola virtute comparetur. Ad quas sordes redacta est prisca et antiqua nobilitas Germanica, ad quam labeculam demersa est alta comitum generositas! Ignorant profecto splendorem proprium, excellentiam et dignitatem.‘ Wird das nicht anders, so steht es schlimm um das Reich; ja, ein Freund hat ihm von den pflichtvergessenen Fürsten geweissagt: ‚Nisi alios sotulares induerent, eos tandem levibus Gallis et Alpicolis illis silvestribus subiciendos‘ (Englert a. a. O. S. 36). Aehnlich die Klage bei Hug (fol. A 3): ‚Wie möcht heil und selikeyt bey yn sein, so sy ere von ein ander suchen und gots ere verachten; sy überhebent sich des adels der geburt und der menscheit, aber nit des adels der tugent und der geistlicheit.‘ Vergl. auch Geilers Predigten über das Narrenschiff bei Lorenzi (a. a. O. 2, 194 fll., in der Ausgabe von 1520 fol. i 6) und Peters von Andlau ernste Worte lib. II, c. 11, p. 108 sqq.

seid ihr; ihr wollt, daß man euch Christen nenne und euch für solche halte. Wohlan denn! Zeiget durch That und Beispiel euern Adel; zeiget, daß ihr wahre Kämpfer Christi seid; bekundet eure Frömmigkeit und euern Glauben durch Werke! Leidet nicht, daß man euch eure Ehre raube.'[1]

Dem Wahrer deutscher Ehre, dem treuen Wächter über Deutschlands Recht und Besitz war namentlich der Nachbar im Westen verdächtig. Wimpheling weiß, daß der gutherzige und biedere, aber auch einfältige und leichtgläubige Deutsche dem in Ränken und Schlichen jeder Art geübten Feinde nicht gewachsen ist, zumal jener nur zu leicht arglos in den Tag hinein lebt, ‚spielt, trinkt und springt', ja gar träumt, während der immer wachsame Erbfeind auf der Lauer liegt, um bei der ersten besten Gelegenheit über die Vertrauensseligen herzufallen[2]. Wimphelings Abneigung gegen die Franzosen ist eine der hervorstechendsten Eigenschaften im Charakter unseres Humanisten, und die Aeußerungen dieser Abneigung sind ungemein bezeichnend für diesen Mann, der ebenso stark hassen wie lieben konnte[3]. Mit welcher Antheilnahme schildert uns nicht seine Feder die Bübereien, die Unmenschlichkeiten und Schandthaten der Armagnaken, jenes Raubgesindels, das keine Ehrfurcht hatte vor den ‚Tempeln Gottes', das in schamloser Frechheit nicht ‚Wittwen, Waisen und Wöchnerinnen verschonte'![4] Wie unverhohlen und innig ist deshalb nicht seine Freude über den glücklichen Handstreich seiner Schlettstadter Mitbürger gegen jene Banden[5], deren erbeutete Feldzeichen in der Pfarrkirche

[1] Epit. c. 63, das ausschließlich dem Adel Deutschlands gewidmet ist und, wie unzählige Stellen bei Wimpheling, zum Türkenkriege auffordert, der schließlich, wenn andere Nationen nicht können oder nicht wollen, von den Deutschen frisch unternommen werden, also — was auch stets Maximilians Ideal blieb — ein nationaler Krieg sein soll (vergl. Philippica fol. B 3, wo er mit hohem Selbstgefühl vom deutschen Krieger spricht, und Epit. c. 61). Um die deutschen Fürsten zum Schutze der Religion anzuspornen, gab er die Schrift des von ihm so sehr geschätzten Lupold von Bebenburg, Germanorum veterum principum zelus et fervor in Christianam religionem, heraus (s. Riegger a. a. O. S. 313).

[2] Vergl. Adolescentia fol. 5, Agatharchia fol. b 2, namentlich aber das Gedicht im Anhange Nr. 11, das mit bitterer Ironie gegen den ‚deutschen Michel' gewürzt ist, während den Franzosen — man merkt die Absicht — eine Schmeichelei gesagt wird.

[3] Wo er von seinen Lebensaufgaben spricht, erwähnt er als solche unter anderem auch sehr bezeichnend den Kampf gegen die Franzosen (vergl. z. B. Riegger a. a. O. S. 306), und das Buch des Aeneas Sylvius über Deutschland will er auch deshalb gelesen wissen, weil es über den schnöden Stolz der Gallier handle (Diatriba c. 6).

[4] Epit. c. 51. — Das Land hatte furchtbar unter diesen Rotten zu leiden, und deshalb war die Erbitterung gegen sie allerorten grenzenlos; Wimphelings Vater wurde persönlich hart getroffen (vergl. Riegger a. a. O. S. 450; zum Ganzen s. Janssen, Rheingelüste, 2. Aufl. S. 6 fll.). [5] Epit. c. 52.

seiner Vaterstadt ihren Platz fanden ‚zum ewigen Andenken an einen so herrlichen Sieg‘![1]

Die schmählichen Ereignisse der jüngern Zeit, die ewigen Intriguen der französischen Könige gegen das Haus Habsburg, die unerhörte Beschimpfung der Ehre des Kaisers und seiner Familie[2], die Anmaßung, mit der die Franzosen an der deutschen Grenze wie in Italien auftraten, mußten jeden ehrlichen Deutschen aufs tiefste beleidigen und erbittern. Dürfen wir es da unserem Patrioten verargen, wenn er, empört über solche ‚gallische Perfidie‘, mit heiligem Zorne von Verräthern spricht, die um schnöden Gewinnes willen sein Heimatland den Franzosen in die Hände spielen wollen, wenn er mit einer bis zum Hasse gesteigerten Erbitterung gegen die Welschen — auch die verkappten im deutschen Lande — losfährt? Nie, abgesehen von seinem Kampfe gegen die kirchlichen Mißbräuche, wird Wimpheling heftiger, nie leidenschaftlicher, als wo es gilt, seine Heimat, echten, guten deutschen Boden, wie er so häufig darthut, gegen den lauernden Nachbarn zu vertheidigen[3]. ‚Muthig wollen wir‘, ruft er stolz aus, ‚das Volk Karls des Großen für uns in Anspruch nehmen! Wir wollen nicht leiden, daß die übermüthigen Gallier sich das anmaßen, was unser ist; wir wollen ein Gesetz erstreben gegen den Menschenraub; denn der gallische Hochmuth sucht alles gegen Recht und Gesetz an sich zu reißen.‘[4]

Der französische Nationalcharakter erscheint bei Wimpheling im ungünstigsten Lichte. Er wirft den Franzosen List und Tücke, Falschheit und Untreue vor; sie sind ihm ein Volk, das mit Lachen auf den Lippen die Treue bricht, dabei kleinmüthig, leichtsinnig, wetterwendisch, stolz ohne Maß, voll Prahlerei und Ruhmsucht[5]; bei jeder Gelegenheit ist der Franzose mit einem

---

[1] In seiner historischen Darstellung wird den Franzosen sehr übel mitgespielt; sie erscheinen als ein Volk, das nach seiner ganzen Vergangenheit den Deutschen in keiner Beziehung ebenbürtig ist; der Franzose ist für Wimpheling eigentlich nur der Vasall des Deutschen. ‚Von diesen Franken‘, versichert er uns, als er von ihrem Könige Karl d. Gr. spricht (Epit. c. 9), ‚sind einst die Gallier, die jetzt Franzosen genannt werden, abgefallen, wie sie auch heute‘ — setzt er bezeichnend hinzu — ‚allem Völkerrechte und aller Redlichkeit zum Hohne von Maximilian . . . abgefallen sind.‘ Vergl. auch Abschnitt VI u. VII. [2] Vergl. S. 26 fll.

[3] Vergl. seine Germania und viele Stellen seiner Epitome (s. Abschnitt II).

[4] Epit. c. 22 (‚legemque Faviam (Fabiam) de plagiis intendamus‘).

[5] Vergl. das Gedicht im Anhang Nr. 11, dann Epit. c. 9. 21. 22; mit Hohn weist Wimpheling die eitle Großthuerei der Franzosen wegen ihres ‚Sieges‘ an der Birs zurück (Epit. c. 51). 30 000 Franzosen, erzählt er uns in nationalem Selbstgefühl, standen gegen 2000 Schweizer (er nennt sie ‚Löwen‘); ein Brüsten mit ihren Siegen, wie dieses Volk es überhaupt liebe, sei deshalb sehr wenig angebracht. S. auch seine Bemerkung Germania fol. d 5: ‚Germani autem veris Gallis neque colore ca-

leichtfertigen Schwur bei der Hand, und das schon in jungen Jahren, woher es kommt, daß sie als Männer nicht zurückschrecken vor schamloser Lüge, Täuschung und Verletzung anvertrauter Geheimnisse[1]. — Gewiß, eine solche Schilderung ist stark[2]; ihre Uebertreibung und Einseitigkeit liegt auf der Hand. Dieselbe Färbung zeigt eine Stelle, wo Wimpheling von einem pflichtvergessenen und trunksüchtigen Straßburger Bischof spricht, der nicht deutscher Nationalität war. Da schließt er: ‚Ich freue mich jedoch, daß dieser Mann ein Franzose, kein Deutscher war, damit nicht bloß unseren Landsleuten von Ausländern der Vorwurf der Trunksucht gemacht werden kann.‘[3] Stark ist auch, was Wimpheling von der weiten Verbreitung französischer Ordensgenossenschaften und Wohlthätigkeitsanstalten sagt. Es ist sein großer Kummer, daß die Franzosen in dieser Hinsicht die Deutschen übertreffen, und deshalb scheut er sich nicht, jene Orden zusammenzustellen mit den welschen Possenreißern und Gauklern, die die Tasche des einfältigen und gutmüthigen Deutschen leerten[4]. Jedem Unbefangenen muß da unser Humanist doch zu einseitig, zu schroff, zu parteiisch erscheinen; seine Auffassung ist in solchen Fällen gerade so kleinlich, wie bei einer andern Gelegenheit, wo er sich über die falsche Prosodie der Franzosen lustig macht[5], oder an einer Stelle seiner Germania,

---

pillorum neque vultu neque lingua neque animo aut moribus pares esse certo constat, quin etiam Germani proceritate, *Galli autem sola multitudine* vincere consueverunt.‘

[1] Adol. fol. 10 (‚sicut Galli, qui mox per meam fidem dicunt, lingua sua „par ma foi“‘). Vergl. Ad Eberhardum fol. b 3: ‚Aliquid ficti, quod attribuitur Gallis, qui eciam suspecti sunt, si litteras sigillo proprio munitas non servent.‘ Das Urtheil wird noch verschärft durch den Gegensatz: ‚Dux autem Eberhardus ut *verus Germanus verax est et apertus.*‘

[2] Ein glühender Hasser gallischer Sitte und gallischen Wesens ist auch der Kolmarer Anonymus; bei ihm sieht man so recht, was der Franzose damals im deutschen Grenzlande und zwar bei einem Manne des Volkes galt. Mit Mißtrauen und stets wachsender Sorge sieht der Autor die diplomatischen Erfolge der Franzosen unter Maximilian. Er ist sich bewußt, daß die Welschen ‚keim Tutschen hold sind, geneigt, alzit gutes mit bosem vergelten‘, und deshalb predigt er gegen Frankreich den Krieg bis aufs Messer, ‚bis uff den letsten mann‘ (Haupt a. a. O. S. 122 ffl.). In seiner historischen Erörterung werden die Franzosen sehr verächtlich behandelt; den Deutschen konnten sie sich nie zur Seite stellen, und ihre Selbständigkeit ist Deutschland gegenüber nur eine höchst bedingte (Haupt a. a. O. S. 146 ffl.; siehe weiter unten in diesem Abschnitt S. 29 und Abschnitt VI u. VII).

[3] Catal. episcop. c. 71; ähnlich, und das ist bezeichnend, in der Mainzer Bisthumsgeschichte (Englert a. a. O. S. 19). Aus jeder Zeile schaut der Unmuth des Autors über die von hoher Stelle befohlene Bevorzugung eines Welschen für den Bischofsstuhl hervor. [4] Agatharchia fol. b 2.

[5] Isidoneus c. 24; ganz ähnlich Apologia c. 39, wo Wimpheling in echt kleinlicher Weise über den sprachlichen Schnitzer eines italienischen Bischofs loszieht und

wo er die Bemerkung nicht unterdrücken kann, daß die Capetinger einen gemeinen ‚Fleischer und Schlächter‘ zum Ahnherrn gehabt haben sollen [1].

Es kann keinem einfallen, Wimpheling angesichts solcher Urtheile, die ihren aggressiven Charakter an der Stirn tragen, rechtfertigen zu wollen; wohl aber können wir ihn verstehen und in etwa entschuldigen [2]. Ein gut Theil solcher Einseitigkeit geht auf Rechnung des allgemeinen Charakters der humanistischen Tendenz allem Fremdländischen gegenüber; dazu kommt die naturnothwendige starke Reaction jener Tage gegen jahrelange systematische Schmälerung deutscher Ehre und Größe durch eine intrigante französische Politik [3], und da können wir bei einem Manne wie Wimpheling, dessen Sprache eben die Sprache jener Reaction [4] war, nicht die kühle und nüchterne Abmessung des Urtheils voraussetzen, wie die strenge Kritik sie fordern muß. Bedenken wir eben wohl, wie innig und unmittelbar in unserem Humanisten der nationale Gedanke lebte, wie ehrlich und aufrichtig seine Theilnahme für alles war, was Kaiser und Reich betraf.

Um das so recht zu verstehen, braucht man unsern Patrioten nur zu betrachten in einem Streitfalle, der in seinen Ursachen nicht weniger wie in seinem ganzen Verlaufe nicht allein für Wimpheling, sondern auch für seine ganze Zeit höchst bezeichnend ist. Es handelt sich um den so ungemein interessanten (prosaischen und poetischen) Briefwechsel zwischen unserem Humanisten und dem bekannten französischen Diplomaten Gaguin [5]. Der Gegenstand des Streites ist der schmachvolle Angriff Karls VIII. auf des Kaisers Ehre. Der Franzose hatte Maximilians Tochter, die lange bei ihm am Hofe als

am Schlusse bemerkt: ‚et is tamen utriusque censurae se doctorem profitebatur, sed Italicum, de quo congratulor Germaniae nostrae.‘ [1] Germania fol. d 5.

[2] Von dreister Erfindung kann hier ebensowenig Rede sein, wie sonst in seinen Angaben; nur hat er Licht und Schatten an solchen Stellen häufig ungleich vertheilt und durch Einseitigkeit in der Darstellung die historische Treue nicht selten verletzt.

[3] Man erinnere sich des bekannten Wortes Maximilians über die Franzosen: ‚Sie singen höher als genotirt ist, sie lesen anders als geschrieben ist, sie reden anders als ihnen am Herzen ist.‘ S. weiter Janssen, Rheingelüste S. 12 fll.

[4] Diese Reaction war namentlich im Elsaß sehr stark und der Gedanke an einen Rachekrieg gegen Frankreich sehr populär (vergl. besonders den Kolmarer Anonymus weiter unten S. 29). Namentlich schützten Städte und Bauern das Deutschthum im Grenzlande (Janssen, Rheingelüste S. 9 fll.), wie denn auch die treuen Sund- und Breisgauer vor allem Maximilian den Sieg bei Salins verschafften; der Pfirter Hauptmann Kapeller war allbekannt und berühmt (vergl. über ihn und jenen Sieg weiter unten Abschnitt III).

[5] Wegen der Wichtigkeit der ganzen Correspondenz sowohl zur Beurtheilung der damaligen Stimmung gegen Frankreich als auch zur Kennzeichnung Wimphelings als Dichters, zumal als deutschen, habe ich die poetischen Stücke theilweise im Anhange gebracht (s. Nr. 9). Gaguin, Ordensgeneral der Trinitarier, war wiederholt Gesandter an fremden Höfen, so damals in Heidelberg.

seine Braut gelebt hatte, dem Vater zurückgesandt und in unerhörter Frechheit des Kaisers Verlobte, Anna von der Bretagne, durch List und Gewalt gezwungen, sein Weib zu werden. Diese Unthat, diese Schmach ohne gleichen wirkte wie ein aufschreckender Donnerschlag auf die schlummernden Geister Deutschlands, wenigstens auf die, welche noch einen Funken von Ehrgefühl und Liebe für Kaiser und Reich in ihrem Herzen bewahrt hatten. Wimpheling war natürlich einer der ersten auf dem Kampfplatze, und er hat als wackerer Kämpe, als Patriot im schönsten Sinne des Wortes gestritten und — das dürfen wir behaupten — gesiegt. Der flammende Zorn unseres Humanisten über diese welsche Schandthat, die Innigkeit seines Mitleids mit seinem schmählich beschimpften Kaiser[1] zeigen deutlich genug, daß der Patriotismus für Wimpheling etwas anderes war als leere Phrase und eitle Prahlerei. In einem äußerst warm und theilnehmend gehaltenen Briefe[2] theilt er Maximilian mit, daß er in dieser Sache als sein treuer Anwalt auftreten wolle. ‚Sobald ich‘, schreibt er, ‚auf den höhern Bildungsanstalten den Grund gelegt hatte zu meiner wissenschaftlichen Berufsarbeit, habe ich angefangen, einerseits die deutsche Jugend zu unterrichten, andererseits mein Streben und Arbeiten dem Wohle und der Ehre des römischen Reiches zu widmen. Aber ganz besonders ist es in unsern Tagen heilige Pflicht, die Ehre Deiner königlichen Majestät gegen französische Perfidie zu vertheidigen und die Ränke und Schliche der Franzosen aufzudecken. Denn schrecklich und unerhört ist die Unthat, wodurch der König Karl von Frankreich Deine rechtmäßig Dir angelobte Braut, Anna von der Bretagne, heimlich, durch rohe Gewalt und Tücke dir geraubt hat — seinem Namen zur ewigen Schande.‘ Wimpheling erklärt sodann dem Kaiser, daß er hinlängliches Material besitze, um diese Ruchlosigkeit des Franzosen gebührend an den Pranger zu stellen und so ihm und der mit ihm beleidigten deutschen Nation Genugthuung zu verschaffen.

Mit Erlaubniß des Kaisers veröffentlichte nun unser Humanist seine Fehde mit Gaguin, der die Rolle eines Vertheidigers seines Königs übernommen hatte. In dem ersten Gedichte[3] spricht Wimpheling sein Entsetzen aus über das Unerhörte und schildert mit Schwung und packender Lebendigkeit jene Unthat. Am Schlusse ruft er Karl die Worte zu:

---

[1] Den Kaiser soll ‚sothaner Braut-Raub so sehr geschmertzet haben‘, daß er, wie man sich erzählte, vor den versammelten Fürsten in die ernsten Worte ausgebrochen sei: ‚Er glaube nicht, daß ein Mensch auf der Welt, den Herrn Jesum ausgenommen, so viel Schmach und Unrecht erlitten hätte, als ihm von den Franzosen wäre angethan worden‘ (Müller, Reichstagstheatrum S. 135).

[2] Riegger a. a. O. S. 580.

[3] S. Anhang Nr. 9a bezw. die deutsche Uebersetzung f.

Wo kuniglich ere und werde sey, wo furstlich hercze mit preise,
Wo warheyt, scheme und tugent sey, sage kunig und beweyse,
Wo vehster mut, messigkeit, du furst dich ouf eyme eyse.
Die lilgen welken.

Die letzten Worte[1] bilden den ständigen, sehr bezeichnenden und wirkungsvollen Refrain der einzelnen Strophen. In einem höflichen, aber entschiedenen Briefe entschuldigt sich dann Wimpheling Gaguin gegenüber, falls er ihn durch sein Gedicht beleidigt hätte. Er stellt ihm vor, daß ihm jede Absicht, zu verletzen, fern gelegen hätte, aber bei einer solchen Beleidigung seiner Nation und seines Kaisers habe er nicht schweigen dürfen. ‚Bedenke doch!‘ schreibt er[2], ‚wie Du als Franzose ganz natürlich und mit Recht den Franzosenkönig ehrst und liebst, so bin ich als Deutscher dem deutschen Könige verbunden, und ich müßte wirklich als schändliches Glied angesehen werden, wenn ich mich nicht bemüht hätte, dem erhabenen Haupte, dem eine so schmähliche Beschimpfung widerfahren ist, wenigstens nach meinen Geisteskräften mein Mitgefühl und meine Theilnahme auszudrücken.‘ Er legt dann Gaguin, den er mit großer Hochachtung behandelt, seine Unparteilichkeit in dieser Angelegenheit dar, erkennt gern und rückhaltlos die Verdienste Frankreichs und seiner Herrscher an und bedauert tief, daß durch eine solche Frevelthat der Glanz des französischen Namens in den Koth gezogen würde. Gaguins Entgegnung[3] verräth den beleidigten Franzosen; sie versucht eine Vertheidigung Karls VIII. und führt in einem am Schlusse gegebenen Gedichte den Gedanken aus, daß Frankreichs ‚Lilien‘ nicht ‚welkten‘, sondern in schönster Blüthe ständen und immer stehen würden.

In der Antwort auf Gaguins Replik entkräftigt Wimpheling zunächst die Beweisgründe seines Gegners, dann läßt er einige geharnischte Gedichte folgen[4], in denen er bei nochmaliger Betonung seiner Unparteilichkeit

[1] Im lateinischen Texte: ‚lilia marcent‘.

[2] Müller a. a. O. S. 196. — Wie sehr sticht gegen einen so ehrlichen Patriotismus, wie ihn diese Worte Wimphelings offenbaren, das Verhalten des damaligen ‚officiellen‘ Deutschland ab! ‚Einen Verbündeten fand‘ — bemerkt Ulmann a. a. O. 1, 141 — ‚Max nur an der öffentlichen Meinung in Deutschland, das heißt an derjenigen unpolitischer Kreise. Während daher Wortführer der studirten Klassen, wie Jakob Wimpheling, und Volksdichter wie der Verfasser des „Fräuleins von Britannien“ warnend und anklagend ihre Stimmen erhoben gegen die Handlungsweise Karls VIII., standen die regierenden Klassen kaltsinnig und abwehrend zur Seite‘ (vergl. die Volkslieder bei Lilienkron 2, 292 flg.).

[3] Müller a. a. O. S. 137—139; vergl. Riegger a. a. O. S. 576. — Gegen den spitzfindigen Gaguin war Wimpheling auch rein sachlich im Rechte; einige Unklarheiten bleiben allerdings immerhin noch bestehen (vergl. Ulmann a. a. O. 1, 121 und den Excurs S. 180 flg.).

[4] S. den Anhang Nr. 9 b flg.

in scharfen und treffenden Worten das Verbrechen Karls geißelt. Auf einen weitern Federkrieg mit dem Franzosen will er sich nicht einlassen. Gott wird uns, führt unser Humanist dann weiter aus, in dem uns aufgenöthigten Kampfe beistehen, denn auf unserer Seite ist das gute Recht. Und in diesem Kampfe wird Deutschland dastehen wie ein Mann; und geschlossen und einmüthig wird es sich erheben gegen den Schänder seiner Ehre, obwohl der schlaue Franzose noch auf die alte deutsche Zwietracht baut. Die deutschen Adler werden sich versöhnen und den gallischen Greif in die Flucht jagen, und — ruft unser Humanist triumphirend aus —:

Der fynt wirt uberwunden![1]

Die Sühne dieses Frevels, schließt Wimpheling mit tiefer Einsicht, ist übrigens schon des abschreckenden Beispiels wegen eine unbedingte Nothwendigkeit. Wenn wir dem gallischen ‚Hahne' solches ruhig gestatten, dann kommen bald die kleinen Neider und Feinde und rupfen nach Herzenslust am Reiche:

Die sperling lernen auch den wege: sie volgen snell der strasse[2].

Ein ähnliches Mißtrauen wie den Franzosen bringt Wimpheling den Burgundern entgegen. Auch sie gehören zu den Feinden, welche sein liebes

[1] Höchst beachtenswerth und bezeichnend ist das Verhalten des Kolmarer Anonymus in dieser Affaire. Treu seinem ganzen Standpunkte den Franzosen gegenüber, schleudert er voll Wuth und Entrüstung seine Anklagen und Drohungen gegen ihren ruchlosen König; er entflammte seine Landsleute, diese Schmach zu rächen, und er fand im ganzen Elsaß williges Gehör: ‚Do gab ich ein ler, wie man das stroffen solt, *und alle welt was willig in dem Elsas, das ubel zu stroffen*' (Haupt a. a. O. S. 99); wie einst Frankreich durch eine Jungfrau sei gerettet worden, so würde es nun einer Jungfrau wegen zu Grunde gehen, und zwar ohne Gnade und Rettung; denn ‚wan der kunig von Frankrich wenet, er sig entrunnen, so wirt er erst von den Tudeschen uberwunden, ursach: alt schult rost nit; lang gebeit (gewartet), ist nit lidig geseit' (ebd.; vergl. auch die Stelle bei Haupt a. a. O. S. 122). — Der Anonymus zeigt deutlich, wo wir so recht die ganze Empörung eines bedrohten Volkes gegen den fremden Zwingherrn zu suchen haben: in den Schichten des Bauern- und Bürgerstandes, während aus dem Adel manche unsicher waren; deshalb auch die Furcht der französischen Könige vor den ‚Städten und Bauern' im Elsaß (vergl. die bezeichnenden Ausführungen an der S. 26 Note 4 genannten Stelle).

[2] Bezeichnend für die erbitterte Stimmung gegen Frankreich und die Wirkung der Wimphelingschen Fehde ist der Brief eines Unbekannten an unsern Humanisten bei Riegger a. a. O. S. 581, in dem es heißt: ‚Deine geharnischten Gedichte gefallen mir immer mehr. Sorge doch, daß sie unters Volk kommen! Denn die Treulosigkeit und Unverschämtheit der Franzosen ist so groß, daß man gar keinen Ausdruck dafür findet. Hören sollen unsere Deutschen, wie Wimpheling gegen jene loszieht! Hören sollen unsere Landsleute, wie er als tapferer Held kämpft für des Vaterlandes Ehre und Herrlichkeit, für Altar und Herd! Hören sollen aber auch die Franzosen, dieses stets verschlagene und treulose Volk, wie die Schande ihres Namens öffentlich an den Pranger gestellt wird. Lebe wohl, mein Lieber, und bewahre dir stets deinen wahrhaft deutschen Sinn.'

Elsaß so oft bedroht haben, indes immer noch glücklich abgewehrt sind. Ueber den berüchtigten ‚Geßler des Elsasses', Peter von Hagenbach, verfaßte unser Humanist eine Reihe von Gedichten, welche die Erlösung seines Heimatlandes von diesem grausamen Vogte Karls des Kühnen und das Gericht über den Frevler zum Gegenstande haben [1]. Bei der Erwähnung der Schlacht von Nancy vergißt Wimpheling nicht, zu betonen, daß ein besonderer Antheil an diesem Siege über den stolzen Burgunder dem Contingent elsässischer Städte zufalle [2]. Der deutschen Tapferkeit stellt er auch hier im Gegensatze zu der französischen ein ehrendes Zeugniß aus. Von ganz besonderem Interesse ist für uns das Wimphelingsche Gedicht auf die Schlacht bei Murten [3]. Daß dort Schweizer gegen Burgunder gekämpft haben, ist unserem Patrioten nicht recht genehm, es ist ihm nicht bezeichnend und deutlich genug, und flugs macht er die Schweizer zu Deutschen und die Burgunder zu Franzosen. So paßt's ihm besser für seine ganze Tendenz; denn nun kann er uns auch das alte Lied vom Kampf der Gallier gegen die Germanen wieder singen [4].

Den ganz besondern Unwillen Wimphelings mußte natürlich die Lostrennung der Schweizer vom deutschen Reiche erregen. Er sieht wohl ein, daß im letzten Grunde die Kläglichkeit der deutschen Reichsverhältnisse, die Unbotmäßigkeit, ja offene Auflehnung der Fürsten diese schmachvolle Thatsache verschuldet haben [5]; aber das ist nicht im stande, sein hartes Urtheil über die Eidgenossen zu mildern. Sie sind von Reich und Kaiser abgefallen — das war für diesen Geist von so ausgesprochenem Absolutismus, wo es sich um den Reichsgedanken handelte, genug, um das Verhalten der Schweizer ohne Gnade zu verdammen. In einer besondern Schrift, die in die Form eines Gebetes an Christus gekleidet ist [6], fordert Wimpheling die Eidgenossen auf,

---

[1] Vergl. Riegger a. a. O. S. 548 fll. Der Antheil Wimphelings ist im einzelnen wohl nicht genau zu bestimmen. [2] Epit. c. 57.

[3] S. Anzeiger für schweizerische Geschichte 1873 S. 315 fll.

[4] Vergl. die Verse:

> ‚Vivite foelices, Germani, vivite laeti,
> O Rheni tellus, Alsatia vivito foelix,
> Qui modo vicistis Gallorum milia dena,
> Vivite concordes, melior fortuna sequetur.'

Gewiß, da mag Schmidt recht haben, wenn er (l. c. 1, 165) sagt: ‚Ce n'est pas là une licence poétique, c'est l'expression réfléchie d'un injuste et aveugle préjugé patriotique.'

[5] S. seine Worte De arte impressoria bei Janssen-Pastor 1, 611.

[6] Soliloquium etc.; man beachte den bezeichnenden Zusatz zum Titel; s. seine eigenen Worte über diese Schrift bei Riegger a. a. O. S. 541: Er hat sie geschrieben, weil er von der Pflicht des Gehorsams und der Unterwürfigkeit der Autorität gegenüber überzeugt ist; dieser Gedanke kehrt immer und immer wieder; man sieht, Wim-

möglichst bald wieder zu der ihnen von Gott gesetzten Obrigkeit zurückzukehren. Er hält ihnen die unzähligen Wohlthaten vor, die sie dem Reiche verdankten, und beschwört sie, nicht länger der Majestät des römischen Kaisers Trotz zu bieten und so das göttliche Gesetz und alle Ordnung in der Welt mit Füßen zu treten. Aber da werden, entwickelt er voll Erbitterung an einer andern Stelle [1], jene Rebellen mit der Behauptung kommen, sie seien gar nicht gegen das deutsche Reich. Darauf gebe ich ihnen zur Antwort: Es ist nicht genug, nicht gegen das Reich zu sein, nein, man muß mit dem Reiche ganz eins sein und dasselbe anerkennen. Wie kann man aber das Reich anerkennen, wenn man des Königs Majestät mißachtet? Wer den König verachtet, der verachtet auch das Reich, wie der Verächter des Papstes auch als Verächter der Kirche erscheint. Wenn ihr aber den König und das römische Reich anerkennet, wenn ihr es nicht mißachtet, wo ist dann eure Achtung vor den Gesetzen, wo eure werkthätige Unterstützung des Reiches, wo eure Bereitwilligkeit, mit strafender Hand die zu züchtigen, die gegen unsern Kaiser, dessen Mildherzigkeit nicht übertroffen werden kann, eine trotzige Sprache führen? — Um die Schweizer zur Umkehr zu bewegen, um ihnen die Ueberzeugung beizubringen, daß sie mit ihrer Opposition jedem Rechte Hohn sprächen, läßt unser feuriger Patriot kein Mittel unversucht; namentlich betont er — so ganz ein Wimphelingscher Gedanke — die heilige Verflichtung der schweizerischen Prediger, das Volk über die Pflicht des Gehorsams und über seine schmachvolle Unthat gehörig aufzuklären; denn nur Verblendung und namentlich Unkenntniß der Heiligen Schrift könne jenen unseligen Abfall herbeigeführt haben [2]. Das Verhalten der Schweizer hatte unsern Humanisten so empört,

---

pheling konnte den Ungehorsam gegen die Obrigkeit, erst recht natürlich gegen Kaiser und Reich, einfach nicht begreifen; Christus selbst wollte — das ist sein Lieblingsargument — dem römischen Kaiser unterthan sein; er selbst gab die schöne Antwort: ‚Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist!' und damit hat er jedem Christen sein Verhalten vorgezeichnet (vergl. z. B. Adol. fol. 12; s. weiter unten Abschnitt V u. VIII). — In seiner Schrift De arte impressoria (Janssen-Pastor 1, 273 Anm.) kommt er bei Erwähnung der landläufigen deutschen Spottlieder auf den Abfall der Schweizer zurück.

[1] S. c. 40 seiner Apologia, das sich mit dem Abfalle der Schweizer beschäftigt; derselbe Gedanke kehrt häufiger wieder.

[2] Vergl. Soliloquium an vielen Stellen. — Zu dieser merkwürdigen Auffassung Wimphelings von der Wichtigkeit, ja man könnte fast sagen Allmacht der Unterweisung und väterlichen Belehrung vergleiche namentlich seine pädagogischen Schriften. Ohne Wissenschaft und Bildung kein Glück auf Erden, kein Segen und Heil in der Welt, namentlich auch keine Liebe zum Vaterlande, keine Achtung der Autorität — das ist sein leitender Grundsatz; vergl. Ad Eberhardum fol. b 3 und Immunit. defens. (Riegger a. a. O. S. 403), wo auf die Bedeutung der Priester für die Erziehung des Volkes zum Gehorsam gegen die weltliche Obrigkeit hingewiesen wird; gerade die Priester sind es ja, die dem Volke ‚beständig in die Ohren rufen: Jede Creatur soll der höhern

daß er seinem Grimme gegen dieses ‚bäurische, in voller Wildheit wie die Thiere dahinlebende‘ Volk in den stärksten Ausdrücken Luft machte [1]; namentlich kann er es ihnen — wir finden das sehr erklärlich — nie verzeihen, daß sie durch ihre Söldnerdienste des Reiches Interesse so schwer schädigten, ja den Franzosen in Oberitalien zum Siege verholfen haben [2]. Wie kurzsichtig, wie pflichtvergessen diese Politik sei, müssen sie oft von ihm hören. ‚Ich staune darüber,‘ hören wir ihn ausrufen, als er von dem ‚Siege‘ der Franzosen an der Birs gesprochen [3], ‚daß die Schweizer mehr Lust zeigen, den Feldzeichen des französischen Königs als den kaiserlichen Adlern zu folgen, da doch die früheren französischen Könige in einem ungerechten Kriege ohne allen Grund ihre unschuldigen Väter und Ahnen unter solchen Unmenschlichkeiten und in einer so bejammernswerthen und blutigen Niederlage besiegt und niedergemacht haben.‘

Sehr übel wird bei Wimpheling auch den Italienern mitgespielt, wobei die uns schon bekannte Opposition des deutschen Humanisten gegen die eitlen, prahlerischen und alles Deutsche verachtenden Südländer sehr wohl in Anschlag zu bringen ist. Den Wankelmuth, die Treulosigkeit, die Neigung der Italiener, vom Reiche abzufallen, muß unser Autor sehr oft beklagen [4];

Gewalt unterworfen sein! Gebet allen, was ihnen zukommt: Tribut, wem Tribut, Steuern, wem Steuern, Ehrfurcht und Achtung, wem Ehrfurcht und Achtung gebührt. Unterthan sollt ihr sein eurem Könige‘ u. s. w.

[1] ‚Man muß sich wundern‘, hören wir unsern Patrioten einmal erstaunt und entrüstet ausrufen (Adol. fol. 12), ‚wie es möglich ist, daß diese Alpenbewohner, welche doch keinen weltlichen Oberherrn anerkennen und welche weder der römischen Majestät noch irgend welchen Gesetzen gehorchen, noch behaupten können, sie lebten nach christlicher Weise und in Sicherheit.‘ — Einem Manne wie Wimpheling war es allerdings unfaßbar, daß die Schweizer nach ihrer Revolution gegen Kaiser und Reich überhaupt noch Christen sein sollten (vergl. die spätern Ausführungen, namentlich Abschnitt V und VII). Die Eidgenossen ihrerseits waren über den heißblütigen deutschen Patrioten so aufgebracht, daß dieser gewarnt wurde, überhaupt wieder schweizerischen Boden zu betreten. Vergl. dazu unter anderem den von Knod gebrachten Brief Wimphelings an Brant (Alemannia XIII, 235); s. auch Geigers Beitrag in Gött. Gel. Anzeigen 1880 S. 151 und Wiskowatoff a. a. O. S. 141 fll.

[2] Vergl. Soliloquium c. 24. Adol. fol. 12. [3] Epit. c. 51.

[4] Vergl. unter anderem Epit. c. 39 u. 48; vergl. auch die Tendenz mancher Ausführungen seiner Apologie und Ad Eberhardum fol. b 3: ‚Prorsus nescis (nämlich Eberhard) simulare, quod plerumque tribuitur Italis, unde vulgo dicitur: A rufo calvo et Germano Italicato cavendum esse.‘ Man vergl. dazu die schöne Stelle in den Lucubrationes von Peter Schott (Ausgabe von Wimpheling 1498 fol. 175), wo der Autor einem fast zum Welschen gewordenen Deutschen zuruft, doch seine Ehre und seinen guten Namen nicht zu beflecken durch italienische Unfläthigkeit. ‚Cum sis Germanus‘, ruft er entrüstet aus,

‚Cum sis Germanus, mores cur spernis avitos
Et Lacias fraudes diligis atque dolos?‘

sie haben das Imperium der Deutschen stets nur mit Widerwillen getragen und das Reich mehr als einmal an den Rand des Abgrundes gebracht; wegen ihrer Unbeständigkeit und Falschheit sind sie eine fortwährende Gefahr für den deutschen Besitz jenseits der Alpen. Daß ihre vornehmen Geschlechter mit Hilfe des Papstes in der Lombardei erbliche Fürstenthümer erworben haben, bedauert unser Humanist sehr, wurde doch dadurch dauernd der Verband Oberitaliens mit dem Reiche gelockert.

Unter den inneren Schäden seines Vaterlandes erregen namentlich zwei den ganzen Unwillen Wimphelings: das neu eingeführte römische Recht und die beklagenswerthen Mißstände auf kirchlichem Gebiete. Beide bekämpfte er rücksichtslos und mit der ihm eigenen Zähigkeit und Unerbittlichkeit, die keine Gnade und keine Bemäntelung kennt, bis an sein Ende, und zwar auch wiederum von echt patriotischem Standpunkte aus, wozu sich hier allerdings noch ein anderes, für Wimpheling nicht weniger bedeutsames Moment, das religiöse, gesellte.

Unser Humanist hatte schon früh die Verirrungen und Verwirrungen kennen gelernt, welche das sich allmählich einbürgernde römische Recht im Reiche hervorgerufen [1]; diese Erkenntniß war mit schuld daran, daß Wimpheling dem Studium der Jurisprudenz so früh den Rücken kehrte, zumal ihn die Apostel des neuen Rechtes, die römischen Advocaten, förmlich abstießen. Gegen

---

und er hält einem solchen ernst entgegen:

,Talibus indignum factis te munere tanto
Ingratumque tuis patribus esse probas.'

Schott ist überhaupt wie eine der liebenswürdigsten Gestalten des elsässischen Humanistenkreises, so auch ein durch und durch deutscher Mann, der sehr wohl sah, daß Italien trotz seiner prunkenden Schönheit doch noch Mängel und häßliche Fehler in Fülle besitze, und daß der Deutsche deshalb nicht nöthig habe, sich jenem gegenüber als Barbar zu fühlen; ,außer der Wissenschaft liebte er Vaterstadt und Vaterland, und wenn er Gedichte schrieb, in denen er . . . die in Italien heimische Frivolität vermied, so benutzt er sie zum Preise Straßburgs, der silberglänzenden (Argentoratum) Stadt . . ., zum Lobe Maximilians, des jugendlichen Königs, der durch seine Kämpfe den Ruhm der alten Deutschen erneuern wolle' (vergl. Geiger bei Beurtheilung des Schmidtschen Werkes in Gött. Gel. Anzeigen 1880 S. 144 und dessen ,Renaissance und Humanismus' S. 388 fll.).

[1] Vergl. darüber die vorzüglichen Ausführungen bei Janssen-Pastor 1, 548 fll. — Lamprecht (Deutsche Geschichte 5, 102) faßt sein Urtheil also zusammen: ,Ein unsäglich schmerzlicher Conflict der völlig voneinander abweichenden Rechtsanschauungen, eine vollkommene Verwirrung des öffentlichen Rechtsbewußtseins, ein tiefes Einnisten schamloser öffentlicher Unsittlichkeit war die nächste Folge'; das Volk sträubte sich gegen die römischen Juristen, die ,als Rechtsverdreher und Beutelschneider, als Zungenkrämer und böse Christen der nationalen Verachtung anheimfielen' (ebd. S. 103).

diese wie gegen die von ihnen vertretenen Ansichten eifert er deshalb, wo sich ihm nur Gelegenheit dazu bietet [1]; dagegen tritt er warm und entschieden für das alte germanische Recht ein [2]. ‚Wer sollte nicht‘, schreibt er [3], ‚Freude darüber empfinden, daß Ritter und Bürger und Bauern, treu ergeben dem alten Rechte und den alten Gewohnheiten, sich mannhaft wehren gegen alle diejenigen, welche ihnen diese Rechte und Gewohnheiten mit Lug und Trug und mit sophistischen Künsten aller Art rauben wollen und sie zu unterdrücken und auszubeuten suchen? Es ist ein Kampf, der das Leben des Volkes im Innersten ergreift; er wird aber, fürchte ich, bei der Machtlosigkeit der obersten kaiserlichen Gewalt, welche nicht mehr im stande zu sein scheint, ordnend und zügelnd einzugreifen, und bei den vielen im Reiche vorhandenen Zwistigkeiten zu Gunsten der fürstlichen Gewalthaber und ihrer Werkzeuge, der Juristen, sich entscheiden.‘ — Das rein fremdländische, undeutsche, dem gewöhnlichen Manne unverständliche Element im neuen Rechte bekämpft der urdeutsche und im innersten Wesen rechtlich denkende Mann mit den Waffen des Spottes wie des Ernstes. ‚Die Rechtsgelehrten an den Universitäten‘, versichert er, ‚wollen nur allzu häufig kein anderes Recht anerkennen als das in ihren Büchern stehende. Volksrecht und Gewohnheitsrecht, wie es seit Jahrhunderten bestanden hat, gilt ihrem Dünkel für gar nichts, und unerträglich erscheint in ihren Augen, daß Ungelehrte in Stadt und Land theilnehmen an den Gerichten und nach altem Herkommen, nach Billigkeit und Rechtsgefühl das

---

[1] S. namentlich seine Apologia, deren ganze Tendenz sich in der Hauptsache gegen die römischen Advocaten und ihren Anhang richtete. Daß das römische Recht nach seiner ganzen Natur ein ‚Fürstenrecht‘ war und seine Durchführung einerseits die natürlichen Rechte des Volkes antastete, andererseits aber auch das kaiserliche Ansehen und die Macht der Krone schmälerte, machte die Sache unserem Humanisten erst recht verdächtig. ‚Das Reich und seine Ehre‘, klagt er, ‚ist für die rechtsgelehrten Räthe wie nicht vorhanden, wenn dafür Geld gegeben oder Kriegshilfe geleistet werden soll‘ (De arte impress. bei Janssen-Pastor 1, 579). — Auch hier kämpft Schulter an Schulter mit Wimpheling der Kolmarer Anonymus, dessen ganze demokratische Richtung das neue Recht verdammen mußte (s. Haupt a. a. O. S. 94 u. 128 fll.): ‚All bosheit ist von den Latinern erstanden; sie setzen ius Quiritum militare, daz ist min, daz ist din, domit brochen sie all frundlicheit und die liebe gottes‘ (a. a. O. S. 129).

[2] Ganz anders natürlich der Canonist Peter von Andlau, und doch leitete auch ihn bei seiner Auffassung ein nationales Motiv. ‚Nicht achtend, daß die Grundlagen des deutschen Kaiserthums ganz andere als die des einstigen Römerreiches sind, glaubt er in der Durchführung des römischen Rechtes das Rettungsmittel für den sinkenden Staat gefunden zu haben und tritt deshalb mit vollster Ueberzeugung dafür ein‘ (Hürbin a. a. O. S. 103; vergl. die bezeichnende Auslassung Peters lib. I, c. 10, p. 42). — Wie gründlich sich der Autor irrte, wie sehr gerade des Kaisers Macht und Ansehen durch das neue Recht geschädigt wurde, darüber s. Hürbin a. a. O. S. 218.

[3] De arte impressoria bei Janssen-Pastor 1, 569.

Urtheil finden.‘ [1] Namentlich dauerte unsern mitfühlenden Patrioten die Lage der breiten Masse des Volkes infolge der gewissenlosen Aussaugung des kleinen Mannes durch die römischen Advocaten [2].

Bedeutungsvoller noch ist der Kampf, den unser Humanist gegen die kirchlichen Schäden der damaligen Zeit führte. Hier geht uns dieser Kampf, was ich ausdrücklich bemerke [3], nur insofern an, als er uns Wimpheling als Patrioten zeigt, als Kämpfer für seines Vaterlandes Recht und Wohlfahrt. Die empfindliche materielle Schädigung Deutschlands infolge der oft ungemein hohen Leistungen an die Curie, die Schandwirtschaft der Courtisanen, die eine Schmach für Kirche wie Staat war, die Uebergriffe und Willkürlichkeiten, welche man sich in Rom, namentlich auf dem Gebiete der kirchlichen Verwaltung, Deutschland gegenüber ungescheut erlaubte, sind Gegenstand ewiger und bitterer Klagen bei Wimpheling [4]. — Maximilian trug sich öfters mit dem Gedanken energischer Abhilfe; so wollte er auch im Jahre 1510 gegen jene Auswüchse vorgehen, und zu dem Ende kam es ihm unter anderem auf eine übersichtliche Zusammenstellung der berechtigten Klagen der deutschen Nation gegen Rom an [5]. Es ist bezeichnend für unsern Humanisten, daß der Kaiser gerade ihn für eine solche Aufgabe befähigt und tauglich erachtete. Sicher hatte sich Maximilian schon früher über den Standpunkt Wimphelings den

---

[1] De arte impressoria bei Janssen-Pastor 1, 558.

[2] Darüber Janssen-Pastor 1, 561 fll.

[3] Auf den sachlichen Inhalt des Folgenden näher einzugehen, verbietet mir der Zweck meiner Arbeit; manches, z. B. die ‚Aussaugung‘ Deutschlands durch die Curie, ist noch nicht spruchreif, wie überhaupt diese Fragen höchst schwierig zu behandeln sind. Das aber muß bemerkt werden — ich bitte es für die folgende Darstellung wohl beachten zu wollen —, daß unser Humanist in diesen Dingen von einer wenn auch gut gemeinten Uebertreibung in mancher Hinsicht nicht freizusprechen ist; er tritt z. B. bezüglich der ‚Verarmung Deutschlands‘ entschieden in Widerspruch mit seinen sonstigen Angaben. Die starke Reaction gegen die thatsächlich bestehenden schweren Schäden scheint ihm wie so vielen andern die objective Ruhe geraubt zu haben. Ich beschränke mich, gerade für unsern Punkt die Worte Finkes, der die einschlägigen Verhältnisse in Schleswig-Holstein und Westfalen genau erforscht hat, anzuführen: ‚Alle gravamina des 15. Jahrhunderts vermögen mich nicht zu überzeugen, daß die um Hilfe Rufenden thatsächlich so sehr der Hilfe bedurften‘ (Die kirchenpolitischen und kirchlichen Verhältnisse zu Ende des Mittelalters nach der Darstellung K. Lamprechts. Rom 1896. S. 111). Aber, wie bemerkt, Ursache zu klagen war in Hülle und Fülle vorhanden, und ich zweifle gar nicht daran, daß unsere Humanisten im Princip vollständig im Rechte waren. — Vergl. zum Ganzen Janssen-Pastor 1, 674 fll.

[4] Hier könnte auch noch hingewiesen werden auf die tiefernste Oratio vulgi ad Deum (neuerdings von Schmidt herausgegeben); doch steht die Autorschaft Wimphelings für diese Schrift nicht sicher fest.

[5] Ueber das tiefere Motiv des Kaisers s. Abschnitt VIII.

schwebenden Fragen gegenüber vergewissert [1]; außerdem war ihm das echt nationale Wirken des Schlettstadter Gelehrten nicht unbekannt geblieben [2]. So schickte denn der Kaiser seinen Secretär Spiegel — wie wir wissen, Wimphelings Neffe — an unsern Humanisten mit einem sehr schmeichelhaften Schreiben, in welchem er ihn um Aufstellung eines kirchenpolitischen Gutachtens, namentlich auch mit Ausblicken auf die pragmatische Sanction Frankreichs, zur Abhilfe der obwaltenden Mißstände bat. In kurzer Zeit hatte Wimpheling den Wunsch seines kaiserlichen Herrn erfüllt; bei der Uebersendung seiner Medulla durfte der Verfasser ohne Ueberhebung von sich behaupten: ‚Von frühester Jugend an habe ich all meine Arbeit zunächst deiner kaiserlichen Majestät, dann der Mehrung der deutschen Nation und des heiligen römischen Reiches geweiht und gewidmet.‘ [3] Diesen Standpunkt eines edlen und selbstlosen Patrioten vertritt Wimpheling in der ganzen Schrift, deren Ausführungen an eine ihrem wesentlichen Charakter nach ähnliche Abhandlung ebenfalls kirchenpolitischen Inhaltes, die im Jahre 1511 erschienenen Gravamina, erinnern [4]. — Mit schonungsloser Offenheit deckt der Autor die Schäden der Kirche, die zugleich tiefe Schäden des Vaterlandes seien, auf; er scheut nicht zurück vor den schärfsten Angriffen gegen die Schliche und Ränke der Curie und ihrer Werkzeuge. Freimüthig und furchtlos heischt der glühende Patriot für sein Vaterland das, was ihm mit Fug und Recht zukomme. Er zeigt, welche Verschwendung getrieben werde mit dem Patrimonium Christi, das doch zum nothwendigen Unterhalte würdiger Priester, zur Ernährung der Armen, Wittwen und Waisen, überhaupt zur Bestreitung der unabweisbaren Bedürfnisse des Volkes bestimmt sei; in einer von tiefer Entrüstung getragenen Sprache schildert er die schwere Schädigung Deutschlands durch die rücksichts-

[1] Der Kaiser war z. B. mit ihm und Geiler, dessen Rath Max ebenfalls ungemein schätzte, 1503 zu Straßburg zusammengekommen. Vergl. über Geilers Aufnahme und Aufenthalt beim Kaiser den interessanten Brief Geilers bei Lorenzi a. a. O. 1, 33; s. auch die Stelle bei Riegger a. a. O. S. 67.

[2] Vergl. das in den folgenden Zeilen im Texte erwähnte Schreiben Maximilians bei Riegger a. a. O. S. 483; es heißt dort unter anderem: ‚Ideo hortamur te et per *tuam in nos et sacrum Romanum imperium observantiam*, quam opusculis et lucubratiunculis tuis iamdudum habuimus compertam, requirimus . . .‘

[3] Riegger a. a. O. S. 488; vergl. ebd. S. 490.

[4] Ueber die Zusammengehörigkeit der einzelnen Theile dieser Schriften, ihre Reihenfolge und ihren authentischen Umfang besteht im einzelnen noch mancher Zweifel. Ich kann hier in eine Erörterung dieser schwierigen Frage nicht eintreten und verweise zur weitern Orientirung auf den Aufsatz von Ulmann in Briegers Zeitschrift für Kirchengesch. 3, 199 fll., sowie auf Gebhardts Gravamina der deutschen Nation (2. Aufl. Breslau 1895) S. 77 fll. Die Ausführungen Wiskowatoffs sind dadurch zum Theil unhaltbar geworden.

lose Eintreibung der Annaten und Palliengelder [1], durch die Proceßsucht der Courtisanen, wodurch ganze Summen vergeudet würden, durch die Schlemmerei und unersättliche Geldgier der Pfründenjäger. Dabei weist er hin auf die Verarmung seines Vaterlandes infolge von Krieg und Theuerung, auf die gedrückte Lage des kleinen Mannes, namentlich des Bauern, auf die Erschöpfung der Bergwerke sowie auf den Rückgang der Bevölkerung in Deutschland, das sein karges Geld so bitter nöthig habe für die Unterhaltung und Beschaffung gemeinnütziger oder der Verehrung Gottes gewidmeter Anstalten und Bauten, für eine geordnete Rechtspflege und die nothwendige Sicherung des Landes gegen äußere Feinde. Mit heiligem Ernst und in lauterster Absicht sehen wir deshalb unsern Humanisten vor den Kaiser hintreten und ihn um Abhilfe in der Noth der Zeit anflehen. ‚Durch eine solche That', ruft er seinem kaiserlichen Gebieter zu, ‚würdest du dir so recht den Namen Vater des Vaterlandes, Befreier Deutschlands und Wiederhersteller der Freiheit des Reiches verdienen! Nichts Heiligeres, nichts Gott Wohlgefälligeres könntest du jemals vollbringen, nichts, was das Andenken deines Namens mehr wachhielte, und dir, dem einen, würden die kommenden Geschlechter zu nicht minderem Danke verpflichtet sein als allen deinen Vorgängern auf dem römischen Throne. Eine solche That wäre größer als die Eroberung einer ganzen Provinz.' [2]

In gewissem sachlichen Zusammenhange stehen diese beiden Wimphelingschen Schriften mit seiner ‚Replik' gegen Aeneas Sylvius; dieser hatte in seiner uns schon bekannten Schrift über Deutschland die von dem Mainzer Kanzler Martin Mayr gegen die Curie geschleuderten Vorwürfe zu entkräften gesucht [3]. Wimpheling tritt nun muthig für seinen Landsmann ‚als Deutscher für den Deutschen' ein und wiederholt so ziemlich seine alten Klagen gegen Rom, nur daß er sich hier speciell gegen den Verfasser wendet, der ihn an seiner empfindlichsten Stelle getroffen. Aeneas hatte sich nämlich wiederholt recht beleidigende Ausfälle gegen die Ehre und den guten Namen der Deutschen erlaubt; er hatte sogar die Behauptung gewagt, vor der Gnade der Christianisirung des Landes sei Deutschland die unreinste, häßlichste, unfläthigste aller

[1] Vergl. die Angabe bezüglich des Mainzer Stuhles bei Riegger a. a. O. S. 521 (s. Janssen-Pastor 1, 742 fll.; 2, 170 fll.). [2] Riegger a. a. O. S. 526.

[3] Ueber Mayr, der ein keineswegs lauterer Charakter war, vergl. Janssen-Pastor 1, 742; Pastor, Geschichte der Päpste 1², 606 fll. Das rückhaltlose Eintreten unseres Humanisten für diesen Intriganten ist für die starke nationale Tendenz Wimphelings höchst bezeichnend; auch hier sehen wir neben dem Eiferer für Kirchenreform überall den Kämpfer für seinen Landsmann, für Ehre und Ansehen seines Vaterlandes, für deutsche Größe und Leistung. Vergl. unter anderem seine Aeußerung: ‚Ut enim de Deo terribili, qui maior est omni laude, taceam, non tamen minus aequum minusque decorum mihi visum est Germanum suae, quam Italum Italicae nationi et patriae fuisse affectum' (Riegger a. a. O. S. 458).

Nationen gewesen. Da flammt natürlich Wimphelings Zorn auf; es ist ihm ein leichtes, diese verletzenden Aeußerungen zurückzuweisen [1]. Wir verdanken, hören wir ihn entwickeln, die Gnade des Glaubens allerdings Rom. Aber hat nicht auch Rom sie von auswärts erhalten? Und wer anders als deutsche Tapferkeit und deutscher Glaubensmuth hat das heilige Rom in Zeiten der Noth beschirmt? wem anders als den Deutschen verdankt der päpstliche Stuhl seine Rettung aus so mancher Gefahr? Jeder Schulknabe kann darauf die Antwort geben. Aus Deutschland kam ferner jene Kunst, die der Verbreitung des Glaubens so unschätzbare Dienste geleistet hat [2]. Deshalb sollte Rom den Deutschen aufrichtig dankbar sein und sich nicht stolz überheben; denn wer weiß, ob es nicht einst gerade so roh und lasterhaft war wie unser Land? — Auch jetzt, führt dann Wimpheling weiter aus, sind wir Deutsche unwandelbar in unserer Treue zum Heiligen Stuhle, in unserem Gehorsam gegen den Nachfolger Petri. Wie wir unentwegt festhalten an der Religion unserer Väter, wie wir sogar bereit sind, Gut und Blut für unsern Glauben zu opfern, so haben wir auch vor allen anderen Nationen uns stets dem Papste willfährig gezeigt und große Summen bereitwillig nach Rom gesandt. Für ein solch frommes Verhalten, eine solche Pietät gegen den Statthalter Christi verdienen wir wahrlich nicht Barbaren genannt zu werden. Das fühlte auch Aeneas ganz gut; deshalb verdeckt er seine Angriffe gegen Deutschland durch eine Menge anerkennender Stellen, um uns zu ködern und für weitere Gefügigkeit gegen die Forderungen der Curie zu gewinnen; seine höflichen Phrasen sollen nur dazu dienen, uns das Geld auch in Zukunft aus der Tasche zu ziehen. Aber nunmehr ist es an der Zeit, diesem und ähnlichem Unwesen ein Ende zu machen; das deutsche Volk ist aufs äußerste erbittert, ich selbst habe sein Murren und Klagen mit eigenen Ohren vernommen [3].

Noch einmal faßt dann Wimpheling seine Vorschläge für eine wirksame Gesundung der kirchlichen Verhältnisse Deutschlands zusammen und richtet seinen eindringlichen Appell an den Heiligen Stuhl, um darauf wirkungsvoll mit einem Hinweis auf seine lauteren und reinen Motive zu schließen [4]. Ehrliche und werkthätige Liebe zu Heimat und Vaterland, Mitleid mit der ge-

[1] Mit stolzer Genugthuung bemerkt er (Riegger a. a. O. S. 458), daß er bereits anderweitig (Diatriba c. 15) die schmählichen Anklagen des Italieners gegen den deutschen Clerus widerlegt habe ‚ad honorem et excusationem antistitum Germaniae'.

[2] Natürlich benutzt er auch diese Gelegenheit zu einem begeisterten Lobe der Buchdruckerkunst, erfunden ‚per nostratium sagacissimam ac vigilantissimam industriam'; diese Worte enthalten eine scharfe Pointe gegen den Vorwurf des Aeneas Sylvius, betreffend die ‚deutsche Barbarei'.

[3] Riegger a. a. O. S. 448: ‚. . . vulgi saepe de hac re murmurantis, ut his auribus, Deum testor, audivi. . .'

[4] Vergl. dazu auch sein Bekenntniß bei Riegger a. a. O. S. 454.

drückten Lage des deutschen Volkes, aufrichtige Ergebenheit gegen die Kirche und ihr Oberhaupt und endlich seine uns schon bekannte Sorge für Wahrung und Hebung der deutschen Wissenschaft haben ihm nach seiner eigenen Versicherung für diesen Kampf die Feder in die Hand gedrückt.

So ist auch in diesen Reformkämpfen Wimphelings Wirken ein echt patriotisches im schönsten Sinne des Wortes, und wir können nicht umhin, dem selbstlosen und unverdrossenen Ringen dieses edlen Mannes, der von den besten Absichten beseelt war, unsere Achtung und Theilnahme zu bezeigen [1].

Dem Leser Wimphelingscher Schriften wird sehr häufig ein Name begegnen, der uns einen der liebenswürdigsten und tüchtigsten Männer des Schlettstadter Kreises nennt: es ist Thomas Wolf der Jüngere, in allem das getreue Abbild Wimphelings [2]. Auf jedem Gebiete, zu jeder Zeit, in jeder Lebenslage stehen beide treu zusammen, und gar oft ist der feurige, jugendliche Wolf des älteren und bedächtigen Meisters kühner Vorkämpfer gewesen. Die Verehrung Wolfs für seinen Lehrer ist grenzenlos; er spricht von ihm stets in Ausdrücken höchster Achtung und unbedingter Hingebung, wie denn auch andererseits Wimpheling seinen Schüler wie einen Sohn liebte und ihn häufig genug öffentlich als Muster hinstellte. Die literarischen Beziehungen beider Männer waren äußerst enge; wir wissen schon, daß Wimpheling seine ‚Deutsche Geschichte' Thomas Wolf widmete, die dieser dann mit einem warmen Geleitworte herausgab; ungeduldig hatte Wolf auf das Erscheinen dieser Ehrenrettung des deutschen Namens gewartet und dann voll staunender Bewunderung dem Werke Unsterblichkeit prophezeit [3]. Etwas Aehnliches wollte Wolf mit seiner Straßburger Chronik liefern, für welche sicher Wimpheling die erste Anregung gegeben hatte; wenigstens brachte er diesem Plane seines Jüngers stets seine lebhafte Theilnahme entgegen [4]. Wimpheling verfehlte nie, seine Arbeiten dem Schüler vorzulegen, und diesem Umstande verdanken wir die Erhaltung mancher Wimphelingschen Schriftstücke, z. B. seiner ‚Apologie', deren Vernichtung der zaghafte Meister seinem Jünger schon gerathen hatte [5].

Bei einer so innigen Wechselbeziehung zwischen beiden Männern konnte es nicht ausbleiben, daß Wolf auch in politischen Dingen genau die Ansichten

---

[1] So muß man billigerweise seine Thätigkeit auffassen; weiteres darüber s. Abschnitt VIII.

[2] ‚Toujours écho de Wimpheling' nennt ihn bezeichnend Schmidt l. c. 2, 83.

[3] Vergl. seine Worte: ‚Facient, mihi crede, ut semper sis in manibus, semper in ore verseris hominum etc.' (Epit. fol. II).

[4] S. Catalog. episcop. c. 79. — Das Nichterscheinen der Chronik (wohl veranlaßt durch den frühen Tod Wolfs) können wir nur bedauern.

[5] Vergl. Einleitung zur Apologia.

seines Lehrers hatte. Und wir sehen thatsächlich, wie Meister und Schüler in Fragen dieses Gebietes ganz auf demselben Standpunkte stehen; wir erblicken auch hier in Wolf überall den zweiten Wimpheling mit all seinen Vorzügen und Schwächen, seiner auflodernden Begeisterung für Kaiser und Reich, seinem Mißtrauen und seiner Abneigung gegen alles Fremdländische, seiner bis zur Heftigkeit gesteigerten Erbitterung im Kampfe mit dem Gegner. Freilich, an selbständigen umfangreicheren Aeußerungen seines Patriotismus ist Wolf verhältnißmäßig arm. Er hatte eben, jung gestorben, fast noch nichts von Bedeutung geschrieben; aber auch das wenige, das wir von ihm besitzen, genügt, um uns ein Bild von dem echt nationalen Empfinden dieses Lieblinges der ganzen Humanistenschar [1] zu geben.

Wie Wolf in der Fehde Wimphelings mit Murner der Hauptkämpfer auf seiten seines Meisters ist, wie er ferner bei anderer Gelegenheit in höchst bemerkenswerther Weise seines Kaisers Namen und Ehre vertheidigt, wird in anderem Zusammenhange dargelegt werden [2]; hier beschäftigt uns zunächst und vor allem eine Stelle in seiner Erklärung zum 14. Psalm [3]. Wolf benutzt in dieser Schrift eine sich — allerdings ziemlich unvermittelt [4] — darbietende Gelegenheit, um ‚im Vorbeigehen' einiges zu sagen über die hervorleuchtenden Tugenden Maximilians und seinen Kaiser gegen die intriganten Angriffe eines welschen Bischofs zu vertheidigen. Maximilian ist natürlich auch für Wolf ein Kaiser von idealer Geltung, das Musterbild eines echt christlichen Herrschers, glänzend in den schönsten Tugenden, umstrahlt von Hoheit und Würde, ein hervorragender Kenner des Kriegswesens, ein starker Geist, dessen einzige Richtschnur das göttliche Gesetz sei, der menschliche Rücksichten stolz verachte. Besonders rühmt der Autor am Kaiser dessen Sittenreinheit, Güte und Leutseligkeit, die jedem Unterthanen bezeigt werde, so daß von diesem Herrscher keiner traurig fortzugehen brauche. Daß Maximilian dazu noch sehr gebildet und ein Freund und Förderer der Wissenschaft ist, erfüllt Wolf natürlich mit besonderem Stolze und freudiger Hoffnung für die Zukunft. Wo unser Humanist von des Kaisers makelloser Sittlichkeit spricht, führt er als Beispiel des Gegentheils einen gewissen König an, den man, ohne daß er ihn zu nennen brauche, wohl errathen könne. Selbstverständlich ist dieser Hieb gegen Karl VIII. von Frankreich gerichtet, dessen Angriff auf des Kaisers Ehre Wolf, wie zu versichern unnöthig ist, gerade so auffaßte wie Wimpheling. In diesem Zusammenhange erzählt nun Wolf eine Begebenheit, die ihn ganz in

[1] Vergl. Peutingers ehrende Worte an ihn: ‚Symposium sapientium domum tuam teque Philosophorum esse hospitem' (Sermon. conviv. fol. a 3).

[2] Vergl. Abschnitt II bezw. VI.

[3] ‚Domine, quis habitabit' etc.

[4] Das ist eben für die Tendenz Wolfs bezeichnend; man merkt die bewußte Absicht des Patrioten. Unsere Stelle l. c. fol. D 2 sqq.

Harnisch bringt. Ein französischer Bischof, Briçonnet de Lodève, habe es gewagt, den Namen des Kaisers, der doch allen Völkern heilig und ehrwürdig sei, mit seiner Viperzunge anzugreifen, und das in einer unverschämten Rede vor dem römischen Senat[1]. Sein Geschwätz, voll von Dummheiten und Lügen, habe eine Empfehlung des französischen Königs in Rom zum Zwecke gehabt[2]; aber man wisse ja doch, was man von der französischen Nation zu halten habe, deren Gepräge stets die größte Treulosigkeit, verbunden mit dem höchsten Leichtsinne, gewesen sei[3]. Und wie schmutzig sei nicht der Beweggrund dieses Bischofs, der vorzüglich zum ganzen Franzosenvolke passe! Er wolle ja nur durch widerwärtige Schmeichelei gegen seinen König sich selbst emporheben und zu den höchsten Stufen hinaufsteigen, ja unter dem Beistande seines Herrschers sich sogar der Tiara bemächtigen. Diese Politik würde indes, fährt Wolf, auf die Eroberungen der Franzosen in Italien deutend, fort, fruchtlos bleiben, denn zum Glücke träte Deutschlands Kaiser als Schirmherr Roms wie Italiens auf, das die ‚faulen Lilien' mit ihrem Pesthauche erfüllt hätten[4]; bald würde nicht allein der Papst, sondern ganz Italien vom Tyrannenjoche befreit sein. — Am Schlusse muß Wolf bezeichnenderweise seinen Kaiser in Schutz nehmen gegen die Behauptung jenes welschen Kirchenfürsten, Maximilian sei ein Zauderer, aber keiner von der vorzüglichen Art des Fabius Cunctator. Da weist unser Autor, mehr gut gemeint als wirkungsvoll, darauf hin, daß dieses Zaudern einst den Feinden noch viel zu schnell erscheinen würde; er führt zur Vertheidigung seines Kaisers den Satz an:

[1] Diese Affaire hat die patriotischen Kreise damaliger Zeit lebhaft beschäftigt. Vergl. die von Wuth und Entrüstung getragenen Worte des Gervasius Supherus (‚Brisgoicus') in der Ausgabe des Sachsenkrieges Heinrichs IV. (darüber weiter unten Abschnitt IV). Weder ein Catilina noch ein Jugurtha sei jemals so verunglimpft worden als hier der Kaiser ‚more gallico'. ‚Proh pudor,' schließt dieser Franzosenhasser, ‚ubi religio, ubi fas, ubi lex Christi!" — Auch Wimpheling erwähnt diesen Vorfall. Er bewundert bei der Gelegenheit den Kaiser wegen seines würdevollen Benehmens solchen Schmähungen gegenüber — ‚infandos morsus placide subridens contempsit' — und nimmt sich ihn neben Christus zum Vorbilde (vergl. Riegger a. a. O. S. 336). Ueber Briçonnet vergl. den Artikel im Freiburger Kirchenlexikon.

[2] Eines Regenten, bemerkt er beißend, ‚qui titulo tenus christianissimus nuncupatur'.

[3] Wolf führt dasselbe starke Wort an, das auch Wimpheling gebraucht: ‚... quibus semper, ut quidam ex classicis auctoribus testatur, familiare fuit ridendo fidem fallere' (fol. D 3).

[4] ‚Lilia marcida' (fol. D 3); man denkt unwillkürlich an den Refrain des Wimphelingschen Gedichtes gegen Karl VIII. (s. oben S. 28). — Derb ist der Passus: ‚. . . multa siquidem monstra multis iam annis in ecclesia Dei Gallorum reges parturiunt, sed prohibente Caesare parere non possunt.' Man sieht in solchen Stellen ganz den zweiten Wimpheling.

‚Schnell genug geschieht, was gut geschieht.‘ Im übrigen empfiehlt er das theure Haupt seines geliebten Oberherrn der göttlichen Vorsehung und fleht den Segen des Himmels auf Maximilians Schicksal herab; denn, fügt er hinzu, ‚an dir allein hängt wie an einem Faden das Glück der ganzen Christenheit‘.

Auch sonst tritt in der Schrift der nationale Gedanke bezeichnend für den Verfasser hervor; namentlich erscheint in manchen Stellen jener Nationalstolz, den wir so charakteristisch bei Wimpheling finden. Wolf gesteht [1], daß er sich eines mitleidigen Lächelns kaum erwehren könne, wenn er sehe, daß so manche Schriftsteller unsern deutschen Fürsten ausländische Ahnherren, natürlich von möglichst hohem Adel, zu geben sich bemühten. Solche elende Scribenten sollten eigentlich als Vaterlandsfeinde behandelt werden, da sie die Unverschämtheit besessen, die Abkunft der deutschen Herrscher zu verunglimpfen, zumal so manche dieser angeblichen Vorfahren von höchst bedenklichem Werthe seien. Nein, fährt Wolf stolz fort, die Deutschen sollen wissen, daß sie von jeher im Lande wohnten, daß sie ein Volk sind, das sich von Durchseuchung mit fremdländischem Blute stets rein und frei gehalten. Dagegen gibt es — ganz die Wimphelingsche Uebertreibung — keine vornehme Familie, nicht einmal die königliche, in Spanien, Frankreich und Italien, die ihren Ursprung nicht auf Deutschland zurückführte, und das zu ihrer großen Ehre, denn der Name ‚Germanen‘ ist eben ein stolzer Name, er bedeutet ja ‚wahre Sprößlinge, d. h. wahrhaft Adelige‘ [2]. — Angesichts derjenigen, welche einen so erhabenen Namen beschimpfen, geräth unser Patriot in eine förmliche Wuth. Solche Schwindler und gemeine Schwätzer, meint er, solche Lügner und Füchse verdienten, daß man ihnen Hals und Kehle zuschnüre. In gerechtem Schmerze, schließt unser Autor bezeichnend, habe er sich diese Abschweifung gestattet [3].

Natürlich ist auch Wolf, gerade wie sein Meister, begeistert für das Erwachen der klassischen Studien in Deutschland, und wie dieser hofft auch er, daß die Zeit nicht mehr fern sein werde, wo Italien sein Vaterland als Nebenbuhler im geistigen Wettkampf ansehen müsse. ‚Wunderbar ist,‘ hören wir unsern Humanisten mit aufrichtiger Freude und kühnem Selbstbewußtsein bekennen [4], ‚wie sehr mich ein solcher Studieneifer erquickt, wie er jetzt offenbar bei der deutschen Jugend mächtig auflodert. Ich gebe mich der Hoffnung hin, daß in kurzer Zeit der Glanz und Schimmer der römischen Bildung auch bei unsern Landsleuten erstrahlen wird, wie das der Fall ist bei denen, die das Glück hatten, auf italienischem Boden selbst geboren zu werden.‘

So glühte dieser bescheidene und schlichte Straßburger Cleriker für alles, was deutsch war und deutsch hieß. Ihm schickte deshalb auch Peutinger das

[1] Fol. B 5. [2] Ibid. [3] Fol. B 5. 6.

[4] In der Widmung seiner Hypothesis sive Argumentum in psalmum tertium et trigesimum. (Straßburg, s. a.)

Manuscript eines Werkchens, das, klein an Umfang und in schlichtem Gewande, aber durchhaucht von tief patriotischem Geiste, deutsche Größe und deutschen Ruhm zu feiern bestimmt war: die Sermones conviviales[1]. Wolfs Freude über diese Apologie seines Vaterlandes war um so inniger, als Peutinger wiederholt Veranlassung genommen hatte, Wimpheling als tapferen Kämpfer für Deutschlands Rechte rühmend hervorzuheben[2]. So beeilte sich denn unser Humanist, diese geharnischte Schrift — die Tendenz gegen alles Welsche ist augenscheinlich — der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Es ist für unsere Fragen sehr zu bedauern, daß dieser aufrichtige Patriot so früh vom Tode weggerafft wurde; er würde uns nach seiner ganzen Eigenart sicher noch manchen Beitrag zur Geschichte des nationalen Gedankens im Elsaß geliefert haben. Sein frühes Ende war ein harter Schlag für den ganzen Straßburger Kreis; in Epigrammen und Klagebriefen gab man der tiefen Trauer um diesen begabten und hoffnungsvollen Humanisten Ausdruck. Seine Gastlichkeit und Wohlhabenheit hatte einst freigebig Thür und Hand jenen Männern geöffnet, die damals in des Landes Grenzmark Liebe zu Gott und Vaterland hochhielten.

---

[1] S. über die Begeisterung, die diese Schrift hervorrief, die von nationalem Stolze und siegesvoller Hoffnung durchwehten Verse Brants im Anhange Nr. 2. Vergl. zu Peutingers Wirken und Schaffen Janssen-Pastor 1, 154 fll.

[2] Peutinger und Wimpheling zeigen nach Seite ihres nationalen Denkens und Fühlens manche Verwandtschaft; beiden gemein ist vor allem die ehrliche und aufrichtige Werthschätzung des Kaisers Maximilian sowie ihre über jeden Verdacht der Selbstsucht erhabene Thätigkeit für nationale Interessen. Das mannhafte Eintreten des Augsburger Gelehrten für seinen Schlettstadter Freund in den ‚Tischgesprächen‘ ist demnach nur ein Ausfluß der innigen Zuneigung, welche beide Patrioten miteinander verband. Vergl. unter anderem Peutingers Worte über die Fehde Wimphelings mit Murner weiter unten S. 56 Anm. 2.

II. Wimphelings Kampf mit Thomas Murner. Hieronymus Gebwiler.

‚Rühmen möge sich jener armselige Schwätzer (Murner) seiner gallischen Abstammung; wir wollen stolz darauf sein, daß unsere Vorfahren Deutsche waren.'
(Wimpheling im Vorwort zur ‚Deutschen Geschichte'.)

‚Ich glaube dir den größten Gefallen zu erweisen, wenn ich die deutschen Lande und das Elsaß, unser gemeinsames Vaterland, unsere gütig spendende Mutter nicht nur in leiblicher, sondern auch in geistiger Beziehung gegen die Ansprüche der Franzosen vertheidige.'
(Gebwiler in seiner Libertas Germaniae [1519] an Billinger von Schönenberg.)

Das Jahr 1501 brachte eine Schrift Wimphelings, die für unsere Hauptfrage von ganz besonderem Interesse ist: es war seine Germania ad rempublicam Argentinensem. Die in dem Werkchen kühn ausgesprochene und ebenso kühn vertretene nationale Tendenz, die Neuheit einer solch geharnischten Sprache, vor allem aber das Aufsehen und die Bewegung, welche die Schrift hervorrief, sichern derselben trotz ihres unscheinbaren Umfanges immerhin einen bedeutsamen Platz unter den literarischen Erscheinungen jener Zeit. Allerdings hat es von jeher nicht an Kritikern gefehlt, welche die Germania ungünstig beurtheilten, welche namentlich die scharfe politische Richtung derselben entschieden tadelten[1]; man schalt den Verfasser einen ‚Pedanten und Igno=

[1] Zu diesen Gegnern der Wimphelingschen Germania gehört auch Schmidt, dessen ganze Ausführungen über die Fehde Wimphelings mit Murner doch zu deutlich eine starke Abneigung gegen den ersteren zu Gunsten des Franziskanermönches verrathen. Schmidt scheint mir viel zu stark die Form, die Schwächen der äußeren Darstellung, die thatsächlichen Irrthümer zu betonen, dagegen die aufrichtige und ehrliche Absicht des wackeren Patrioten, sein mannhaftes Eintreten für das Deutschthum seines Geburtslandes zu wenig zu würdigen. Ich meine, daß man sich über das Schriftchen nur freuen kann, wenn man auch die Mängel der Arbeit nicht übersehen darf. Es wird noch jetzt das Wort des elsässischen Patrioten Moscherosch gelten: ‚Er (Wimpheling) schreibet treulich und einfältich, redet offenhertzig und recht von der sache'; sein Sinn ist ‚so auffrichtig, so Teutsch und thätig', daß er (Moscherosch) ihm ‚alß einem Teutschen Mann seyne Meynung, seine Art und redliches Absehen' hat lassen und bei der Uebersetzung der

ranten', einen ‚absurden Menschen', dessen Opposition gegen Frankreich als unbegründete Herausforderung erscheinen müsse. Sehr mit Unrecht! Wer Wimphelings nationales Denken und Empfinden zu würdigen versteht, wer sich namentlich sein sehr gerechtfertigtes Mißtrauen gegen die französische Politik, seine unmittelbare Theilnahme an dem Wohl und Wehe seines Vaterlandes und seines Kaisers vergegenwärtigt, der braucht nach einer Erklärung für die von männlichem Freimuthe getragenen Ausführungen in dieser Flugschrift nicht lange zu suchen. Auch ist es gar nicht so auffallend, daß ein Mann wie Wimpheling, bei dem das nationale Bewußtsein nun einmal so sehr stark ausgeprägt war, die Darlegung eines sonst von der Politik weit abliegenden Gegenstandes [1] benutzte, um zugleich seiner patriotischen Gesinnung einmal wieder einen kräftigen Ausdruck zu geben. Vielleicht hielt er es gerade damals für besonders nöthig, das nationale Gewissen seiner Landsleute energisch aufzurütteln und ihnen ins Gedächtniß zu rufen, wes Stammes sie denn eigentlich seien. Daß in jenen Tagen thatsächlich im Elsaß eine starke französische Partei bestand, die gegebenen Falls von einem Verrathe des Landes an Frankreich nicht zurückschreckte, sagt Wimpheling ja ausdrücklich, wie das auch durch andere Autoren bestätigt wird. ‚Viele von unsern Landsleuten', versichert uns unser Humanist in der Einleitung seiner Schrift, ‚sind dem französischen Reiche mehr zugethan als dem römischen oder deutschen. Es werden nämlich aus unserem Lande mitunter halbwelsche — semigalli — Botschafter an den französischen Hof gesandt. Von den Franzosen freundlich aufgenommen, pflegen sie diesen dann zu schmeicheln und sich ihnen günstig zu bezeigen, *alles in der Hoffnung, daß sie einst, falls einmal Frankreich unser Land in Besitz* genommen, unter gallischem Scepter zu Ehre und Würden gelangen möchten, worauf sie, wie sie fürchten, verzichten müssen, solange hier noch der römische Adler gebietet.' [2] — Folgen wir nun in Kürze dem Ge-

Germania ‚nicht einen Buchstaben' hat ändern wollen (Tutschland Jakob Wympfflingers . . . zum Truck gegeben durch M. Moscherosch. Straßburg 1648).

[1] Vergl. den zweiten Theil der Germania, worüber weiter unten.

[2] Vergl. auch Epit. c. 21. 51, ferner Janssen, Frankreichs Rheingelüste S. 4 fll. und dessen Geschichte des deutschen Volkes 1, 614: ‚Es geht ein böser Geist um unter einigen Fürsten des Regimentes, und es scheinen an manchen Orten die Dinge reif zum Verrathe an Frankreich . . . und im Elsaß darf man streng auf der Hut sein, will man nicht unvermuthet französische Gäste im Lande haben' (aus dem Schreiben eines königlichen Rathes). — Der *Kolmarer Anonymus* versichert uns kurz und klar, nachdem er sich über die Intriguen Frankreichs ausgelassen: „. . . er (der französische König) understund den Rinstrom auch inzenemmen, so er dan bi siner kron geschworen het, er well Strossburg gehan' (s. Haupt a. a. O. S. 123). Vergl. auch, was Wimpheling (z. B. im Anfange seiner Germania) über die Absichten des Dauphin sagt, ebenso den bemerkenswerthen Bericht in der Zeitschr. des Bergischen Geschichtsvereins 1896 S. 140 fll.

dankengange des Verfassers im ersten Theil seiner Schrift, der uns hier besonders angeht.

Franzosen sind — so beginnt Wimpheling seine Argumentation — niemals römische Könige gewesen. Nach einem Rückblicke auf die verschiedenen Nationen, deren Herrscher Träger der römischen Krone waren, kommt dann der Autor zu seinem Lieblingshelden, dem großen Kaiser Karl, der natürlich auch hier ausdrücklich für die Deutschen in Anspruch genommen wird. Darauf werden die Nachfolger Karls behandelt, alles selbstverständlich deutsche Fürsten, so daß für einen Franzosen gar kein Raum bleibt. Ein weiteres Moment für die deutsche Nationalität des Elsasses — seine Hauptthese — ist für Wimpheling die Lage des Landes zwischen Vogesen und Rhein. Hier wohnten seit alten Zeiten echt deutsche Völker. Da muß sich der Verfasser allerdings mit der entgegenstehenden Behauptung Cäsars abfinden; das wird ihm indes nicht schwer: er corrigirt ihn einfach, indem er erklärt, es sei ihm entgangen, daß zwischen Gallien und dem Rheine Austrasien, also ein deutsches Land, gelegen habe [1] — natürlich ein Anachronismus bedenklichster Art. Nach diesen mehr allgemeinen Ausführungen kommt Wimpheling dann zu seiner ersten Vermuthung, Pipin, Karls Vater, sei ein Deutscher gewesen, denn noch jetzt führe das Volk ein Sprichwort im Munde, das sich auf jenen beziehe. Die zweite Conjectur befaßt sich wieder mit dem erwähnten Lieblingsgedanken unseres Autors, dem Deutschthum Karls des Großen [2]. Karl ist ein deutscher Kaiser gewesen, schließt Wimpheling, denn er schrieb deutsche Bücher und gab den Winden, den Monaten, seinen Söhnen und Töchtern deutsche Namen. Die dritte Muthmaßung führt den Gedanken der zweiten weiter fort: Karl muß auch deshalb als Deutscher angesehen werden, weil er Burgen, Klöster und Städte

---

[1] Vergl. die Stelle in seiner deutschen Uebersetzung der Germania (fol. A 2 bei Moscherosch), wo er ausführt, Cäsar habe nicht beachtet, ‚daß in mittel zwischen dem rechten Franckrich und dem Rin gelegen syg die Hohestraß und das gebürg der Wasichen, durch welche dasselb teil Tütschen Landes . . . von dem Franckrichschen Land hett doch gemöcht underschieden werden'. — Der Kamm der Vogesen war — wie noch heute — auch für unsere Humanisten die eigentliche Grenzscheide zwischen Deutschland und Frankreich. Vergl. unter anderem die Stelle Brants über das Thal von Sewen (Var. carm. fol. B 8):

‚Te (die hl. Maria) sibi qua iuncta est Alemannis Gallia Sewen
Percolit . . .'

Vergl. auch Ringmanns Gedicht an die Vogesen (s. oben S. 7 Note 2) Vers 3:

‚Trennest (nämlich der Wasgau) gallisches Land von Teutonias blühenden Fluren.'

[2] Interessant ist die Beobachtung, daß schon vor Wimpheling zwei seiner Landsleute darüber verschiedener Meinung waren. Fritsche Closener hielt Karl für einen Franzosen, Königshofen für einen Deutschen. Vergl. Martin a. a. O. S. 16 und Kampers S. 112 (über dessen Schrift s. Abschnitt VI u. VII).

in großer Anzahl in Deutschland gründete und hier auch begraben liegt. Die vierte Conjectur ist wiederum mit der dritten verwandt: es findet sich nichts von französischen Gründungen auf dem rechten Rheinufer, wohl aber haben die deutschen Franken einst am linken Ufer des Stromes geherrscht. — Zur Erhärtung dieser ‚Vermuthungen' führt Wimpheling dann sieben ‚Zeugen' an, welche bestätigen sollen, daß das römische Kaiserthum unmittelbar auf die Deutschen, und zwar auf Karl den Großen, übertragen wurde und daß das Gebiet zu beiden Seiten des Rheines stets als deutsch gegolten habe, für welch letztere Annahme noch besonders Petrarca als Zeuge beigebracht wird. Weiter wird dann noch Sueton angeführt, welcher behauptet, Augustus habe deutsche Völkerschaften in Gallien, und zwar in der Nähe des Rheines, angesiedelt. ‚Von den Zeiten des Augustus also,' schließt Wimpheling mit einer gewissen Siegesfreude, ‚wenn nicht schon früher, lebten auf dieser Rheinseite, wo jetzt eure stolze Stadt liegt, Germanen, nicht Gallier, und deshalb soll unser Land, eben weil Deutsche hier wohnten, auch Deutschland heißen, nicht Frankreich.' Dann wendet sich der Autor begeistert an seine Mitbürger und zeigt ihnen, daß ihr Land mit vollem Rechte treu zum Reiche halte gegen jene nichtswürdigen Franzosenfreunde, die in geheimer Wühlarbeit gegen Kaiser und Reich die Grundfesten der staatlichen Ordnung untergraben und das Volk zur Untreue gegen seinen Herrscher verführen wollten [1].

Es wird dann noch ein Excurs angefügt über das Münzzeichen Straßburgs, die Lilie. Die Annahme, daß man von diesem Zeichen etwa einen Schluß ziehen könne auf die Lilien im Wappen der französischen Könige und also weiterhin auf deren einstige Oberherrlichkeit im Lande, wird in einer längeren Erörterung von der Hand gewiesen [2].

Die Schwächen der Germania in historisch-kritischer Beziehung springen jedem in die Augen, der die Schrift liest; sie sind eben deshalb, gerade wie

[1] ‚*Quapropter*', lauten seine schönen und kräftigen Worte (fol. d 5): ‚*merito urbs hec vestra et tota hec . . . Alsaticorum patria Romanam libertatem amplectitur atque defensat recusans suspectam Gallicorum incidere servitutem, in quam semigalli quidam oratores — ne dicam patriae proditores — nonnunquam Romani regis inoboedientiam nutrientes vos impellere posse gratularentur.*'

[2] Vergl. über dieses Lilienwappen die bezeichnende Auffassung Gebwilers weiter unten in diesem Kapitel und des Kolmarer Anonymus, Abschnitt VI. — Der ganze Stolz des Patrioten nicht weniger wie des Christen tritt uns aus Wimphelings Auffassung entgegen, wonach — ein alter Veteran ist sein Gewährsmann — das eigentliche Feldzeichen seines lieben Straßburg, ein purpurner Querstreifen auf hellem Grunde, ‚den gewaltigen Blutstrom bezeichne, der einst, bei einem großen Gemetzel für den Glauben oder für das römische Reich vergossen, durch die Straßen dieser Stadt gleich einem Bache oder Flusse sich ergoß'.

bei des Verfassers Epitome, auch gar nicht so schlimm. Der ehrliche Patriotismus des Autors, dessen warme und innige Liebe zu seiner elsässischen Heimat, der gute Glaube, in dem er allerorten handelt, seine Freimüthigkeit, mit der er als Anwalt seines von einem mächtigen Feinde bedrohten Volkes auftritt, lassen uns die mancherlei Mängel und Verstöße seiner Schrift unschwer vergessen [1]. Die Aufnahme, die das Werkchen fand, war denn auch — zur Ehre der Deutschen sei's gesagt — eine begeisterte; der Rath von Straßburg, für den Wimpheling übrigens auch eine deutsche Ausgabe veranstaltet hatte [2], ehrte den Verfasser durch ein Geldgeschenk [3], ein Beweis, daß er mit den politischen Ansichten unseres Humanisten einverstanden war. Der Freundeskreis Wimphelings begleitete das Erscheinen der Schrift natürlich mit dem ganzen Enthusiasmus, dessen das leicht auflodernde Humanistenvölkchen fähig war [4]. Brant, an den Wimpheling — mit einer eigenthümlichen Heimlichkeit — das Manuscript gesandt hatte mit dem Anheimgeben, es nöthigenfalls zu vernichten, war selbstverständlich weit entfernt, diesem Winke seines zaghaften Freundes Folge zu leisten [5].

Da erhob sich gegen Wimpheling ein Mann, der an bissigem Spott, an satirischem Witz, an Schlagfertigkeit in der Polemik, an Geist und Talent die meisten Zeitgenossen weit überragte, ein Mann zugleich, der etwas von der unheimlichen Kunst besaß, mit durchdringendem Blicke die Schwächen

---

[1] Eine kurze und sachliche Kritik der Wimphelingschen Argumente gibt Martin a. a. O. S. 15 fll.; vergl. zum Ganzen auch Geiger a. a. O. S. 363 fll. Eine Verfolgung der Sache würde von unserem Thema zu weit abführen; nur das eine sei bemerkt, daß von beabsichtigter tendenziöser Entstellung der Wahrheit auch hier keine Rede sein kann. Wo Wimpheling fehlt, läßt ihn eben sein Wissen im Stiche. Sehr gut bemerken Lorenz-Scherer a. a. O. S. 163: ‚Schade, daß seine historische Beweisführung um so viel weniger stark ist als sein Patriotismus. Schade, daß ihn überhaupt jedes edle Gefühl so leicht über die Gränzen seines Wissens hinausreißt; sonst würden wir gerne seine Schrift „Deutschland" dem berühmten Buche Arndts „Der Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Gränze", an die Seite setzen.'

[2] Eben die, welche Moscherosch herausgab (s. oben S. 44 Anm. 1).

[3] Vergl. im Gegensatze dazu dessen bezeichnendes Verhalten der Murnerschen Germania nova gegenüber (s. die folgende Seite).

[4] Einer seiner Getreuen (Gallinarius) feiert den Verfasser in einem schwungvollen Gedicht, das beginnt:

‚Sub manibus scribis nunquam vixisse Trebotes (Elsässer)
Francigenum patrii captus amore soli,
Res Iacobe pia est, quod erant quae perdita signa,
Restituis merito quippe *Camillus* eris . . .'

Vorgedruckt der Ausgabe der Germania.

[5] Vergl. den Brief Wimphelings an Brant bei Martin a. a. O. S. 106; s. auch die Stelle in der Defensio fol. a 3.

des Gegners zu erspähen und gegen dessen Blößen seine schlau berechneten Streiche zu führen. Dieser Mann war der Franziskanermönch Thomas Murner. Er stand zu dem viel älteren Wimpheling in intimer Beziehung und genoß dessen ganzes Vertrauen, das er ihm wahrlich schlecht genug gelohnt hat. Die wenig anständige Art, wie Murner bezüglich der Veröffentlichung seiner Gegenschrift gegen Wimphelings Germania, der Germania nova, diesen täuschte, kann hier nur angedeutet werden [1]. Die Entgegnung Murners erregte natürlich Aufsehen, zumal sie einem Manne galt, dessen Name weit über das Elsaß hinaus mit Ehren genannt wurde. Dem Stadtrath von Straßburg erschien die Germania nova so bedenklich, daß er ihre Vernichtung befahl [2], ein ehrendes Zeichen für die deutsche Gesinnung des größten Theiles dieser Körperschaft; durch kaiserlichen Befehl wurde die Fortsetzung des Druckes verboten [3].

Was den Inhalt der Murnerschen Gegenschrift angeht, so kann er hier nur gestreift werden. Der Verfasser zeigt sich ganz in seiner Kunst, zu fechten. Im allgemeinen bleibt er sachlich und erweckt so den Anschein eines objectiven Gegners; indes man braucht nur im einzelnen etwas schärfer zuzusehen, um wahrzunehmen, wie schlau und gerieben hier gekämpft wird. Auf die Hauptargumente seines Gegners geht Murner kaum ein; er thut sie ganz nebensächlich durch einige allgemeine Bemerkungen ab; die schwächsten Gründe Wimphelings dagegen zieht er mit sichtlichem Wohlbehagen ans Licht, um sie der Lächerlichkeit preiszugeben; hier wird er beißend, höhnend, oft schamlos frech trotz seiner unschuldigen Miene. Die Keckheit, mit der dieser ‚profunde Historicus' [4] gegen einen Mann auftritt, der wenigstens aus einem achtbaren

---

[1] Vergl. Riegger a. a. O. S. 213; Martin a. a. O. S. 24 ffl. 108 ffl.; Defensio fol. b 3—b 4. — Schmidt faßt das höchst unwürdige, geradezu unverschämte Vorgehen Murners doch wohl etwas zu gelinde auf (l. c. 2, 217 ss.).

[2] Vergl. darüber Martin a. a. O. S. 31; den Wortlaut des Votums des Rathes s. ebd. S. 114: ‚Der Bruder soll schwören, die büchel nit von Handen zu lassen und auch alle büchel, so er getruckt hat, zu verhalten, nit zu verkaufen und sin leib und gut (so!) weder zu verüssern noch zu verbunden ohne Meister und Rhat Wissen und Gefallen.' — Es ist eine eigenthümliche Schicksalsironie, daß gerade Murners Germania nova das erste Buch war, welches der Stadtsyndikus Brant zu vernichten hatte; aus der Unterdrückung der Schrift erklärt sich vielleicht deren große Seltenheit; es ist erst jüngst ein Exemplar auf der Züricher Bibliothek wiedergefunden worden. Vergl. Vorrede zu der von mir benutzten Ausgabe der Germania.

[3] Vergl. Martin a. a. O. S. 114 und Schmidt l. c. 1, 45 :/ ‚Item Peter Böltsch (lies: Völtsch) seit auch, die Kaiserl. Majest. habe ihm fürgehalten Murners Druck halb, denselben abzustellen und zu verbieten, daß desselben keines ußgang. — Soll man Herrn Peter ein gründlich Antwort geben und zu den Truckern lugen, und mit ihnen und dem münch reden.' — Man sieht, welches Aufsehen diese politische Flugschrift erregte.

[4] So mit Recht Martin a. a. O. S. 24; vergl. Kawerau a. a. O. S. 26 u. 28:

und ehrenwerthen Motive seine Arbeit geschrieben hatte [1], muß allerdings wunder nehmen.

Wimpheling hätte sich, seine Sache und seinen Anhang compromittirt, wenn er auf diese Herausforderung geschwiegen hätte. Er ließ, tief gekränkt und empört über diesen tückischen Angriff eines Undankbaren, eine kleine Ergänzung seiner Germania erscheinen unter dem Titel ‚Erklärung zur Beschwichtigung des Gegners‘ [2]. Neue Zeugen für die deutsche Nationalität des Elsasses treten auf, unter denen Wimpheling für besonders wichtig hält die römische Curie, die ihre für Deutschland bestimmten Legaten auch ins Elsaß schicke und demnach durch ihre Praxis dieses Land als deutsch anerkenne. Unter den übrigen Gründen mag noch erwähnt werden der Hinweis auf die echt deutschen Namen im Elsaß einerseits und das völlige Fehlen französischer Denkmäler und Inschriften andererseits. Wo sind alle jene Spuren der ‚französischen‘ Bewohner dieses Landes geblieben? fragt unser Humanist; sie müßten doch noch vorhanden sein, ‚wie auch bei uns noch Denkmäler der deutschen und lateinischen Sprache seit fast tausend Jahren zu finden sind. So viele Jahre‘, fährt er stolz fort, ‚haben also Deutsche hier gelebt, die deutsch sprachen und deutsches Wesen an sich hatten; wir klammern uns nicht so sehr an den Namen „Deutschland“ oder „Frankreich“ selbst;

‚Zu böser Stunde beschloß Murner, sich an dem berühmten Manne die Rittersporen zu verdienen und den Historiker in den Staub zu strecken‘ . . . ‚er war doch wahrlich der letzte, der den Verfasser zu schulmeistern das Recht hatte.‘ — Schmidt beurtheilt dagegen, seinem ganzen Standpunkte in unserer Frage entsprechend, die Germania nova ungleich günstiger. — Für den Inhalt der Schrift im einzelnen verweise ich auf Martin a. a. O. S. 21 fll., wo der ganze Charakter des Kampfes treffend wiedergegeben ist.

[1] Die lautere Absicht des Patrioten ist über jeden Vorwurf erhaben (vergl. unter anderem seine eigenen Worte im Eingange der Schrift); gerade dieser Umstand muß uns das Werkchen so lieb und werth machen.

[2] Declaratio ad mitigandum adversarium. Vergl. auch den inhaltlich verwandten Excurs in seinem Briefe an Thomas Wolf im Eingange der Epitome; daß er auf diese Sache immer wieder zurückkommt, ist sehr bezeichnend. Eine Veranlassung dazu war allerdings bei seiner Deutschen Geschichte dadurch von selbst gegeben, daß er den Begriff ‚deutsch‘ definiren und ihn inhaltlich für sein Thema abgrenzen mußte; da verwahrt er sich natürlich gegen die Auffassung, als gehörten die linksrheinischen Volksstämme nicht zu Deutschland; er bemerkt ausdrücklich, daß auch sie als echte Deutsche in seiner Geschichte ihren Platz finden würden. — Fast vollständig desselben Inhaltes wie die Declaratio ist Wimphelings Schrift Karolus Magnus hoc est Germaniam a Gallia per influentem Rhenum male dividi, mit beachtenswerthen Randglossen herausgegeben 1615 (mir lag die seltene Schrift in einem Sammelbande der Heidelberger Universitätsbibliothek vor). Für die Geltung, welche noch damals Wimphelings Schrift besaß, sind die Worte des Herausgebers beachtenswerth: „. . . porro operae et temporis pretium me facturum putavi, si scriptum illud, quod forte non alibi passim exstet, cum studiosa iuventute communicarem‘ (Einleitung p. 6).

nein, wir sehen mehr auf die Sache, auf die Menschen nämlich, auf ihren Charakter, auf ihre Tugend und Unbescholtenheit, wie man sie den Deutschen, eben den Alemannen, zuschreibt.' Und kurz vorher sagt uns der Verfasser ungefähr dasselbe, wenn er in nationalem Selbstgefühl versichert: ‚Nicht so sehr bekümmert uns der Name unseres Vaterlandes; aber die Thatsache, daß unsere Väter und Großväter, unsere Urgroßväter, Vorfahren und Ahnen Deutsche oder Alemannen gewesen sind, daß sie deutsch gesprochen, daß sie Männer von deutscher Art und Sitte gewesen, diese Thatsache ist uns willkommener, als daß wir von den Galliern herstammen sollten.' [1] Mit einem Segenswunsche für sein liebes Elsaß, das immer treu zum deutschen Reiche stehen möge, schließt unser Patriot seine Schrift.

Murner veröffentlichte nun ebenfalls eine Ergänzungsschrift, die Condigna laudatio, in der er die neuen Gründe Wimphelings zu entkräften sucht. Sachlich bietet das Pamphlet nicht viel Neues, zumal der eigentliche Streitpunkt durch Abschweife aller Art ganz verschoben wird [2]. In der Form bleibt sich Murner gleich: auch hier dieselbe unschuldige Miene, dieselbe scheinbare Harmlosigkeit, dasselbe Schauspielertalent — er nennt seinen Gegner nicht einmal mit Namen, trifft ihn aber nur um so härter — wie in seiner Germania nova, nur ist diese Polemik durch ihre geschickten Schachzüge auf den ersten Blick blendender und bestechender [3].

Für Wimpheling, der den Kampfplatz verlassen hatte, trat nun dessen treue Schar ins Gefecht. Es entspinnt sich ein erbitterter Kampf, dessen Charakter ganz den Stempel damaliger Zeit trägt, die bei solchen Fehden nicht die Rücksicht kannte und übte, die wir auch in der Hitze des Streites dem Gegner immerhin noch schuldig zu sein glauben. Der sachliche Standpunkt tritt immer mehr zurück, während das rein Persönliche so in den Vordergrund gezerrt wird, daß man nur mit großer Vorsicht objective Anhaltspunkte für die Beurtheilung der ganzen Controverse gewinnen kann. In den beiden für uns wichtigen Sammlungen, der Defensio und den Versiculi Gresemundi, tritt als ein Hauptsprecher, was wir nach unseren Erörterungen sicher nicht mehr auffällig finden werden, Thomas Wolf auf [4]. Gerade dieser ist in seinen Ausfällen gegen Murner

[1] Vergl. diese Stellen auch in Karolus Magnus p. 13 bezw. p. 7.

[2] Es findet sich in demselben auch das Schmähgedicht des einzigen Vertheidigers, den Murner fand, eines ‚Barons von Morsberg und Befort', der überhaupt eine starke Abneigung gegen Wimpheling bekundet.

[3] Vergl. Martin a. a. O. S. 29 fll., wo auch diese Schrift trefflich charakterisirt ist.

[4] Die Freunde Wimphelings erkennen ihn, der wohl der Herausgeber der ersten Sammlung ist, als tapferen Vorkämpfer für die Sache ihres Meisters an (vergl. das schmeichelhafte Lobgedicht des Esticampianus auf ihn Vers. Gresem. fol. a 5). — Gresemund erfreute sich der innigsten Zuneigung Wimphelings; über die Beziehungen beider zu einander vergl. Schmidt l. c., z. B. 1, 21; s. auch Diatriba c. 6. — Bezeichnend

ganz besonders derb, in seinen Schimpfnamen, von denen wir in beiden Sammlungen hübsche Proben antreffen, vor allen andern grob und heftig. Uns geht der Inhalt dieser Schriften hauptsächlich nur insofern an, als sie uns über die — thatsächlichen oder ihm beigelegten — Motive Murners Aufschluß geben. Damit kommen wir zu unserer ebenso wichtigen wie schwierigen Hauptfrage: Was bewog Murner zur Abfassung und Herausgabe seiner *Germania nova?* Haben wir vielleicht ein antinationales Motiv anzunehmen, wodurch dieser Mönch in Gegensatz träte zu allen andern Humanisten unseres Kreises? Sind wir vielleicht gar gezwungen, eine ausgesprochene und directe Hinneigung zu der franzosenfreundlichen Politik jener ‚Verräther' anzunehmen, vor welchen Wimpheling so häufig warnt?

Wenn man Murner so verschieden beurtheilt hat, so ist der Grund unter anderem auch in der Unsicherheit zu suchen, in der man sich hinsichtlich der Auffassung der politischen Stellung dieses merkwürdigen Mannes befand. Es gibt Forscher, die Murner direct einen Verräther an Kaiser und Reich nennen, oft allerdings ohne tiefere Begründung, indem sie, einfach auf dem Urtheile ihrer Vorgänger fußend, kritiklos der herrschenden Meinung — und die war bis jetzt allerdings Murner höchst ungünstig — beitreten. In neuester Zeit hat man verschiedentlich versucht, unsern Mönch zu retten, auch seine politischen Ansichten als durchaus unverfänglich hinzustellen, so besonders Gödeke in seiner Ausgabe der ‚Narrenbeschwörung' [1] und — wie schon angedeutet — Schmidt, der, wie er überhaupt in diesem Kampfe nicht ganz unparteiisch ist, auf Murner auch in politischer Hinsicht keinen Schatten ruhen lassen will. Ihm ist Murner gerade so gut patriotisch wie Wimpheling und seine Freunde. Eine sehr gründliche Untersuchung aller hier in Betracht kommenden Fragen liefert Martin. Er schlägt hinsichtlich der Beurtheilung der Motive Murners zwischen beiden Extremen eine Art von Mittelweg ein. ‚Die Gründe,' schreibt er, ‚die Murner zu diesem Schritt bewogen, sind nicht allein in seiner Sinnesart zu suchen, in seinem Streben, sich geltend zu machen, in seiner Lust an Spott und Hohn, zu welchem die freilich etwas prunkhaft gehaltene Schrift

---

ist das Titelbild der Defensio: Murner in selbstbewußter Stellung — über seinem Haupte die Inschrift: ‚Praeter me nemo' — gegenüber Wimpheling, der von seinen treuen Jüngern (sieben) umgeben ist, die, sich unterhaltend und lebhaft gesticulirend, dem Gegner das Absurde seines Vorgehens gegen ihren geliebten Meister zu beweisen suchen. Auf die sieben Zeugen Wimphelings hinweisend, hatte einst Murner frech behauptet: ‚Wer von sieben spricht, der lügt.' Das Bild auch bei Riegger a. a. O. S. 215.

[1] Gödeke zieht heftig gegen den Wimphelingschen Anhang, gegen diese ‚saubere Genossenschaft' mit ihren ‚bübischen Angriffen', zu Felde (a. a. O. S. XII fll.). Seine Rettung Murners gegen die ‚nachbetenden Jahrhunderte, welche sein Bild mehr und mehr verunstaltet haben', schießt doch weit über das Ziel hinaus.

des enthusiastischen Wimpheling Gelegenheit und Anlaß geben konnte. Aber es war zugleich der ganze Gegensatz zwischen Bettelmönch und Weltpriester, zwischen dem scholastischen Disputanten und dem humanistischen Pädagogen, der in Murners Schrift zum Ausdruck kam.'[1] Dieser Gegensatz mußte sich verschärfen durch die im zweiten Theile der Germania ausgesprochene Forderung der Gründung eines Gymnasiums, die — wenn auch versteckt — den dort bestehenden Mönchsschulen einen Hieb versetzte. ,Machte man nun Wimpheling lächerlich, so war auch sein Plan beseitigt.'[2] Dazu kamen andere Momente, auf die Martin — allerdings nur als Vermuthungen — hinweist[3]. Die Bettelmönche hielten nicht sehr viel von den deutschen Hochschulen; um so mehr schätzten sie die des Auslandes, namentlich die Pariser. Da liegt der Gedanke nahe, daß auch Murner verächtlich auf die Bildungsstätten seines Vaterlandes herabsah und überhaupt eben deshalb Deutschland keine großen Sympathien entgegenbrachte[4]. Der zweite Umstand, auf den Martin aufmerksam macht, berührt direct die Politik. Der Forscher weist hin auf die fortwährenden Umtriebe franzosenfreundlicher Wühler, welche ihr sauberes Handwerk namentlich nach der für Maximilian unglücklichen Schlacht bei Dornach trieben und sich besonders anstrengten, Straßburg vom Reiche loszureißen. Hand in Hand mit einem solchen Gebaren gingen natürlich mehr oder weniger offene Angriffe gegen den Kaiser und sein Ansehen. Die Bettelmönche scheinen nun, nach den Klagen Wimphelings zu urtheilen, in letzterer Beziehung nicht so ganz unverdächtig gewesen zu sein[5]. Stand Murner vielleicht diesem Treiben nicht so ganz fern, sprach er vielleicht, wie Martin[6] fragt, im Namen dieser Partei? Diese Frage beantwortet der Forscher nicht bestimmt; er legt eben, wie schon angedeutet, dieser ganzen Erörterung nur den Werth einer Hypothese bei. Mit dem Urtheile Martins deckt sich so ziemlich das von Kawerau, der in der Eifersucht des Mönches auf die in Vorschlag gebrachte ,Fechtschule', deren Concurrenz dieser fürchten mußte, den Hauptgrund für Murners Vorgehen gegen Wimpheling findet, während die patrio-

[1] A. a. O. S. 18; s. dort auch die weitere Ausführung dieses Gedankens.

[2] Martin a. a. O. S. 21. [3] Ebd. S. 20.

[4] Der unstäte, nirgends lange ausharrende und überall in Zank und Fehde lebende Satiriker prunkte gern mit seinen weiten Reisen; man beobachte auch hier den vollendeten Gegensatz zu Wimpheling, dessen Schüler jene Prahlerei Murners oft beißend und witzig zurückweisen. Vergl. zum Ganzen das oben S. 10 über Wimpheling Gesagte.

[5] Vergl. das Nähere darüber bei Martin a. a. O. S. 20. — Ich bemerke nochmals, daß es sich hier nur um Conjecturen handelt, aus denen man unmöglich sichere und weitgehende Schlüsse ziehen kann; vergl. übrigens noch Wimphelings Hinweis auf die für den Kaiser unter Umständen bedenklichen Predigten der Bettelmönche bei Riegger a. a. O. S. 525.

[6] A. a. O. S. 21; vergl. die vorige Anmerkung.

tische Richtung der Germania und ihre feierliche, pathetische Sprache erst an zweiter Stelle als Veranlassung in Betracht kommen [1].

Bevor ich zur Beantwortung der Hauptfrage nach der nationalen Stellung Murners schreite, halte ich es für nöthig, das doch immerhin zu beachtende Urtheil seiner Zeitgenossen sowie Murners eigenes Bekenntniß etwas näher zu beleuchten. Wimphelings Freunde und Kampfgenossen betonen wieder und wieder den boshaften Charakter des ‚Schwätzers‘, seinen Stolz und Hochmuth, seine Eifersucht und Mißgunst; daneben weisen sie aber auch deutlich auf die verdächtige politische Stellung Murners hin, zum Theil mit directer Hindeutung auf Landesverrath [2]; er wird bezeichnet als das ‚Gift des Vaterlandes‘ [3], als ein Verräther, für den wie für einen Majestätsverbrecher der Strick die einzige Strafe sei [4]; man wirft ihm offen vor, daß er ein Anhänger jener Partei sei, welche das Elsaß an Frankreich verrathen wolle [5]. Namentlich gerathen die Dichter des Wimphelingschen Anhanges in Harnisch [6]. Der durch seine Schicksale bekannte Esticampian richtet seinen poetischen Protest [7] an ‚Straßburg‘, dessen Freiheit von einem schlangenzüngigen Gallier, der in der ganzen Welt umhergelaufen sei und doch nichts verstände, bedroht würde. Das von derber Ironie gewürzte Gedicht macht auf die Gefahr aufmerksam, die dieser ‚vernunft-, sinn- und treulose Franzose‘ für das ganze Reich darstelle. Gresemund, der in dem Kampfe besonders hervortritt, weist zunächst auf die alte Wahrheit hin, daß man — wie wir uns ausdrücken würden — keine Perlen vor die Säue werfen dürfe; dann protestirt er gegen die Unverschämtheit eines ‚Gewissen‘, der ihn, einen guten Deutschen, zum Franzosen machen wolle. ‚Deutsch bin ich‘, ruft er begeistert aus, ‚und deutsch bleibe ich bis zum letzten

---

[1] Kawerau a. a. O. S. 26—27.

[2] Auch später hat man durchweg in Murner neben dem giftigen Spötter den vaterlandslosen Verräther gesehen und ihm im ganzen dieselben Motive untergeschoben wie der Wimphelingsche Kreis; vergl. u. a. Moscherosch in seiner Einleitung zur lateinischen und deutschen Ausgabe der Germania. Dort heißt es im deutschen Text: ‚Dann wie von Anbeging her je und alleweg Leutte gefunden worden, die es mit ihrem Vatterland nicht auffrecht noch redlich gemeynet, also sind hingegen je und alleweg auffrechte, redliche Männer herfür getretten, die über solche Untreue geseufftzet und gejammert haben.‘ — Es gab allerdings auch Kreise, welche die Gegengründe Murners für ihre politischen Tendenzen ausbeuteten; vergl. die Bemerkung weiter unten S. 56 Note 1.

[3] Defensio fol. c 1. [4] Versiculi Gresem. fol. a 3 (Worte Wolfs).

[5] Vergl. die Stelle aus der Erwiderung des Peter Gunther (Defensio fol. a 3), wo von den auch von Wimpheling (s. oben S. 46) erwähnten Gesandtschaften nach Frankreich die Rede ist. Man sieht, diese Sprache läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig.

[6] Die Verse dieser Poeten sind nicht nur als politische Stimmungsbilder von Interesse, sondern sie sind auch ihrer Form, ihren Bildern und Wendungen nach höchst bezeichnend für unsere Fehde, weshalb ich eine Auswahl im Anhange bringe.

[7] S. Anhang Nr. 15.

Hauche!'[1] In einem weiteren Gedichte ‚An Germania'[2] hören wir dann den enthusiastischen Poeten Deutschland beklagen, das nicht bedroht werde von fremden Eroberern, nicht von Türken oder Persern, sondern von einem Manne in der Kutte, der sich nicht entblödet habe, die alten Germanen zu Franzosen zu machen, offenbar weil er sich bei seinem ‚leeren Gehirne' seiner guten Mutter Deutschland schäme. Ein Anonymus geißelt in einem witzigen Gedichte — in maccaronischer Manier — das Gebaren des Franziskaners, der sich Mühe gebe, die todeschos zu franzosos zu machen[3]. Wimpheling urtheilt über Murners Motive gerade so wie seine Vertheidiger. Das geht unter anderem hervor aus dem Briefe, den er in seiner Entrüstung an Murner schrieb[4]. ‚Zu alledem', lesen wir da, ‚hast du gegen meinen Ruf und meine Ehre, gegen das Wohl unseres Vaterlandes, gegen die Freiheit Straßburgs, gegen das römische Reich deine Germania nova drucken lassen, als ob ich kein Christ wäre wie du, kein Elsässer wie du, kein Deutscher wie du, kein Priester wie du.'

Murner selbst allerdings verwahrt sich ganz entschieden gegen die Unterstellung, als habe er sich zur Abfassung seiner Germania nova durch antinationale Empfindungen verleiten lassen. Er will hauptsächlich nur — man höre und staune! — aus einem moralischen Motive gehandelt haben: die Straßburger sollten sich nämlich ja nicht durch die Wimphelingschen Argumente verleiten lassen, etwas als richtig anzunehmen, was durchaus falsch sei; er will seine Mitbürger bewahren vor Lug und Trug, denen sie anheimfielen, wenn sie Wimpheling Glauben schenkten[5]. Es bedarf wohl nicht der Versicherung, daß eine solche Eröffnung mehr als wunderbar klingt. Sollte der bissige Satiriker wirklich so naiv und harmlos gewesen sein, und das in einer Sache, deren Verfolgung seine ganze Leidenschaftlichkeit entfesseln mußte und auch wirklich entfesselt hat? Das zu glauben, kostet doch etwas zu viel Ueberwindung. Murner versichert uns bezüglich der schwerwiegendsten Anklage allerdings, er habe

---

[1] S. Anhang Nr. 12 und 14.

[2] Anhang Nr. 13. — Gresemund dichtete auch sonst ganz in Wimphelingscher Manier; s. z. B. die Gedichte politischen und moralischen Inhaltes bei Holstein a. a. O. S. 376 fll., namentlich die beiden Stücke S. 378.

[3] Vers. Gresem. fol. a 5. Es enthält die köstlichen Worte:

‚Et scripsit librum, quo non macharonior alter,
In quo todeschos contendit esse franzosos.'

Murner wird als der ‚beste Bereiter solcher maccaronischen Gerichte, im Kampfe mit der Grammatik und mit dem einfachen Menschenverstand' dargestellt (Martin a. a. O. S. 28).

[4] Bei Riegger a. a. O. S. 213. Dieses Schreiben (vergl. oben S. 49 Note 1) ist sehr bemerkenswerth.

[5] Vergl. den zweiten Theil seiner Germania nova fol. b 1 sqq. Diesen Grund bezeichnet Murner selbst als die ‚prima atque potissima causa'.

bei der ganzen Fehde nicht entfernt an politische Intriguen gedacht; er will eben von einem Attentat der Franzosen auf Straßburg nichts wissen, sondern vertheidigt sogar das Elsaß gegen französische Gelüste und weist auf die göttliche Vorsehung hin, die nun einmal das Land habe deutsch werden lassen. Da dürfe keiner von einer Aenderung der Dinge reden, denn das hieße gegen Gottes Anordnungen kämpfen. Uebrigens würde auch die heilige Jungfrau, die Patronin der Stadt, ihre schützende Hand über dieselbe halten und jeden Angriff des gallischen Feindes zurückschlagen [1].

Ich komme zum Schlusse. Erwägt man ruhig und ohne Voreingenommenheit den ganzen Streit [2], so wird man, meine ich, zu einem Ergebniß kommen müssen, das zwischen den schroffsten Ansichten hüben und drüben so ziemlich in der Mitte liegt. Murner hat zunächst und vorwiegend aus persönlichen Motiven gehandelt. Sein ganzer Charakter, seine Streitlust und sein Hang zum Kritisiren mögen ihm angesichts der Schwächen der Wimphelingschen Germania den Gedanken einer Erwiderung eingegeben haben [3]. Dazu kam ein weiterer, ebenfalls mehr oder weniger persönlicher Grund: die Furcht, durch Errichtung der von Wimpheling vorgeschlagenen Gelehrtenschule selbst an Terrain zu verlieren. Trotzdem Murner über diese Angelegenheit vollständig schweigt, hat sie doch in dem Streite sicher ihre Rolle gespielt; denn Wim-

---

[1] Germania nova fol. b 2. b 3. Was man von dieser Versicherung halten soll, weiß man nicht recht. Spätere haben häufig genug gerade Murners Gründe ins Feld geführt, wo es sich darum handelte, das Elsaß als ein nicht-deutsches Territorium hinzustellen. Man vergleiche darüber den bemerkenswerthen Schluß der Darstellung bei Martin (a. a. O. S. 32), den ich vollständig anführen möchte: ‚Doch auch den ersten Theil seiner (Wimphelings) Germania von neuem in Erinnerung zu bringen, wird derjenige noch immer nicht für überflüssig halten, der es weiß, mit welchem Eifer und Erfolg Murners Ansichten darüber verbreitet worden sind. Wahrhaft erstaunlich ist das Gewicht, das man diesen und ähnlichen Gründen im 17. Jahrhundert beilegte, als die Franzosen das Elsaß nahmen. Und heute? Wie erzählt wird, standen, als der neue Bahnhof hier (in Straßburg) eröffnet wurde, die Landleute vor den beiden schönen Bildern in der Empfangshalle. Kaiser Wilhelm kannten sie wohl. Aber mit Kaiser Friedrich dem Hohenstaufen wußten sie nichts anzufangen. Da hieß es denn, dem deutschen Kaiser sei — der französische gegenübergestellt worden, und unter diesem verstanden die Leute Karl den Großen!‘ (Vergl. ebd. S. 115 Note 49.)

[2] Derselbe erregte in ganz Süddeutschland Aufsehen und wurde so bald nicht vergessen; vergl. u. a. Peutingers Worte in seinen Sermon. conviv. fol. b 3: „. . . is (Wimpheling) enim contra Germanos quosdam patriae desertores (man beachte den Standpunkt Peutingers) pugnam subiit et una cum suis peritissimis commilitonibus Thoma Volphio iuniore et aliis vicit.‘

[3] Vergl. das Nähere über die Veranlagung Murners bei Wiskowatoff a. a. O. S. 104 fll.; Schwarz a. a. O. S. 81 fll. Geiger in seiner Kritik Martins (Vierteljahrschr. für Cultur und Literatur der Renaissance 1, 272) will lediglich diesen persönlichen Grund gelten lassen; vergl. auch Strobel a. a. O. 3, 527 fll. 559 und Schmidt l. c. 1, 40.

pheling beklagt sich in einem Briefe an Thomas Wolf [1] bitter darüber, daß Murner gegen jenes Project intrigire. Erst in dritter Linie kann man für Murners Vorgehen an ein politisches Motiv denken, und zwar wird man sich gerade in Bezug auf diesen Punkt nur sehr zurückhaltend ausdrücken dürfen. Man kann nämlich nicht ohne weiteres behaupten, daß Murner, wenigstens während seines späteren Lebens [2], direct antideutsche Gesinnungen gehabt habe, denn dafür fehlen uns zwingende Beweise; vielmehr spricht manches gegen jene Annahme. Zunächst die guten Beziehungen des Mönches zu Maximilian. Dieser krönte ihn im Jahre 1505 öffentlich in Worms mit dem Dichterlorbeer: ‚ein überraschender Vorgang, da ein Grund zu dieser Auszeichnung nicht recht ersichtlich ist‘ [3]. Der Kaiser hatte stets viel Gefallen an Murners satirischen Dichtungen, und er ertheilte einem Gesandten für Straßburg im Jahre 1513 sogar den Auftrag, den Doctor aufzusuchen, der ‚das ander‘ Narrenschiff gemacht habe: er solle an seinen Hof kommen, wo er ihn in besonderen Angelegenheiten gut gebrauchen könne. Murner ist vielleicht dieser Aufforderung nachgekommen und im kaiserlichen Auftrage nach Italien gegangen, um dort juristische Studien zu machen [4]. Dem Kaiser widmete der Satiriker seine Eneis, wohl aus Erkenntlichkeit dafür, daß dieser ihn, was immerhin zu beachten ist, zum Hofkaplan ernannt hatte; ebenso dedicirte der Autor seinen Aufruf ‚An den Adel deutscher Nation‘ dem Kaiser Karl V. Dann sind für uns Murners — allerdings spärliche — Auslassungen in seinen Schriften selbst von Bedeutung. Wie Wimpheling und Brant sieht auch Murner den letzten Grund für das Unglück des Reiches in dem Ungehorsam der Fürsten, in dem Geiste der Widerspänstigkeit gegen das Staatsoberhaupt, und wie jene ermahnt auch er zur Umkehr und Besserung. ‚Was unser vorfar‘, hören wir ihn klagen [5]:

Was unser vorfar nament in,
Das ist schier allessamt do hin.
Künigrich und keisertum,
Eins nach dem andern fellet um.

---

[1] Bei Riegger a. a. O. S. 224: ‚Spero Deum nobis tandem illam daturum gratiam, ut error quorundam delirantium sacrificulorum comprimatur, qui antiquae adhuc larvae, qua ipsi corrupti sunt, inhaerent, simul etiam ut insania compescatur cuiusdam fraticelli (Murneri) famam meam ubique lacerantis, qui pro adolescentibus apud communes ecclesiarum scholas prima rudimenta iam consecutis gymnasium . . . in hac urbe institui periculosum fore mentitus est.‘

[2] Könnte man vielleicht — ich spreche das natürlich nur als Vermuthung aus, die ich durch keine anderweitigen Gründe stützen kann — an eine Wandlung in seiner Politik denken?

[3] Kawerau a. a. O. S. 36.

[4] Vergl. die Vermuthung bei Gödeke a. a. O. S. xxx.

[5] S. Narrenbeschwörung, Gedicht 92 (das dem bedeutsamen 99. Gedichte in Brants Narrenschiff entspricht), Vers 52 fll.

Und ernst fragt der Dichter nach der Ursache dieses trostlosen Zustandes; seine Antwort zeugt von Theilnahme und tiefem Verständniß für den Grund der Schäden im Reiche:

Wes ist die schuld? das wist ich gern,
Wann die fürsten gehorsam wern,
So gloub ich, das es nimmer wer
Uns zu liden also schwer.
Ein künig ist ein einzig man,
Wann kein fürst will bi im stan,
So ist es biß an in getan;
Darum ich fürsten, grafen, herren
Reblich dapfer will beschweren,
Das sie den frummen künig lon (lassen)
Und so schlechtlich bi im ston
Zu schand der tütschen nation.
Wann der Wal und der Franzos
Uns an weren sicht so bloß
Und so klein gehorsamkeit,
Gedenkt doch, was das uf im treit!

‚Darum‘, ruft er den Fürsten zu,

Darum kurz ab nun trets herbi,
So lieb üch lib und leben si.
Ir mießt mir zu den andren ston,
Ob üch das herz schon brech darvon.
Wolt ir üch der find nit weren,
So mießt ir üch hie lon beschweren.

Und sehr bezeichnend fügt er dann hinzu:

Sprecht ir dann: ‚Was gats dich an,
Ob wir dem künig wöln bistan?
Ins tüfels namen sing den psalter
Und trag das rouchfaß um den alter!‘ [1]
Ich hab das selb betrachtet schon,
Uf dem zan würd es ußher gon [2],
Den fluch miest ich hon für min lon;
Dafur si mir der künig gut,
Das mir hie üwer keiner tut,
Darum hab ich den künig beten
Hieher zu minem bschweren treten,
Ob iemans wolt mich aneschnurren
Und über min beschweren murren,

[1] alter = Altar, d. h. also: Kümmere dich bloß um deinen Kirchendienst!
[2] = es würde ein solches Ende nehmen (zan = Zahn im Kammrade).

Das man zu schwigen im gebüt
Und er min bschweren hindert nüt [1].
Psalter hin, psalter her!
Es ist bi gott ein kleine er
Aller tütschen nation
Das ir den künig also lon.
Wers noch einmal ins tüfels namen,
So muß der Tütsch sich des beschamen.
Gott weiß, ich reds üch nit zu leid,
Ich förcht der armen christenheit.

Statt mannhaft den Feinden des Vaterlandes und des Glaubens zu trotzen, sind die deutschen Städte in Ueppigkeit und Wohlleben versunken:

Aber ziehen in das feld
Darzu haben sie kein zelt,
Darum gat es wie es mag,
Wo ich hin kumm, do find ich klag [2].

So konnte unmöglich ein Mann schreiben, der zu gleicher Zeit gegen Kaiser und Reich Pläne des Verrathes schmiedete, und es ist deshalb zu weit gegangen, in Murner schlechthin und ohne Einschränkung einen Reichsfeind zu sehen. So viel aber dürfen wir angesichts seiner Controverse mit Wimpheling sagen, daß Murner mehr oder weniger Kosmopolit war und daß er als solcher, wenigstens damals, für die specifisch nationalen Ausführungen Wimphelings nicht nur kein Verständniß, sondern, wie das eben seine Eigenart mit sich brachte, nur Spott und Hohn hatte. Vielleicht dürfen wir auch noch einen Schritt weiter gehen und bei Murner — aber ebenfalls, wohlgemerkt, nur zur Zeit jener Controverse — eine größere oder geringere Hinneigung zu Frankreich, wie sie ja leider bekanntlich bei vielen Deutschen im Grenzgebiete damals bestand, voraussetzen. Ob allerdings die directen Angriffe des Wimphelingschen Anhanges eine sachliche Grundlage haben und ob wir im Zusammenhange damit Murners Erklärung bezüglich seiner Reichstreue als unwahr bezeichnen müssen, das ist nicht zu entscheiden und wird bei dem jetzigen Stande unseres Materials auch wohl nie entschieden werden können.

Noch eins verdient bemerkt zu werden. Man hat wohl das völlige Fehlen jener Lobpreisungen von Kaiser und Nation, wie wir sie bei der Mehrzahl unserer

[1] Er beruft sich öfters für das ‚Schinden gelehrter Narren' auf die Erlaubniß des Kaisers; vergl. z. B. Narrenbeschwörung, Gedicht 5. 81 fll.

[2] Diese ernste Klage, an deren Aufrichtigkeit zu zweifeln wir keinen Grund haben, kehrt häufig bei Murner wieder; vergl. zum Ganzen ‚Luth. Narr' (Ausgabe von Kurz, Zürich 1848) an vielen Stellen. Aehnlichen Aeußerungen über die Gebrechen im Reiche und aufrichtigen Vorschlägen zu ihrer Besserung begegnen wir überhaupt bei Murner allenthalben.

Humanisten finden, in einem für Murner ungünstigen Sinne auslegen wollen. Auf den ersten Blick hat dieses Argument ja auch etwas Bestechendes, da der Gegensatz im Verhalten hüben und drüben wirklich auffällig und unläugbar ist. Aber auch hier dürfte man die Erklärung zunächst, und wohl ausschließlich, in Murners Charakter als dem eines nüchternen, von jeder Schwärmerei weit entfernten Satirikers zu suchen haben; ein Panegyriker wie Brant konnte Murner nach seiner ganzen Anlage eben nicht sein [1]. Im Gegentheil: er hat häufig genug auch den gekrönten Häuptern die Wahrheit, oft die bittere Wahrheit gesagt; er hat auch die Erlauchten auf dem Throne ohne Rücksicht, wie er selbst sagt, vor sein Forum gezogen und ihnen die Narrenkappe aufgesetzt. Das alles beweist für seine politische Stellung thatsächlich so gut wie nichts, ebensowenig, als man aus dem anfänglichen Verbot seiner ‚Gäuchmatt' auf jene einen Schluß ziehen kann. Man versagte dieser Dichtung wohl bloß deshalb das Imprimatur, weil sie in ihrer ursprünglichen Gestalt vielleicht etwas zu derb mit Kaiser und Fürsten ins Gericht ging; wenigstens können wir von ungeziemenden und wirklich bedenklichen Anspielungen politischer Natur, wie man sie wohl in der ersten Ausgabe vermuthet hat, in dem späteren Drucke nichts finden [2].

Eine bündige und stricte Antwort auf unsere Hauptfrage sind, das weiß ich sehr wohl, diese Ausführungen nicht; aber es ist wenigstens eine Antwort, die ich durch Wahrscheinlichkeitsgründe zu stützen suchte, und als solche möge man sie hinnehmen.

Im Anschlusse an Wimphelings Germania verdient ein Mann beachtet und gewürdigt zu werden, der, ohne ein kritischer Kopf und großer Historiker zu sein, in seinem bescheidenen Wirken als ‚Schulmeister', wie er sich selbst zu nennen pflegt, dennoch sicherlich viel zur Weckung und Hebung des nationalen Gedankens im Grenzlande beigetragen hat. Dieser Mann ist Hieronymus Gebwiler, ein treuer Anhänger und Freund Wimphelings [3] und

[1] Vergl. darüber die richtige Bemerkung bei Schmidt l. c. 2, 275: ‚En 1505 le général des franciscains, en l'autorisant à accepter le laurier des poètes, lui recommanda de ne chanter que la majesté impériale, ainsi que la gloire, les doctrines . . . de l'ordre des frères mineurs. Le conseil était peu de son goût; composer gravement, comme Brant, des carmina en mètre élégiaque, en l'honneur de l'empereur ou des saints, ne convenait pas à cette nature moqueuse et vive. . . Son domaine comme poète était la satire; là seulement il avait la liberté de ses mouvements.' [2] Zur Sache s. Gödeke a. a. O. S. XXXII ffl.

[3] ‚Un homme selon le cœur de Wimpheling' nennt ihn Schmidt; über die vielfachen Berührungspunkte, die das Schaffen beider Männer aufweist, vergl. ibid. 2, 159 ss.

Brants, während einer Reihe von Jahren Leiter der Domschule zu Straßburg, dann, der vordringenden Reformation weichend, Rector der höhern Schule zu Hagenau.

Die erste historische Abhandlung dieses feurigen Patrioten, seine Libertas Germaniae, war eine Gelegenheitsschrift, die der politischen Agitation der Franzosen bei der Thronvacanz des Jahres 1519 ihre Entstehung verdankt. Gebwiler sieht die Anstrengungen der Gallier und Gallierfreunde, dem französischen Könige die römische Krone zu verschaffen; da erwacht mächtig in ihm die nationale Begeisterung, gepaart mit einer geharnischten und freimüthigen Opposition gegen jene Anmaßung. Mit heiligem Zorne und einem Eifer, der die Schwächen seiner Beweisführung, seinen Glauben an oft zweifelhafte Gewährsmänner sowie die vielfachen Flüchtigkeiten seiner Arbeit entschuldigen mag, tritt er für die Candidatur Karls V. ein. ‚Ich glaube dir den größten Gefallen zu erweisen,‘ schrieb er in der Widmung an den kaiserlichen Rath Villinger von Schönenberg [1], ‚wenn ich die deutschen Lande und das Elsaß [2], unser gemeinsames Vaterland, unsere gütig spendende Mutter nicht nur in leiblicher, sondern auch in geistiger Beziehung, gegen die Ansprüche der Franzosen vertheidige.‘ Und nun spricht der Autor in flammender Entrüstung von den Verräthern an Kaiser und Reich, die eben durch ihre Behauptung, einst habe Deutschland den Galliern gehört, dem französischen Könige eine willkommene Handhabe für seine Bewerbung darböten; er spricht von gallischen Unterhändlern, die in hellen Scharen herüber und hinüber flögen, um Deutschlands Fürsten durch schimmerndes Gold für die Sache ihres Königs zu gewinnen, ‚als wenn sich kein Herrscher von deutschem Blute und erlauchter, hochedler Abkunft fände, der passender und tauglicher wäre, die römische Krone zu tragen‘ [3]. ‚Was wäre aus unserem bis jetzt freien Deutschland geworden,‘ fragt er bange [4], ‚wenn die Versucherkünste jener französischen

[1] Fol. a 2. — Die düsteren Tage des kritischen Jahres 1519 schweben auch sonst unserem Autor noch immer vor der Seele; häufig genug kommt er noch auf den Wahlkampf zurück; vergl. unter anderem Paneg. fol. d 4, wo er sichtlich stolz ist auf das Verhalten des Straßburger Rathes den französischen Unterhändlern gegenüber. Vergl. auch seine Epit. fol. M 3, wo er nach entsprechender Vorbemerkung die Verse eines fremden Dichters anführt:

‚Postulat imperium Gallus, Germanus, Hyberus,
Rex genus hoc triplex Carolus unus habet.
Caesare in hoc populo fiet satis omnibus uno,
Imperium est igitur Carole iure tuum.‘

[2] Auf dem Titelblatt heißt es bezeichnend: ‚Hieronymo Gebvilerio autore in *singulare totius Germaniae et Alsatiae praeconium* congesta.‘ [3] Fol. a 2^b.

[4] Ibid. — Während er die Schrift verfaßte, wurde ihm die Nachricht von der Wahl Karls überbracht; s. weiter unten.

Werber Erfolg gehabt hätten, wenn sie nicht gescheitert wären an der Ehrlichkeit und Unbestechlichkeit derjenigen, denen ihre Ehre nicht für Gold feil war!‘ Um für seine Opposition gegen die Ansprüche Frankreichs eine historische Grundlage zu gewinnen, nimmt Gebwiler den Gedanken Wimphelings [1], daß kein Gallier jemals die römische Krone getragen habe, wieder auf; insbesondere kommt es ihm darauf an, nachzuweisen, daß sein geliebtes Heimatland nie dem Franzosenkönige unterworfen gewesen sei. ‚Du wirst hier finden,‘ heißt es stolz und trutzig in der eben genannten Widmung [2], ‚daß seit den Tagen der Herrschaft Cäsars kein Franzose über Deutschland, das Elsaß oder Straßburg das Scepter geführt und daß keiner von ihnen jemals die römische Krone getragen hat; nein, du wirst vielmehr sehen, daß die deutschen Franken . . . die herrlichsten Siege gewannen, einen großen Theil Galliens Deutschland einverleibten und so‘ — er spricht hier und häufiger von fünfhundert und fünfzig Jahren — ‚über die Gallier geherrscht haben.‘ [3]

Nicht auf Prunk und Putz der Rede, nicht auf die Form, entwickelt der Autor dann weiter, komme es ihm an, sondern nur auf die Sache; habe er sein Vaterland und seine Heimat mit Erfolg gegen den Nachbarn im Westen vertheidigt, so habe er nach seinem Glauben genug gethan [4]. Am Schlusse der Widmung, die für die ganze Tendenz der Schrift bezeichnend ist, folgt dann ein Gedicht, das trotz seines geringen Umfanges den ganzen Groll des Autors gegen die Franzosen ahnen läßt. Der deutsche Adler, hören wir ihn versichern, fürchtet nicht das Dräuen des gallischen Nebenbuhlers; er wird ihn vernichten trotz des Goldes seiner Unterhändler, denn niemals wird der freie Deutsche, dessen Haß gegen alles Französische mit der Muttermilch eingesogen ist, das Joch eines schamlosen und aller Ehre baren Feindes ertragen [5].

---

[1] Dieser gilt ihm als eine Hauptautorität; s. weiter unten. Jedem, der Art und Mittel des Kampfes verfolgt, wird unwillkürlich die große Aehnlichkeit beider Männer auch nach dieser speciellen Seite auffallen. [2] Fol. a 2^{b}.

[3] Die Frage nach der Nationalität der Franken hielt Gebwiler mit richtigem Gefühl für höchst wichtig; seine Darlegungen darüber erinnern in mancher Hinsicht an Beatus Rhenanus, vergl. Abschnitt IV; s. weiter unten; vergl. auch die entsprechenden Ausführungen in seiner Epitome.

[4] Fol. a 3. — Der Autor verhehlt sich nicht das Gefährliche seines Beginnens (er spricht von einem ‚oblatrantium gannitus‘); um so höher ist sein rückhaltloser Freimuth und seine kühne Offenheit anzuschlagen.

[5] Das Gedicht ist sowohl für die damalige Stimmung gegen Frankreich wie auch für die geharnischte, oft derbe Sprache unseres ‚Schulmeisters‘ so bezeichnend, daß ich es im Anhange (Nr. 16) bringe. Ich brauche nach dem über Wimpheling Gesagten wohl kaum zu bemerken, daß solche Kraftstellen, namentlich die bedenklichen Anklagen, mehr oder weniger einseitig gefärbt und deshalb mit Vorsicht aufzunehmen sind; grundlos aber waren sie sicher nicht. Eine sachliche Kritik all dieser Angriffe

Die nun folgenden Ausführungen haben, kurz gefaßt, folgenden Ideengang: Ueber die Frage, ob die Franzosen jemals über das Elsaß geherrscht haben oder nicht, besteht ein langer und verwickelter Streit; manche bejahen die Frage, andere verneinen sie ebenso entschieden, sie behaupten vielmehr, die Deutschen hätten länger als fünf Jahrhunderte den Galliern Könige gegeben, und sie suchen diese ihre Behauptung durch die untrüglichsten Argumente zu beweisen [1]. Gebwiler pflichtet voll und ganz der Ansicht dieser letzteren bei; ‚denn‘, bemerkt er, ‚wenn man sich Ursprung und Stammbaum der gallischen Könige, die wir jetzt nach Gewohnheit als Franzosen bezeichnen, näher ansieht, dann wird einem klarer als Sonnenlicht die Thatsache einleuchten, daß die Deutschen, damals mit gemeinsamem Namen „Franken" genannt, als Könige über die Kelten geherrscht haben‘.

Diese These sucht nun der Autor durch eine längere Darlegung zu begründen und zu beweisen [2]. Die Franken spielen natürlich auch bei Gebwiler eine bedeutsame Rolle; sie sind ihm nach ihrem Namen die ‚Freien‘, die einst trotzig dem stolzen Römer den Tribut verweigerten; im Siegeszuge erobern sie ganze Gebietstheile von Deutschland, gründen Frankfurt, gehen über den Rhein und herrschen bald auch in Gallien. Das ganze eroberte Land erhält von ihnen den Namen, wahrlich ein Ruhmesname, der so recht für ein Volk paßte, das die Freiheit höher schätzte als Gold und Edelstein und das lieber den Tod wählte als Knechtschaft und Schande. Damals schlossen sich nun auch — der Verfasser kommt hier zu seiner specielleren These — die alten Elsässer den Franken, also einem deutschen Stamme, an; bald wurde Belgien erobert, und immer weiter fluthete das Frankenvolk in Gallien hinein. Alte Heroen — Marcomirus und Pharamundus — verherrlichen die älteste Geschichte dieses Stammes, und ihre Nachkommen, also echte Deutsche, herrschen in Gallien bis auf Hugo Capet. ‚Deshalb täuschen sich‘, schließt Gebwiler das erste Kapitel seiner Beweisführung, ‚ganz gewaltig alle diejenigen, die da annehmen, es habe irgend ein Gallier über Deutschland oder über das Elsaß geherrscht, da nichts sicherer ist als die Thatsache, daß einst deutsche Könige in Frankreich das Scepter führten.‘ Der Verfasser gibt uns nun eine eingehende Königsgeschichte des deutschen Volkes bis zum Aussterben der Karolinger in Frankreich [3]. Alle

auf die Franzosen kann naturgemäß nicht meine Aufgabe sein; ich verweise — auch für das Folgende — nochmals auf meine Bemerkung über Wimpheling oben S. 25 ffl. Uebrigens blieb die gereizte Stimmung gegen Frankreich noch lange im Lande, und bei manchen späteren Ergüssen einer empörten Volksseele werden wir unwillkürlich an unsere Humanisten erinnert; vergl. auch im Anhang Nr. 17 und die weiter unten in diesem Abschnitt behandelten Schriften, wo wir noch häufiger dem Unwillen des Verfassers über die kaiserfeindliche Politik der Franzosen begegnen.

[1] Fol. b 1. [2] Fol. b 1ᵇ sqq. [3] Fol. b 3 sqq.

seine Gedanken sind getragen von jenem trotzigen, oft verwegen dreinfahrenden Nationalstolze, wie wir ihn so charakteristisch bei Wimpheling finden. Deutsche Heldengröße, deutsche Glaubensinnigkeit und deutscher Opfersinn für die Interessen der Religion werden von unserem Patrioten mit warmer und aufrichtiger Antheilnahme und unverhohlener Begeisterung gefeiert. Daß er von den letzten Sprossen des merowingischen Geschlechtes Ungünstiges berichten muß, bedauert er, gerade weil es eben Deutsche waren, tief[1], wie er andererseits mit bewußter Absichtlichkeit alles, was dem deutschen Namen Ehre und Ruhm zu bringen geeignet ist, an das Licht zieht und deutsche Arbeit und deutsches Verdienst mit peinlicher Wachsamkeit gegen unberufene Ansprüche Fremder schützt; so ist er namentlich immer in Furcht, man könnte das, was einst ‚fränkische' Deutsche Großes und Schönes vollbracht, in mißverständlicher Auffassung des Namens den ‚Franzosen' zuschreiben. Frankreich, hören wir unsern Autor ausführen[2], hat keine Ursache, über die ihm einst von der Vorsehung verliehenen Auszeichnungen, das heilige Salböl, die Oriflamme und die drei Lilien im Wappen, so viel Rühmens zu machen; denn derjenige, dem jene glänzenden Symbole zuerst zu theil wurden, war der König der deutschen Franken, Chlodwig. Und an einer andern Stelle[3] kann Gebwiler die Bemerkung nicht unterdrücken: ‚Wenn man demnach' — vorher ist die Rede von der Thätigkeit Dagoberts für die Stiftung des Bisthums Straßburg sowie die Errichtung von Kirchen und frommen Anstalten im Elsaß[4] — ‚liest, daß einst „fränkische" Könige Bisthümer und Klöster in Deutschland haben entstehen lassen, so sind unter diesen Königen ja nicht etwa Franzosen, sondern wahre und echte deutsche Herrscher zu verstehen.'[5]

---

[1] Vergl. Fol. c 1—c 2. [2] Fol. b 4. [3] Fol. c 1.

[4] Daß Dagobert sein liebes Elsaß (‚veluti caeteris regiis suis gratiorem') so bevorzugte, erfüllt unsern Humanisten von so ausgesprochen localpatriotischem Stolze mit besonderer Genugthuung; über die Geltung, die er dem Elsaß als dem Mutterlande der regierenden Dynastie beimißt, s. weiter unten. — Bemerkenswerth ist, daß Richelieu die Zugehörigkeit des Elsasses zu Frankreich gerade von Dagoberts Zeit an datirt (vergl. Janssen, Frankreichs Rheingelüste S. 74).

[5] Solche Stellen erinnern an eine ähnliche aus des Verfassers kleiner Schrift über die hl. Odilia (‚S. Otilien Fürstlichen Herkommens ...' Freiburg 1598; unsere Stelle S. 14 fll.). ‚Also', versichert uns Gebwiler, ‚vermeinen etlich, das viel Rittermässigs Adels in Elsaß durch Krieg und ander ursach auß Italien vor zeiten in diese Land kommen seyen ... Wiewol so man geflißner den Handel achten und ansehen wil, so seynd etlich, die darwieder vermeinende, das ehevor die Römer in Teutsche Landt genistet, gar viel träfflichs Adels so hoch und gut, als die Römer gewesen, darinnen gewohnt, darzu den Römern in Streit und Kämpffen auch aller Mannlichheit, darinn die Römer glorierten, nie nichts vorgeben haben.' Ja, deutsche Geschlechter — so rühmt der Autor ganz ähnlich wie Wimpheling — sind ‚mit den Teutschen Römischen Keysern, so Italiam bezwungen und unter sich bracht haben, hinein gezogen,

Natürlich behandelt auch Gebwiler die Thaten und Schicksale der Karolinger, insbesondere des großen Kaisers Karl, besonders eingehend. Der Frage nach der Abkunft und der Nationalität Pipins und seines berühmten Sohnes wird eine lange Betrachtung gewidmet und das Deutschthum beider mit allen dem Autor zu Gebote stehenden Argumenten bewiesen [1]. Karl ist dem schwärmerischen Patrioten Numa, Herkules und Hektor in einer Person, und um seine Leser mit den Großthaten dieses einzigen Herrschers näher bekannt zu machen, verfehlt er nicht, sie auf die phantastische Chronik Turpins und andere Schriftsteller zu verweisen. Karls des Großen Persönlichkeit und die Thatsache, daß durch ihn das römische Kaiserthum auf die Deutschen überging, entflammen den Autor zu einem förmlichen Enthusiasmus. ‚Du kannst dir also', redet er in rhetorischem Pathos Deutschland an [2], ‚in nicht geringem Maße Glück wünschen, du Heimstätte so vieler echten Marssöhne, du Stammland so vieler erlauchten Geschlechter berühmter und hochedler Fürsten und Grafen, aus deren Mitte du, da der kaiserliche Thron erledigt ist, dir deinen einsichtsvollen und friedliebenden Herrscher küren mögest! Weise weit von dir das großsprecherische Volk der Franzosen, damit nicht du, erlauchte Germania, die du bis jetzt über die andern Nationen das Scepter führtest, du, auf die fremde Völker mit Zittern hinblickten, gezwungen werdest, wie eine niedere Sklavin einem Ausländer, der nichts von deutschem Blute in seinen Adern hat, als deinem Herrn und Kaiser zu dienen.'

Von den Ausführungen, die den Zeiten der Wirren nach Karls Tode gewidmet sind, haben für uns besonders Interesse und Bedeutung die Darlegungen über den Uebergang der französischen Königskrone auf Hugo Capet [3]. Dieser wird als völlig rechtloser Usurpator und Thronräuber hingestellt, und seine That ist für Gebwiler eine schwere Unthat, die nur durch eine ruchlose Verschwörung gegen die rechtmäßigen Erben der Krone, nämlich die deutschen Karolinger, deren Geschlecht bis dahin Gallien seine Könige gegeben habe, möglich geworden sei [4]. Daß bei der Darstellung dieser Begebenheit Seitenhiebe auf

---

da verbliben und haben jre Zunamen der Geschlecht etwan behalten, etwan verändert'. ‚Ich bin auch', hören wir ihn deshalb fortfahren, ‚ungezweiffelt, so man allenthalben in Italien sich gründtlich der alten Geschlecht, von jhrem Herkommen ersuchen solte, es were von den mannlichen Teutschen nicht wenig erwachsen.'

[1] Vergl. fol. c 3 sqq. — Natürlich zieht unser Autor aus seiner These die bekannten Folgerungen s. weiter unten; von den Zeugen erscheint ihm in diesen Fragen u. a. besonders wichtig Baptista Mantuanus, ‚nudae veritatis assertor, quum Italus Gallo et Germano aeque faveat'. Die hier angezogenen Verse Mantuans sind dieselben, auf die sich auch Beatus Rhenanus beruft bei seiner Beurtheilung der Controverse zwischen Murner und Wimpheling; vergl. Abschnitt IV.

[2] Fol. c 5. [3] Fol. d 1 sqq.

[4] Ganz ähnlich das Urtheil der andern Humanisten. — Bei dieser Auffassung

Sitte und Charakter der Franzosen überhaupt fallen, ist zu natürlich [1]. Kann unser Autor das historische Unrecht eines anmaßenden Prätendenten in seinen Folgen nicht wieder gut machen, so ruft er doch wenigstens dem französischen Könige die entschiedene Mahnung zu, sich um Deutschlands Verhältnisse jetzt ja nicht zu bekümmern. ‚Möge kein Gallier‘, hören wir ihn drohend warnen [2], ‚darauf bauen, durch rohe Waffengewalt, durch Gold oder Gunst die römische Krone zu erlangen; möge der Franzosenkönig zufrieden sein mit seinen Grenzen, damit es ihm, wenn er nach Ungebührlichem die Hand ausstreckt, nicht ergehe wie dem Hund in der Fabel und er schließlich noch das verliere, was er besitzt; denn‘, fügt er trotzig hinzu, ‚der Deutschen freier und ungezähmter Sinn, der Knechtschaft nun einmal nicht ertragen kann, würde sich die Tyrannenherrschaft eines französischen Königs nimmer gefallen lassen.‘

In gewissem Zusammenhange mit diesen geharnischten Aeußerungen eines freimüthig seine Farbe bekennenden Patrioten steht das zehnte Kapitel seiner Abhandlung, das ein reichlich strömendes ‚Lob auf die kaiserliche Majestät und die Kurfürsten des römischen Reiches‘ enthält [3]; wir haben darin gewissermaßen die Consequenz aus den vorhergehenden Darlegungen. ‚Wer könnte demnach‘, hebt Gebwiler mit einer Art von Siegesfreude an, ‚so beschränkten Geistes und arm so an Einsicht sein, daß er glaubte, die erlauchten und hochedlen Kurfürsten des deutschen Reiches, die doch über solche, die Geld besitzen, herrschen, nicht aber selbst Gold zusammenscharren wollen, und die glühen für Deutschlands Freiheit [4], diese Fürsten besäßen eine solche Schamlosigkeit, eine solche Verwegenheit, eine solche Unbedachtsamkeit, daß sie, durch Versprechungen, Geld oder Gunst bestochen und uneingedenk ihres heiligen Treueides, durch ihre Stimmen einen Franzosen auf den Kaiserthron erheben sollten!‘ Und in kräftiger Sprache fährt der Autor fort: ‚Der den Deutschen

kehrte sich natürlich das Rechtsverhältniß beider Länder zu einander um: Wenn Hugo ein Thronräuber war, dann kann gar keine Rede mehr sein von einer Jurisdiction französischer Könige über Deutschland; dann gehört vielmehr, wie unsere Humanisten so häufig betonen, noch immer Frankreich dem deutschen Kaiser; vergl. Abschnitt VI und VII.

[1] Vergl. die bezeichnenden Anklagen fol. d 1[a] und d 1[b]. — Daß der Verfasser unmittelbar darauf Deutschland in einen bewußten Gegensatz zu einem Volke von solchem Gebaren setzt, ist bemerkenswerth; man sieht aus allem, wie unser Patriot sich verpflichtet fühlt, in jenen unsicheren Tagen auf alle Weise für Reich und Kaiser gegen Frankreich und die Franzosen Stimmung zu machen.

[2] Fol. d 1[b]. — Man beachte, daß dieser Schlußgedanke des Kapitels bei unserem Autor immer wiederkehrt. [3] Fol. d 3 sqq.

[4] Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß in all diesen Stellen der Wunsch des Gedankens Vater ist; die nackte Wirklichkeit zeigt bekanntlich ein ganz anderes Bild, an das unser Enthusiast aber nicht einmal denken mag, um die freudige Zuversicht auf einen guten Ausgang der Sache weder sich noch dem Leser zu rauben.

angeborene Haß gegen die Gallier wird sicherlich mit aller Wucht sich gegen eine solche Thatsache sträuben, und nie und nimmer wird der hochgemuthe Germane, der schon längst sich gewöhnt hat, seine Freiheit mit blutiger Waffe zu vertheidigen, das erniedrigende Joch des Franzosenvolkes auf sich nehmen; denn', setzt er zur Begründung bezeichnend hinzu [1], ,wie grausam dieses Volk gegen die Besiegten wüthet, das hat unser Elsaß einst unter dem Dauphin Ludwig erfahren müssen, und niemals wird es das vergessen; übrigens können dieselbe Thatsache auch viele Deutsche bezeugen, die unter französischer Fahne Kriegsdienste leisten.' Nun folgt wieder der uns schon bekannte Hinweis auf die Fülle edler Geschlechter, aus denen der Deutsche seine Herrscher wählen könne; sie alle haben schon, versichert uns der Verfasser, in früheren Jahrhunderten dem Volke Kaiser gegeben, und die deutschen Geschichtsbücher melden uns, daß man wahrlich gut dabei gefahren ist.

Anknüpfend an Rudolf von Habsburg, den ersten aus österreichischem Hause, der die Krone getragen [2], leitet dann der Autor über zu dem von ihm bitter beklagten Maximilian, dessen Tod einen unerträglichen Schicksalsschlag bedeutet hätte, wenn nicht durch der deutschen Kurfürsten Einsicht und Unbestechlichkeit und durch Fügung der göttlichen Vorsehung, die jene durch himmlische Eingebung erleuchtete, Karl zum Nachfolger auf dem Throne ausersehen wäre. Die Nachricht von Karls Wahl hat unser Humanist, wie er selbst sagt [3], gerade in dem Augenblicke, wo er dies schrieb, erhalten, und nun strömt er natürlich über von einer unbezwinglichen Freude. Kein Fürst der ganzen Christenheit, sehen wir ihn triumphirend ausführen, kann sich diesem Herrscher vergleichen an Macht und Reichthum; ein Friedenskaiser wird er sein für den ganzen Erdkreis, er wird die traurige Lage der Kirche, die sich in einem ,ungeheuerlichen' Zustande befindet, bessern und der Türken furchtbare Horden unter das sanfte Joch des Kreuzes zwingen. Diesem glücklichen Fürsten, der ohne Zweifel den Spuren seines großen Ahnherrn Karl folgen wird, werden einst die Nationen der ganzen Welt zujubeln, und kein Deutscher wird sich finden, der nicht freudigen Antheil nähme an der Erhebung dieses Herrschers, der von dem Vermächtniß des habsburgischen Stammes, der Biederkeit, sicherlich nicht abweichen wird. ,Durch alle Lande des Erdkreises', schließt er begeistert, ,möge deshalb der deutschen Kurfürsten Lob verkündet werden, die in „stahlharter" Treue und Unbestechlichkeit, dem blinkenden Golde des gallischen Nebenbuhlers

[1] Man erinnere sich der Erbitterung Wimphelings in all den Stellen, wo er des Einfalles der Armagnaken gedenkt; man sieht auch hier, daß die Abneigung und die bis zum Haß gesteigerte Stimmung unseres Kreises gegen Frankreich eine reale Grundlage hatte und deshalb sehr natürlich und begreiflich ist.

[2] Auf ihn ist Gebwiler besonders stolz, denn er gilt ihm als Landsmann; vergl. das Folgende. [3] Fol. d 3b.

zum Trotze und nicht achtend der lockenden Vorspiegelungen, die deutsche Freiheit hochhielten und einen Fürsten von deutschem Blute auf den Kaiserthron erhoben.'

Der Schluß der Schrift befaßt sich noch einmal mit dem Lieblingsgedanken des Autors, daß die Elsässer, überhaupt alle Völker am Rhein, niemals unter französischer Herrschaft gestanden hätten; wiederum werden uns alte und neue Zeugen für die Wahrheit dieses Satzes vorgeführt, unter denen Wimphelings Germania und Peutingers bekannte Abhandlung über die deutschen Alterthümer nicht fehlen [1]. Der Verfasser hielt diesen nochmaligen Hinweis auf die Nationalität des Elsasses für geboten, weil, wie er in seiner Derbheit sagt, ‚es nicht an „Deutschenfressern" fehlt, die (er erlaubt sich dabei eine Anspielung auf das Rhinoceros) uns die Frage „entgegenbellen", weshalb wir denn so vollständig die französischen Könige von der Würde eines römischen Kaisers ausgeschlossen wissen wollen' [2]. Ein Excurs über Namen und Begriff der Gallier, zu denen man unterschiedslos in früherer Zeit auch die Germanen gerechnet habe [3], schließt das Ganze, das wirkungsvoll in die Warnung ausklingt, der Franzose möge ja das kriegerische deutsche Volk, ‚ohne das keiner jemals einen herrlichen Sieg über die Feinde davongetragen' [4], achten und mit Anstand behandeln, er möge sich hüten vor beleidigenden Aeußerungen [5] und hübsch seine Hände aus den deutschen Angelegenheiten fortlassen; denn sonst könnten wohl die kaiserlichen Fahnen mit stolzem Adler wieder im Siegeszuge ins gallische Land einziehen, jene Feldzeichen, denen nichts auf der Welt zu widerstehen im stande sei.

Dieselbe patriotische Grundstimmung wie in der Libertas Germaniae finden wir auch in den andern historischen Arbeiten Gebwilers, namentlich in seiner Epitome und Panegiris Carolina. Der wesentliche Inhalt beider Schriften ist die Verherrlichung des Hauses Oesterreich [6]; aus der Vorrede

[1] Fol. d 4 sqq. — Ueber Peutingers Schrift s. oben S. 42 u. 43.

[2] Vergl. den Anfang des Kap. XI. ‚Non deerunt scio Germaniae mastiges nasum rhinocerotis in morem torquentes, cur Gallos reges tam procul a Romani regni fascibus abigendos clamitemus oblatraturi . . .'

[3] Diese Streitfrage ist ihm so wichtig, daß er auch sonst noch häufig darauf zurückkommt; man vergl. namentlich das Schlußkapitel der Libertas Germaniae in der Ausgabe seiner Epitome, das sich eingehend mit einer Controverse über unsere Frage beschäftigt. Gebwiler zeigt, daß es — man denke an Wimphelings Urtheil, oben S. 50 u. 51 — in letzter Linie nicht sowohl auf den Namen, auf diese oder jene kleinliche Unterscheidung ankomme, sondern auf die Wirklichkeit, und danach könnten die am Rheine wohnenden Völkerschaften nur als Deutsche, keineswegs als Franzosen bezeichnet werden; ‚denn es sind echte und rechte Germanen, die nach Sitte und Lebensweise mit den Galliern nichts zu schaffen haben'.

[4] Wiederum ein Gedanke, der bei unsern Autoren immer wiederkehrt.

[5] Was er über solche sagt, ist recht bezeichnend; vergl. fol. d 6.

[6] Selbstverständlich wiederholen sich in den historischen Partien häufiger die

zur Epitome erhellt, daß er das Werk dem Erzherzog Ferdinand gewidmet, der neben dem Kaiser ganz besonders gefeiert wird [1]. Das Buch strotzt von den landläufigen Irrthümern, von all den Märchen und Sagen, die damals im Schwange waren; es weist namentlich, wie das leicht erklärlich ist, bei der Behandlung der älteren Zeit eine Menge von Schrullen und Ungeheuerlichkeiten auf. Von einigem historischen Interesse ist nur das dritte Buch, das die Zeit von Rudolf von Habsburg bis auf die Tage des Verfassers behandelt; daran schließen sich zwei weitere Bücher mit genealogischen Notizen über die Dynastie der französischen Könige — als ‚Verwandten‘ [2] der Habsburger — und der Herzöge von Zähringen. Eingehend und von beabsichtigter Breite ist vor allem die Behandlung der Zeit Maximilians, des Unvergeßlichen, und Karls V., wie sich das aus der ganzen Richtung des Autors von selbst versteht. Die vielen Veranlassungen, seine echt deutsche Gesinnung und sein uns schon bekanntes, stark ausgeprägtes Nationalgefühl zu bekunden, läßt Gebwiler nie unbenutzt vorübergehen; in allen Fragen der damaligen Politik steht unser Humanist natürlich treu und fest zu Kaiser und Reich, namentlich weist er auch hier

---

Ausführungen des Autors in seiner Libertas Germaniae; man vergl. nach dieser Seite namentlich die Epitome; da solche Abschweifungen nichts Neues bieten, übergehe ich sie hier. — Die Panegiris Carolina besteht in der Hauptsache aus einem schwungvollen, formell nicht unschönen Gedichte auf Karl V., das manche treffliche und für des Verfassers tief nationales Empfinden höchst bezeichnende Gedanken enthält; Vulpinus (Pseudonym für Renaud) gibt von diesem Panegyricus eine treffliche Uebersetzung, aus der ich einzelne Proben dem Leser nicht vorenthalten möchte (vergl. die Abhandlung des Genannten, Drei lat. elsäss. Kaisergedichte aus alter Zeit, Jahrbuch des Vogesen-Clubs 6, 1 fll.). Die sich an die einzelnen Verse dieses Gedichtes schließenden ‚Scholien‘ des Verfassers enthalten manches, das für unsere Frage von Bedeutung ist; vergl. darüber das Folgende. Ueber den Hauptzweck dieser Schriften vergl. die Worte Gebwilers am Schlusse des dritten Buches der Epitome (fol. Q 2), wo das Haus Habsburg noch einmal in begeisterter Sprache gefeiert wird. Seine Feder soll den Leser überzeugen ‚illustrissima Austriaca domo cum vetustate tum sanguinis claritudine tota Europa insigniorem haberi nullam‘. Ueber die äußere Veranlassung zur Abfassung der Panegiris vergl. die Widmung zu dieser Schrift.

[1] Vergl. auch die beiden Briefe (von Karl bezw. Ferdinand) am Anfange der Epitome; Gebwiler plante übrigens, wie aus seiner Schrift selbst ersichtlich ist, die Abfassung eines größern Werkes: Austrias, das aber niemals erschienen ist. Zur Sache vergl. weiter Schmidt l. c. 2, 167 ss., der indessen unserem Autor nach der Seite seines patriotischen Denkens und Fühlens ebensowenig gerecht wird, wie das bei Wimpheling der Fall ist.

[2] Eine Lieblingsthese des Verfassers; vergl. die Einleitung zum 4. Buche (fol. R 4), wo die Schlußfolgerung für das Verhalten der Franzosen zu beachten ist: ‚Desinat igitur Gallia sacratissimo et cathol. Caesari nostro eiusque fratri esse odiosa, verum summo amore officiisque revereatur, cuius progenitores vel paterno vel materno stemmate tot seculis habuit reges.‘

immer und überall die französischen Anmaßungen und Intriguen entschieden und mit rückhaltlosem Freimuthe zurück, wie er andererseits auch die politische Haltung des Papstes, sobald ihm diese von nationalem Standpunkte aus bedenklich erscheint, offen angreift und tadelt [1]. Die Siege der kaiserlichen Waffen berichtet Gebwiler mit warmer Antheilnahme und feiert sie in Poesie und Prosa [2]; man sieht seine Freude über alles, was dem deutschen Namen Ruhm und Ehre bringt, während er in heiligen Zorn geräth, falls seinem Kaiser oder seiner Nation ein Unrecht [3] oder ein Ungemach widerfährt, zumal wenn dieses von den ‚verdächtigen' Galliern kommt [4]. Selbstverständlich verschweigt auch Gebwiler nicht die schamlose Frechheit des Brautraubes Karls VIII. Der Himmel tritt als Rächer der beleidigten Ehre des Kaisers auf, indem er den Frevler rasch dahinraffte, während die blutige Sühnung dieser Unthat durch den glänzenden Sieg der deutschen Waffen bei Pavia erfolgte [5].

Wie Wimpheling, beklagt auch unser Humanist ebenso aufrichtig wie offen die inneren Schäden des Reiches und der Kirche, und wie jener heischt auch er aus innigster Liebe zu Volk, Vaterland und Glauben deren Abstellung. Die Fürsten sind saumselig in der Wahrung der Interessen von Reich und

---

[1] Vergl. z. B. Epit. fol. L 1 und O 2.

[2] Ueber die Schlacht von Pavia, die er in seiner Epit. häufig erwähnt, verfaßte er ein besonderes Gedicht; s. Weller, Anz. für Kunde der deutschen Vorzeit 4, 397; vergl. Schmidt l. c. 2, 169 und Anm. ibid.; s. das Gedicht im Anhang Nr. 17.

[3] Er betont mit Entschiedenheit, daß der Besitz des Reiches — auch in fremden Ländern — gewahrt bezw. wiederhergestellt werden müsse; vergl. z. B. Paneg. fol. b 3, wo er ausruft: ‚Quot dominia, quas urbes sacrosanctum Rom. imperium in Italia, Galliis et Germaniis amiserit, nemo ignorat. Quas tamen', fügt er hoffend hinzu, ‚huic sacratissimae caesareae ac cathol. Majestatis ductu postliminio redituras speramus.' Vergl. die folgenden Ausführungen.

[4] Neben den Franzosen erregen die unsicheren und wankelmüthigen Italiener den lebhaften Unwillen des Autors; vergl. sein geharnischtes Gedicht an die Römer aus Anlaß der Einnahme ihrer Stadt (1527), in welchem sich sein Unmuth über die französische Politik mit seiner Entrüstung über Roms ‚Abfall vom Reiche' paart (Epit. fol. O 2). Der deutsche Adler sagt zur stolzen Roma unter anderem:

‚Si sapias igitur, Gallum in sua tecta remitte
Debita nec fato subtrahe regna mihi,
Ne sua commotus stridentia fulmina torquens
Iuppiter in cives saeviat usque tuos.'

Und drohend fügt er hinzu:

‚Vicimus horrendam millenis faucibus hydram,
Vincere te Romam non labor ullus erit,
Vicimus et Gallum vincemus moxque Leonem,
Appula qui nobis demere regna cupit.'

[5] Vergl. Epit. fol. L 4. K 2; s. Anhang Nr. 17.

Kaiser; sie hören kaum auf des Oberhauptes Worte, sondern lassen ihren Herrscher schnöde im Stiche[1]. Im ganzen Reiche herrscht ‚sowohl auf religiösem wie auf andern Gebieten' Uneinigkeit und Zwietracht, uns zu großem Verderben, dem lauernden Feinde eine geheime Freude[2]. Die Unsicherheit im Lande wächst, und Raub und Fehde stehen in Blüthe. Große Gefahren bringen dem Reiche die kirchlichen Mißstände; ganze Summen werden von der Curie aus Deutschland geschleppt und die einflußreichsten Stellen nach Gunst und Gabe, deshalb oft an Unwürdige verliehen; der Clerus selbst ist vielfach seinem hohen Berufe entfremdet und in Unthätigkeit und Lasterhaftigkeit versunken; ebenso gibt es Laien, die einen ganz unchristlichen Lebenswandel führen; das böse Beispiel solch pflichtvergessener Menschen ist eine Pest für das Vaterland. Die deutsche Jugend bedarf tüchtiger und sittlich hochstehender Männer als Erzieher, das Volk guter Priester als Hirten und Führer[3].

In diesen traurigen Wirren der Zeit soll nun der Kaiser als Retter erscheinen; der Autor zweifelt nicht daran, daß Karl mit kräftiger Hand Ordnung in die zerfahrenen Verhältnisse bringen und den Ruin, den unser Humanist schon nahe sieht, noch einmal aufhalten wird, denn er gilt ihm als dazu befähigt wie kein anderer Herrscher[4]. Dieser Gedanke tritt sowohl in der Epitome wie in der Panegiris, der ganzen Richtung beider Schriften entsprechend, mit besonderer Wucht und Betonung hervor. War schon Maximilian für Geb-

---

[1] Gebwiler ist namentlich entrüstet über das unpatriotische, von reinster Selbstsucht dictirte Verhalten der Fürsten auf den Reichstagen unter Maximilian; ‚sed frustra', bemerkt er einmal ernst und treffend bezüglich der vergeblichen Vorstellungen des Kaisers, ‚*mortuis* enim verba faciebat, conquestus est' (Epit. fol. L 1).

[2] Epit. fol. M 4 und öfters.

[3] Vergl. darüber unter anderem die Stellen aus der Panegiris fol. b 1 und Epit. fol. P 1.

[4] Vergl. Paneg. fol. b 1 sqq. — Also der Kaiser soll mit der Reformation der Uebelstände den Anfang machen; dann muß aber auch — ganz der Wimphelingsche Gedanke — der Papst von allem gehörig in Kenntniß gesetzt werden; er wird dann an seinem Theile für Abhilfe sorgen, und durch das einmüthige Vorgehen beider Gewalten wird dem Reiche Friede und Glück wiedergegeben werden (vergl. Paneg. fol. b 1). — Die Kirchentrennung verursachte unserem mitfühlenden Patrioten tiefen und aufrichtigen Schmerz, und wieder und wieder sehen wir ihn auf Mittel sinnen, wie dem Vaterlande e i n Glaube und e i n Bekenntniß zurückgegeben werden könnte. Auch nach d e r Seite hin ist Karl seine Hoffnung und Zuversicht; an ihn und seine providentielle Mission glaubte er, so lange er lebte. ‚Gott woll', hören wir ihn flehen, ‚Keyserlicher und Hispanischer Majestat, so yetz . . . gantz Italiam . . . gar zufriden und mit der hilff Gottes in eynigkeit gestelt und bracht hatt, auch sein Haupt zu teutscher Nation gekehrt, die selbig gleichermaß zu vereynbaren (nämlich im Glauben) glück, gesundtheit und gnad geben' (Eine schone . . . Epistel . . . Erasmi von Roterdam verteutscht — S. l. et a. fol. H 2). Namentlich erfüllte ihn der Reichstag zu Augsburg mit Hoffnung auf Einigung aller Deutschen im Glauben (vergl. z. B. Epit. fol. P 1).

wiler ein Herrscher ohne Fehl und Makel [1], ein Kaiser so ganz nach dem Herzen unseres Humanisten, so stellt für ihn Karl die höchste Vollendung seines Fürstenideals dar. Dieser Kaiser ist ihm die herrliche Erfüllung einer alten Weissagung; der deutsche Adler wird unter ihm seinen Siegesflug antreten durch alle Länder, namentlich wird er seine Fittiche rauschen lassen in Gallien und Italien, und dort wird dann deutsche Größe und Herrlichkeit wieder auferstehen [2]. Die Vorsehung selbst hat den hochgemuthen Kaiser seinem Volke als Retter in der Noth der Zeit gesandt; Gottes Hand lieh ihm furchtbare Waffen, und für ihn und sein Glück streitet der Himmel selbst. Deshalb wird Karl unüberwindlich sein und die inneren und äußeren Feinde des Reiches zu Boden strecken; er wird dem Vaterlande einen dauernden und schönen Frieden bringen und des Reiches Glück neu begründen:

Er, das hoffen wir fest, bringt Heil und Segen der Menschheit,
Führt ihr, schirmend, herauf wieder die goldene Zeit!
Bald wird schauen geschlossen des Janus Tempel der Erdkreis
Und rings athmen die Welt Frieden und friedlichen Sinn!
Schwerter verwandelt in Sicheln der Schmied, aus krieg'rischen Helmen
Hämmert er Waffen der Flur: Karste, das Feld zu bebaun!
Ablegt sicheren Muthes der Wandrer die eherne Lanze,
Furchtlos beschreitend sogar unter Barbaren den Weg!
Reißende Thiere verschonen den Menschen und seine Gehöfte,
Zahm wird werden und fromm Tiger und Panther und Leu! . . .
Zwischen den Sterblichen wird kein Rest mehr bleiben von Zwietracht,
Da nun der Kaiser erschien, Karl, der den Frieden verbürgt!
Möge beschirmen ihn treu die Gebärerin Gottes, Maria,
Ihn und das Reich, daß er lang lebe wie Nestor dereinst!
Weiche von hinnen, Bellona, du starke, hinweg mit dir, Ares,
Weil nun ein höherer Gott, weil nun der Kaiser gebeut!
Geister der Rache, verschwindet! Es bleibt euch nichts auf der Erde,
Das noch eurer Gewalt dienstbar erweisen sich mag!
Fort in den Orkus mit euch, bluttriefende Kriege! Die Schatten
Möget verwunden ihr dort, aber sie fürchten euch nicht!
Karl kommt an und er bringt für Deutschland Frieden! Die Feinde
Müssen ihm, wer sie auch sei'n, beugen die Nacken ins Joch! [3]

---

[1] Vergl. über die ‚bona corporis et animi' Maximilians Epit. fol. K 1 sqq.: vergl. auch Gebwilers schöne Worte über das fromme Ende des Kaisers (fol. L 3): ‚O Caesarem Christianae pietati deditissimum ac coelo dignum, qui vicinam mortem praesagiens prius de animi quam corporis medico curabat!' Aehnlich fol. L 4.

[2] Vergl. Epit. fol. R 1 sqq. und Paneg. fol. b 1. — Gerade aus diesen ‚vaticinia' schaut der nationale Stolz und die felsenfeste Zuversicht des Patrioten hervor. Was die Franzosen und Venetier dem Reiche angethan haben, kann der Verfasser nie und nimmer vergessen; er kommt immer wieder darauf zurück.

[3] Vergl. Panegiris fol. a 2 sqq.; diese und die folgenden Proben, wie bemerkt, nach der Uebersetzung von Vulpinus.

Einem solchen Kaiser soll jeder in Ehrfurcht und Ergebenheit begegnen[1]; ihm, dem Fürsten ohnegleichen, sollen die Deutschen sich anvertrauen, ihm folgen in fester Treue, ohne Zagen und Wanken. Vor allen andern deutschen Stämmen sollen aber namentlich die Elsässer, Kinder echt deutscher Erde, wie unser Humanist so oft betont, unentwegt in wahrer Liebe und Treue dem Träger der römischen Krone zugethan sein und Karl jubelnd begrüßen; denn gerade sie haben ja die hohe Ehre, den Kaiser von seinen Vorfahren her als ihren Landsmann betrachten zu dürfen. Begeistert und durchglüht von nationalem Hochgefühl, singt deshalb der Dichter in panegyrischem Schwunge[2]:

Billig beeilst du dich, Elsässer Volk, ihm entgegenzuziehen;
Aus elsässischem Stamm, edelstem, sproßt er hervor.
Wolltest du's läugnen, so sag doch, aus welchem Geschlechte der große
Rudolf von Habsburg ist, wessen Erzeugter er war.
Schmückt euch, Najaden des Rheins — Gold bergen die wogenden Fluthen —,
Tauschet das Alltagskleid heute mit festlicher Zier!

Und nun ruft der Dichter alle Gewässer des Landes herbei, zu huldigen dem nahenden Imperator; namentlich soll auch die Ill, die an ‚Schön-Straßburg' vorübereilt, herbeikommen —

Sie, die dem Elsaßland einst ja den Namen verlieh,
Und die Gewässer zumal, die sie aufnimmt, Kinder der Berge,
Welche des Wasgaus Schoß unter Metallen gebiert.

‚So, mit den Göttern des Lands', fährt dann unser Patriot fort,

So, mit den Göttern des Lands, komm, Elsässer Volk, und dem König,
Den dir der Himmel geschenkt, rüste den wärmsten Empfang!

---

[1] Gerade auch Gebwiler zeigt eine unbedingte Hochachtung vor der von Gott gesetzten Obrigkeit und verlangt diese Hochachtung auch von andern. Fürstenmacht und Fürstengewalt sind ihm unantastbare Ideale; vergl. seine kurzen, aber kernigen und schönen Worte im Anfange der deutschen Ausgabe der Epitome:

‚Schleuß zu dein mund, du falscher neid!
Keinen spot mitt den Fürsten treib!
Sie hatt got selbs so hoch eracht.
Herumb laß sie gantz unverschmacht (ungeschmäht),
Dann wer seim Fürsten thut uneer,
Der lebt nit nach sant Paulus leer!'

Um diese heilige Pflicht des Gehorsams und der Ehrfurcht auch der großen Masse des Volkes recht eindringlich ans Herz zu legen und sie für ihr Herrscherhaus zu begeistern, hat er eben die deutsche Uebersetzung seiner Epitome angefertigt; vergl. die Vorrede zur deutschen Ausgabe fol. a 3.

[2] Paneg. fol. b 3 sqq. — Aus jeder Zeile dieser schwungvollen Stelle schaut der ungekünstelte und ehrliche Localpatriotismus des Autors hervor.

Und jetzt läßt er einen aus seinen Landsleuten auftreten und im Namen des ganzen Landes den jungen Kaiser begrüßen[1]:

Heil sei deinem Erscheinen! Das wünschen wir, hehrester Kaiser,
Weihen dir, oberster Herr, was wir besitzen und sind;
Frauen und Kinder und werthe Verwandte, der heimische Boden,
Herden und Hirten und Hof, alles, Gebieter, sei dein![2]
Sorge nur[3], daß uns verbleibe der Glaube der Väter, und Weisheit,
Welche von außen uns kommt, jage zum Lande hinaus.
Die zu dir aufschauen treu, blick an sie mit gnädiger Miene;
Auf die Empörer jedoch fasse den heftigsten Grimm!
Wir — seid Zeugen, ihr Himmlischen droben! — versprechen dagegen,
Deine Befehle zu thun, tapfer und ohne Verzug!
Treibe die Räuber zu Paaren, die frech an den Straßen sich lagern;
Bringe, den Bürgern ein Freund, Frieden und Ruhe zurück!
Wird es doch keiner vermögen, dem Willen des Königs zu trotzen,
Welchem der Erdkreis lauscht samt dem umgebenden Meer![4]

Der Dichter legt nun dem Sprecher die heißesten Glück- und Segenswünsche für das Wohl und Gedeihen der kaiserlichen Familie in den Mund; er wünscht seinem erlauchten Herrn ein ‚sokratisches Alter‘, frei von Krankheit und Schwäche, er wünscht ihm Salomons Weisheit; seine Gemahlin sei schöner als Helena, züchtiger als Penelope, seine Nachkommenschaft zahlreich wie die des Danaos, und ewig blühen möge sein Stamm, der im Elsaß längst Wurzel gefaßt hat:

Hat ihn der Rhein doch gehegt schon neun Jahrhundert' und drüber,
Und des hercynischen Wald's Tannen, sie kennen ihn längst.[5]

Das ganze Gedicht klingt aus in den feierlichen Schluß:

Troja gab dem Geschlecht in der Urzeit leuchtende Väter,
Und heut beugen sich dir Tiber und Tajo zu Dienst!
Auf dich hoffen als Herrn Jerusalems Bürger, und schweigend
Harret das Heilige Land, daß du den Türken verjagst!
Vor dir bleichen die Größten der Großen! Wen nennen wir groß noch?
Keiner erreicht dein Maß! Heil uns, daß unser du bist![6]

---

[1] Vergl. das Original dieser interessanten Stelle Paneg. fol. e 4; s. auch Epit. fol. P 1.

[2] Vergl. zum Gedanken des letzten Verses die Ausführungen in Abschnitt VII.

[3] Hier hören wir wie an so vielen Stellen ganz den am alten Glauben treu festhaltenden Katholiken reden. [4] Vergl. Abschnitt VII.

[5] Fol. e 5. — Gerade Gebwiler ist so recht stolz auf den Zusammenhang berühmter Geschlechter mit seiner elsässischen Heimat; vergl. namentlich auch seine warm geschriebene Lebensgeschichte der hl. Odilia, noch jetzt des Elsasses Lieblingsheilige.

[6] Gewiß recht überschwängliche Verse, welche in jedem Worte den Schwärmer verrathen; aber dieser Enthusiasmus, diese panegyrische Richtung war eben Modesache

Die Anmerkungen zu den entsprechenden Versen dieses Gedichtes, das für das tiefe nationale Empfinden seines Verfassers so bezeichnend ist, geben uns eine culturgeschichtlich höchst bedeutsame, von warmer Begeisterung durchhauchte Beschreibung seines ihm so theuren Heimatlandes, welche uns so recht zeigt, mit welcher Liebe und welchem Stolze der Autor an Land und Volk des Elsasses hängt und wie eifrig er sich bemüht, das nationale Bewußtsein seiner Landsleute zu wecken und zu pflegen; er steht gleich Wimpheling auf hoher Warte, um mit treuem Wächterblicke seine Heimat gegen den Feind, namentlich den jenseits der Vogesen, zu wappnen und zu schützen. Gebwiler verfehlt auch hier nicht, deutsches Wesen und deutsche Arbeit in Gegensatz zu setzen zu gallischer Art und Sitte, wie er auch in diesen Ausführungen mit sichtlichem Stolze wieder betont, daß das Elsaß den Versucherkünsten französischer Unterhändler stets standhaft widerstanden und trotz der großen Opfer immer treu zu Kaiser und Reich gehalten habe[1].

Eine historische Schrift ganz specieller Richtung ist Gebwilers Abhandlung über Austrasien bezw. Lothringen. Schon der Titel zeigt an, was wir hier zu erwarten haben, und die Einleitung legt das des näheren aus; diese ist für die Beurtheilung der damaligen politischen Ansichten im Reichslande zu bezeichnend, als daß wir sie übergehen könnten. Es heißt dort in dem Widmungsbriefe: ‚Mehr als einmal bin ich von meinen Freunden gebeten worden, das niederzuschreiben und in Druck zu geben, was ich etwa über die Anfänge des Herzogthums Lothringen und über die Jurisdiction des römischen Reiches über seine Herrscher vorfände, zumal in unsern Tagen, wo sehr viele — entweder auf gar keine oder auf wenige, höchst schwache Beweisgründe gestützt — behaupten, Lothringen und seine Herzöge seien dem römischen Reiche gegenüber ganz und gar selbständig und ihm in keiner Weise unterworfen[2]. Um nun die vagen Gründe dieser Menschen gleichsam

der damaligen Zeit, ohne die man nun einmal nicht leben zu können glaubte; vergl. das schon früher (S. 16. 18. 19) über diesen Punkt Gesagte.

[1] Vergl. z. B. Paneg. fol. d 4. — Die habsburgischen Kaiser stellt er speciell als Wohlthäter des Elsasses hin. Hier mag auch wieder an seine schon erwähnte ‚Schlettstadter Chronik‘ erinnert werden; mit sichtlicher Genugthuung schließt der Verfasser, wo er von der Reichstreue Schlettstadts spricht: ‚Dan die Statt Schlettstatt ollzeit zue gewenlicher und järlicher Steür, so sie in das Reichskammer und Statt Hagenau gibt, alles was ihr müglich ihr kaiserl. Magestät zue gefallen und auch des hl. röm. Reichs willig zue thuen gewesen nach ihrem Vermögen, deswegen sie auch von Kaiser Carlin IV. under die 4 Reichsdörffer des Heiligen röm. Reich verordnet worden.‘ Aehnliche Stellen finden sich in seiner Geschichte der Stadt Hagenau (in Gravissimae sacrilegii ... ultionis ... Hagenou 1528; Copie aus der Stadtbibliothek von Schlettstadt).

[2] Man sieht, wie sehr solche Fragen politischer Natur damals — zumal in des Reiches Grenzland — im Vordergrunde standen; Gebwiler ist sich in der Schrift treu

als unnütz zurückzuweisen und zugleich meinen Freunden den Gefallen zu thun, habe ich für des römischen Reiches Ehre in diesem Büchlein etliche austrasische Könige, den Uebergang Austrasiens an die deutschen oder römischen Kaiser und die erste Organisation Lothringens durch einen römischen Kaiser summarisch zusammengestellt, wobei ich alle einzelnen Herzöge bis auf den jetzt regierenden namentlich aufgeführt habe. Ich gebe mich der Hoffnung hin, der umsichtige Leser werde daraus leicht entnehmen können, wie sehr die Herzöge Lothringens in früherer Zeit den römischen Königen und Kaisern zu Gehorsam und Unterwerfung verpflichtet waren, wie sie auch noch jetzt dazu gehalten sind, falls sie nicht durch ein specielles Privilegium von den spätern Kaisern entbunden wurden.'

Die eigentliche geschichtliche Erörterung unserer Frage beginnt dann mit Ludwig dem Frommen bezw. dessen Ländertheilung; Austrasien fiel Lothar zu, der es auf seinen gleichnamigen Sohn vererbte. Nach dessen Tode suchte Karl der Kahle das Land an sich zu reißen, fand aber — wie es recht und billig war — bei Ludwig dem Deutschen Widerstand; beide theilen schließlich die streitige Provinz, die jedoch nach Ludwigs Ableben von Karl gegen Ludwigs Söhne wieder ganz beansprucht wird, bis letztere das französische Heer bei Andernach schlagen und in schmähliche Flucht jagen. Nun erhält Ludwigs des Deutschen gleichnamiger Sohn das Land. In dieser Art wird die ganze weitere Geschichte Lothringens — im weitesten Sinne [1] — behandelt. Die historischen Facta können hier natürlich im einzelnen nicht weiter erörtert und geprüft werden; ich beschränke mich auf einige bezeichnende Einzelheiten. Der Verfasser tritt in der mannhaft-trotzigen Art, wie wir sie bei ihm bereits kennen, auch hier den unberechtigten Ansprüchen der Franzosenkönige entgegen; als Gewährsmänner läßt er häufig mit bewußter Absichtlichkeit deutsche Geschichtschreiber reden, da er den französisch gefärbten Quellen nicht recht traut. Wo sich ihm Gelegenheit bietet, betont er mit besonderem Nachdrucke die historische Richtigkeit seiner leitenden

geblieben, sie bildet eine wesentliche Ergänzung seiner in den andern historischen Abhandlungen uns entgegentretenden Ideen. Interessant ist für diese und andere Fragen unserer Abhandlung die Erörterung des bekannten französischen Politikers F. Sarcey über die Nationalität Elsaß-Lothringens in den Annales politiques et littéraires vom 30. August 1896; vergl. auch die poetische Skizze Gebwilers: Quo pacto tot principatus, regna et imperium Austriaci Archiduces obtinuerint Elegiac. carmen (s. darüber Weller an der oben S. 70 Note 2 angegebenen Stelle).

[1] Vergl. darüber seinen Excurs am Schlusse der Schrift, der von den Grenzen Austrasiens handelt: ‚Nec inconsulto', heißt es ebendort, ‚Belge Germanorum regno seu imperio adiuncti fuerunt, quod maxima pars Belgarum Caesaris testimonio a Germanis suam duxerit originem, quocirca in Belgis habitantes archiflamines Coloniensem, Treveriensem et Moguntinensem coelectores sacri Ro. imperii deputatos esse miretur nemo.'

These, daß Lothringen dem deutschen Reiche und keinem andern gehöre. Die kaiserlichen Reservatrechte, z. B. die kaiserliche Jurisdiction über Metz, Toul und Verdun, werden ausdrücklich hervorgehoben, und es wird daran erinnert, daß die Metzer noch immer jährliche Abgaben an die kaiserliche Kasse zahlen. Rühmend wird die That des Herzogs Gozelo (Gotzilo), der zu seinem Stammlande Niederlothringen auch Oberlothringen erhielt, hervorgehoben. Sein Verhalten, entwickelt der Autor, zeigt so recht, wie unerschütterlich und unantastbar seine Treue zu Kaiser und Reich war. Als nämlich unter Konrad II. der französische Graf Otto — Odo von der Champagne — mit Bruch seines Treueides zum zweitenmal sich gegen den Kaiser empörte und in höhnender Verachtung gegen denselben in das deutsche Grenzgebiet eingefallen war, da zog Gozelo mit andern Getreuen des Kaisers gegen den Frevler; dieser wurde niedergemacht und seine Kriegsfahne von Gozelo als Siegeszeichen dem Kaiser nach Italien gesandt. Bemerkenswerth ist ferner die Erhebung der Grafschaft Bar zur Markgrafschaft durch Karl IV. bei dessen Anwesenheit zu Metz. Dieser historische Act veranlaßt den Autor zu der Erklärung: ‚Deshalb scheinen mir alle die trotz des Sonnenlichtes im Dunkeln zu tappen, die da läugnen, die Grafschaft Bar habe damals in voller Verbindlichkeit den deutschen Kaisern oder Königen unterstanden[1], wie auch diejenigen sicherlich Unsinn schwätzen, die da behaupten, die lothringischen Herzöge dürften keineswegs dem deutschen Reiche unterworfen und hörig sein, da ja schon früher gezeigt ist, daß jahrhundertelang die deutschen Kaiser nicht allein über Lothringen, sondern auch über die andern Gebiete des austrasischen Reiches das Recht der Verfügung gehabt haben, und zwar mit Zustimmung der französischen Könige.‘ — Ein Beweis, daß dieses Abhängigkeitsverhältniß ferner so blieb, ist die Thatsache, daß in der Goldenen Bulle Karls IV. der Herzog von Lothringen unter den deutschen Fürsten einen hervorragenden Platz einnimmt, wodurch doch angezeigt wird, daß er zur Jurisdiction des Reiches gehört, gerade so gut wie die andern Fürsten, denen eine ähnliche Auszeichnung zu theil geworden, wenn er nicht etwa seither durch eine besondere Verordnung von kaiserlicher Seite von dieser Zugehörigkeit entbunden wurde; denn so ohne weiteres die Verbindung mit dem Reiche zu lösen, ist keinem Gliede desselben erlaubt. Die Möglichkeit eines solchen Ausnahmefalles wird gar nicht weiter erörtert, sie ist für den Verfasser eben nicht vorhanden.

Wie die übrigen Humanisten, ist auch Gebwiler stolz auf die deutsche Wissenschaft, und mit Genugthuung beglückwünscht er die deutsche Jugend ob

[1] ‚Cum‘, fügt der Autor hinzu, ‚in alienam messem haudquaquam romanus rex falcem misisset dictum comitatum exaltando.‘ — Gebwiler bezeichnet die Grafschaft Bar ausdrücklich als Grenzland zwischen Lothringen und Frankreich.

ihres vielversprechenden Wettkampfes mit dem gebildeten Italien [1]. Allerdings — das sieht auch er wohl ein — bleibt noch vieles zu thun. Es ist eine beklagenswerthe Thatsache, daß das deutsche Volk, arm und dürftig, zunächst für seinen kargen Lebensunterhalt sorgen muß und sich einer gehörigen Pflege der Wissenschaft so lange nicht mit vollem Erfolge widmen kann, als ihm wohlwollende Gönner mit offenem Herzen und offener Hand fehlen. Wären die nur wie im alten Rom vorhanden, dann wahrlich würden auch die Deutschen eine glänzende Reihe hervorragender Geisteshelden aufzuweisen haben, und es würde bald der schmähliche Vorwurf der Barbarei schwinden, den jetzt andere Nationen, namentlich das stolze Italien, gegen die rauhen Teutonen zu schleudern lieben. Und doch haben die Italiener, setzt der Verfasser indignirt hinzu, zu diesem Vorwurf eigentlich gar keine Veranlassung, da der Deutsche an wissenschaftlichem Streben, Ehrenhaftigkeit und Unbescholtenheit sich von keinem übertreffen läßt [2].

So stritt auch nach der Seite hin unser Humanist Schulter an Schulter mit seinem Vorbilde Wimpheling, und wie dieser hat auch er sich redlich bemüht, die schönen Worte, die er in seinen Schriften oder auf dem Katheder der Ehre und Größe des Vaterlandes widmete, im praktischen Leben zur schönern That werden zu lassen. — Wahrlich, auf diese echt deutschen Erzieher in des Reiches Grenzmark kann und soll noch jetzt jeder Deutsche stolz sein [3].

---

[1] Vergl. unter anderem seine Worte in seiner Plautus-Ausgabe (Straßburg 1514, fol. a 7): ‚Non possum non congratulari saeculis nostris, adulescentes studiosissimi, probiorem ac tersam latinitatem, qua iam pridem sola gloriabatur Italia, nunc oppidatim et vicatim vel apud nostrates disseminari. . .‘ Vergl. auch die Stelle Paneg. fol. e 3.

[2] Ibid. — Man lese diese Stelle im Original, und man wird finden, daß es dem Verfasser heiliger Ernst war mit der Ehrenrettung seines Vaterlandes; man sieht, wie mannhaft und freimüthig Gebwiler allerorten für Ehre und guten Namen seines Volkes eintritt.

[3] Gebwiler verdiente die schöne Grabinschrift, die ihm, von Beatus Rhenanus verfaßt, seine Söhne in pietätvoller Dankbarkeit setzen ließen: ‚Hieronymo Gebwilerio, cui Germania plurimum debet, cum ob diligentem juventutis institutionem, quam annis L exercuit, tum ob relicta ab ipso historiarum monimenta ducum Austriae, Alsatiae patriae urbisque Argentoratensis antiquitatem illustrantia, filii parenti dulcissimo dicarunt . . .‘ (Schmidt l. c. 2, 171). Die treu patriotische Gesinnung des schlichten ‚Schulmeisters‘ fand übrigens auch ihre ehrende Anerkennung in der Verleihung eines Wappens durch Maximilian; s. dasselbe am Ende unserer Ausgabe der Epitome mit seinen Versen:

‚Hoc nos insigni donavit Maxmilianus
Caesar, virtutis cultor et ingenii.
Huic igitur grates acturi stemma vetustum
Illius hoc libro scripsimus ac sobolem.‘

III. Der nationale Gehalt in den Schriften Sebastian Brants.

Wahrlich, lieber im Staube läg' ich dem Kaiser zu Füßen,
Als zu glänzen am Thron anderer Fürsten und Herrn!
(Brant in seinen Varia carmina.)

Brant und Wimpheling gehören in mehr als einer Beziehung unzertrennlich zusammen; was ihre nationale und politische Auffassung angeht, so sind beide im Grunde genommen ohne Unterschied[1]; nur könnte man den Patriotismus Brants als eine Steigerung des Wimphelingschen Patriotismus ansehen, allerdings nicht in der Sache — denn nach dieser Seite hin kann Wimpheling nicht überboten werden —, wohl aber in der Form. Brant ist noch kühner in seinen Aeußerungen, entschiedener in seinen Ansichten; er hat mehr Geist, mehr Witz als der trotz seiner oft freimüthigen und energischen Sprache doch im Grunde etwas schüchterne und zur Unentschlossenheit neigende Wimpheling. Die Uebereinstimmung beider Männer in allen Fragen, welche Reich und Kaiser betreffen, ergibt sich schon aus der innigen Theilnahme, welche der eine dem schriftstellerischen Wirken des anderen, soweit dies auf nationalem Gebiete lag, entgegenbrachte[2]. Wir wissen, daß Wimpheling und Brant im Mittelpunkte eines Kreises von jungen Männern standen, welche sich namentlich zur Erforschung der vaterländischen Geschichte und zur Hebung und Pflege des nationalen Gedankens zusammenfanden und in wissenschaftlichen Vereinigungen die Fragen behandelten, welche sie bewegten. Brants Bedeutung als Kenner der deutschen Geschichte wurde von seinen Zeitgenossen vollauf anerkannt und gewürdigt, und mehr als einmal wurde unser Humanist in Fragen dieser Richtung um seinen Rath angegangen[3]. Größere geschichtliche Werke nationalen Inhaltes hat Brant allerdings leider nicht hinterlassen; es

[1] Mit Recht nimmt Geiger (Gött. Gel. Anz. 1880 S. 155) Brant gegen den von Schmidt erhobenen Vorwurf eines engherzigen Lokalpatriotismus in Schutz; unser Humanist liebte sein deutsches Vaterland so wahr und innig wie Wimpheling.

[2] Vergl. z. B. das Verhalten Brants gegenüber der Wimphelingschen Germania (s. oben S. 48). Aehnlichen Antheil nahm Brant an Wimphelings Schrift Medulla pragmaticae sanctionis; vergl. auch die ehrende Hinweisung Wimphelings auf Brants Wirken als Patriot Apologia c. 49.

[3] Vergl. z. B. die Ausführungen bei Schmidt l. c. 1, 252.

blieb — wohl infolge seiner zeitraubenden amtlichen Thätigkeit in Straßburg — bei Vorsätzen und Entwürfen. Wir erfahren z. B. aus seinen eigenen und fremden Aeußerungen, daß er mit dem Plane umging, Otto von Freisingen herauszugeben und die Thaten Barbarossas zu feiern [1]; an der geplanten, leider nicht zur Ausführung gekommenen Sammlung elsässischer Geschichtsquellen nahm Brant lebhaften Antheil.

Es ist sehr zu beklagen, daß über Brants historischen Arbeiten dieses Mißgeschick ruhte; ein Geist von so ausgesprochen nationaler Gesinnung hätte auch in ihnen seine Eigenart nicht verläugnet, und gerade aus solchen Arbeiten hätten wir wesentliches Material für die Geschichte des Deutschthums im Elsaß gewinnen können. Selbst die einzige größere Abhandlung dieser Art, die hier in Betracht kommen könnte, seine ‚Chronik über Teutschland', ist eine flüchtige, rasch hingeworfene Skizze geblieben [2]. Bemerkenswerth ist Brants Auslassung über das Motiv, das ihn zur Abfassung dieser Schrift veranlaßt hat. ‚Dise beschreibung', hören wir ihn einleitend [3] bemerken, ‚ist darumb beschehen, daz diejenigen, die Teutschland nie erkündet oder durchsehen, eyn anzeyg und bildniß haben möchten der weite und grösse Teutscher land und die frembden nit gedencken, als offt geschicht, ire land für groß und mächtig alleyn zu schetzen oder zu achten sein.' Die Ausführungen dieser unscheinbaren Untersuchung zeugen, wenn sie auch oft trocken und dürr sind, von dem mannhaften Stolze eines echt deutschen Mannes auf die Größe und Würde seiner Nation und geben uns einen Beweis für die Beachtung, welche Brant der nationalen Historiographie bezw. der heimatlichen Geographie schenkte.

---

[1] Vergl. auch seine Werthschätzung Roswithas von Gandersheim (s. Var. carm. fol. k 1). — Auch Wimpheling hielt, wie wir wissen, viel auf Otto von Freisingen; durch Otto wurde man auf Barbarossa aufmerksam, und dieser Kaiser blieb nun eine der Lieblingsgestalten unseres Kreises. Ihm widmete Adelphus eine eigene Monographie, die von echt nationalem Geiste durchweht ist. Man sieht, wie stolz der Verfasser auf seinen Helden ist, wie er sich bemüht, an ihm alles strahlend, alles tadellos erscheinen zu lassen; dabei ist er höchst mißtrauisch gegen die italienischen Geschichtschreiber, und nicht selten glauben wir so ganz Wimpheling sprechen zu hören (vergl. die oben S. 15 Note 1 angeführten Stellen). Barbarossa ist dem Autor der ‚grosse teure Keiser, der billich soll geachtet werden für ein lautern claren weltspiegel allen Fürsten und herren, aus dem zu erkünden und erlernen, ein rumreich loblich regiment zu füeren, Ritterlich kriegen, friden machen, die hoffertigen straffen, der armen schonen, den weisen folgenn, die gefangnen ledigen und ander vil tugenten' (fol. A 2^b). Barbarossa hat das Reich so gemehrt, ‚das er nach Keyser Karle den grosen sein gleich nit gehept hat'.

[2] Vergl. fol. Q q 3: ‚Wie es aber mitler zeit bißher umb solche Bruderschaft (nämlich zwischen Deutschen und Franzosen) . . . gestalt gehaben oder noch habe, wirdt hernaher gesagt.' Hier kündigt er uns also eine weitere Ausführung dieses Gedankens an, von der sich jedoch nichts findet. [3] L. c. fol. T t 3.

Von wesentlicher Bedeutung für die Beurtheilung der nationalen Gesinnung unseres Humanisten sind die zahlreichen Stellen seiner Schriften, welche sich mit Maximilian beschäftigen, insbesondere aber die lateinischen Gedichte an den Kaiser. Diese Erzeugnisse der Brantschen Muse nehmen unter den politischen Gedichten des humanistischen Kreises eine ganz eigenartige und hervorragende Stellung ein, so daß eine nähere Prüfung derselben auf ihren nationalen Gehalt für den Historiker wie für den Literaturfreund gleich wichtig und interessant ist [1].

Ueber die Geltung des Kaisers Maximilian bei unserem Dichter braucht nach dem bei Wimpheling Erwähnten nicht mehr viel gesagt zu werden. Auch für Brant ist Max eben alles, auch für ihn ist er der Erretter aus langer Nacht und Noth [2]; aber bei Brant tritt dieser Gedanke mit ganz besonderer Wucht, mit ganz anderer Intensität, in einem ganz andern Gewande auf als bei dem Prosaisten Wimpheling; ja man kann sagen, daß in Brant der Politiker überhaupt erst mit Maximilians Krönung erwacht ist. Von da an ist und bleibt er ‚des Kaisers größter Verehrer', wie Wimpheling ihn selbst nennt [3]; er ist und bleibt der ‚Allerrömischte', wie ein guter Freund von ihm rühmte [4]. Und diese Liebe zu seinem Kaiser beruht nicht auf einem unbestimmten Gefühle, sondern sie geht aus innerster Werthschätzung hervor. Maximilian ist, wie Wimphelings, so auch Brants Ideal, er ist ihm ‚des römischen Reiches Zierde und Muster' [5]. Alle Eigenschaften eines vollkommenen Herrschers besitzt Maximilian in höchstem Maße [6]. Er ist der ‚großherzige Sieger', der ‚Blitz im Streit', den alle Völker fürchten [7]; doch er ist auch wiederum der milde Friedensfürst, der dem ganzen Erdkreise Eintracht und Liebe schenken und selbst barbarischen Völkern die Gesetze der Ruhe und des Friedens bringen wird [8]. Er ist der

---

[1] Die Varia carmina sind merkwürdig unbeachtet geblieben (vergl. Einl. S. 4).

[2] Uebrigens lobt auch Brant Kaiser Friedrich III., und zwar in einer Weise, die sofort an Wimpheling (s. oben S. 17 Note 5) erinnert; vergl. Var. carm. fol. e 7.

[3] Vergl. Riegger a. a. O. S. 310. — Brant durfte von sich behaupten (De orig. fol. A 3): ‚Immerwährend und unermüdlich habe ich Deiner Majestät in gehorsamem Geiste gedient, und dieser Gehorsam ließ mir zu keiner Zeit Ruhe, sondern er nahm mich so sehr in Anspruch, daß ich Deiner Verherrlichung wegen niemals weniger müßig befunden wurde, als wenn ich glaubte, frei von andern öffentlichen Arbeiten meine Muße genießen zu können.' Solche Versicherungen seiner Ergebenheit und Treue gegen den Kaiser finden sich häufiger bei ihm; wir haben durchaus keine Veranlassung, an ihrer Aufrichtigkeit zu zweifeln. Maximilian wußte übrigens sehr gut, was er an Brant hatte. Vergl. darüber weiter unten das Ende dieses Abschnittes; vergl. auch die schöne Stelle aus seinem Gedichte auf die Schlacht von Salins, wo er verspricht, sich demnächst ganz dem Preise seines kaiserlichen Oberherrn widmen zu wollen (s. S. 84).

[4] S. Schmidt l. c. 1, 212 (‚Romanissimus'). [5] De orig. fol. T 2.

[6] Var. carm. fol. e 6. De orig. fol. T 1 etc.

[7] Var. carm. fol. h 1. [8] Ibid. fol. h 1, b c 4. De orig. fol. T 2.

Armen und Bedrängten Vater, der Verlassenen Beschützer, der Tröster der Unglücklichen[1]. Maximilians Wesen ist so bezaubernd, seine Eigenschaften sind so gewinnend, daß jeder den Kaiser lieben muß, der ihn nur gesehen. Er verdient genannt zu werden ‚die Zierde, die Wonne, die Freude des Menschengeschlechtes, die Liebe des Erdkreises‘, ja vor ihm müssen selbst jene Römer zurücktreten, welchen die Geschichte diese ehrenden Benennungen verliehen hat[2]. Die Ueberschwänglichkeit solcher Stellen darf uns nicht stoßen; sie findet ihre Erklärung in denselben Gründen, die das Uebermaß nach dieser Seite hin bei Wimpheling billigerweise entschuldigen mußten[3]. Allerdings geht Brant, wie schon angedeutet, seinem ganzen Temperament entsprechend noch weiter als Wimpheling; seine Begeisterung für Maximilian kleidet sich oft in Formen, welche von einer Schwärmerei ohne Grenzen zeugen. An solchen Stellen[4] ist der Ton pomphaft panegyrisch, die Sprache ungemein kühn und voll Feuer und Schwung, die Empfindung tief und unmittelbar. Der Kaiser erscheint im Nimbus eines Halbgottes; wo er ist, da ist Licht und Freude; wo er fehlt, da herrscht Jammer und Verzweiflung. Ohne Maximilian kann keiner leben, keiner glücklich werden; keinen Glauben, keine Treue gibt es ohne ihn; er ist die hohe Warte, auf die alles schaut, um in der Noth der Zeit nicht zu versinken; er ist der hohe Fels, an den jedermann sich anklammert, um nicht unterzugehen. Maximilian ist größer als alle seine Zeitgenossen auf dem Throne, ja größer als die gewaltigen Herrscher der Vorzeit, Karl der Große nicht ausgenommen[5]; sein Geschlecht ist älter und erlauchter als irgend eines auf der ganzen Welt.

---

[1] Diese Prädicate werden mit ähnlichen dem Kaiser sehr häufig ertheilt; vergl. unter anderem die ernste Stelle über die Aufgaben eines guten Königs Var. carm. e 2.

[2] Vergl. Zarncke a. a. O. 197, 15:

> ‚Cede ideo Octavi, vos cedite Vespasiani,
> Traiano melior nam quia Caesar adest.
> Iure locum primum dabitis modo Maxmiliano.‘

Vergl. auch die Stelle De orig. fol. T 2.

[3] Vergl. oben S. 18 u. 19. Uebrigens verdient bemerkt zu werden, daß Brant selbst sagt, er wolle Maximilian nicht zu hoch preisen, um nicht den Vorwurf niederer Schmeichelei auf sich zu laden; s. Var. carm. fol. e 2; De orig. fol. V 6.

[4] Als Probe seiner Sprache s. im Anhang Nr. 3.

[5] Zarncke a. a. O. 197, 14. — Das will bei Brant viel sagen, denn auch für unsern Humanisten ist Karl der Große der Lieblingsheld; vergl. z. B. De orig. fol. J 1 sqq. An unserer Stelle tritt Brant übrigens in Widerspruch mit seiner anderweitigen Behauptung, Karl könne nie erreicht, geschweige denn jemals übertroffen werden (De orig. fol. J 2). Solche ‚poetische Licenzen‘ finden sich bei unserem Schwärmer häufiger.

Diese Gedanken kehren bei Brant in allen möglichen Variationen wieder; er wird nicht müde, solche Saiten immer von neuem anzuschlagen[1]. Der Kaiser ist eben des Dichters ganze Hoffnung, er ist geradezu der ‚Gründer des Reiches'[2], den der Himmel selbst den Deutschen gesandt hat, um sie zu ewigen Siegen zu führen; denn nunmehr ist der rechte Augenblick für des Reiches Wiedergeburt gekommen[3]. Und Brants Zuversicht auf Max ist felsenfest, der Kaiser kann nicht trügen und täuschen[4]. Mit ihm wird den Völkern wiederkehren das ‚goldene Zeitalter'[5]; wenn er ruft, werden alle Fürsten, ja selbst fremde Könige folgen, und dann wird das Glück des Reiches ohne Grenzen sein[6]; eine Zeit voll Ruhm und Herrlichkeit wird anbrechen und des Kaisers Scepter über alle Lande gebieten. Wenn dieses schöne Ziel erreicht ist, dann wird auch des Dichters Feder sich ganz in den Dienst des Kaisers stellen. ‚Hie mit', singt er,

> Hie mit so end ich diß gedicht[7];
> Das nim, o adler mild, für gut
> Von Osterich du edles blut,
> Ein fürst Burgund, Flandern, Braband,
> Ungren, vil rich und mechtig land
> Sint dir von erbrecht underton,
> Dich förcht all welt und nation,

---

[1] Alles, was den Kaiser betrifft — oft nebensächliche Vorkommnisse —, findet bei unserem schwärmerischen Patrioten lebhafte Beachtung; kein Wunder, daß er zum Preise der zweiten Vermählung Maximilians mit Blanca Maria auch sein Scherflein beitrug; vergl. die von Schmidt (l. c. 2, 357) angeführte Schrift, die ich trotz eifrigster Nachforschung nirgends — auch in Basel und Innsbruck nicht — erlangen konnte.

[2] Var. carm. fol. e 8.

[3] Die hohe providentielle Aufgabe des Kaisers ist eines der stärksten Motive der Begeisterung unseres Patrioten für Max; vergl. seine Auffassung der Türkenfrage weiter unten und Var. carm. fol. e 3, wo er nach glänzenden Siegesverheißungen fortfährt:

> ‚Et videant gentes Caesaris arma procul,
> Fac hostes videant, quam nostro tradita regi
> Desuper inque sua sint fera tela manu,
> Nec tibi forte putes Vulcanum haec arma parasse,
> Sed quem cuncta timent praestitit ipse deus.'

[4] Var. carm. fol. e 8. k 4 sqq. [5] Ibid. fol. h 1. b c 4. e 8.

[6] Ibid. fol. f 5 sqq. f 8. k 6. e 3. Vergl. Abschnitt VII. — Es ist eine Schwäche unseres Humanisten, daß er den Glauben an die Treue und das Ehrgefühl der deutschen Fürsten trotz aller gegentheiligen Erfahrungen nicht aufgeben kann; wir sehen auch hier, wie er trotz Nacht und Dunkel freudig jeden Schimmer begrüßt, der noch Hoffnung verheißen könnte; der Dichter ist sogar naiv genug — wir verzeihen es dem ehrlichen Patrioten gern —, noch an die Möglichkeit einer Heeresfolge der Franzosen zu glauben.

[7] Nämlich das auf die Schlacht von Salins, die unsern leicht auflodernden Humanisten mit freudigster Hoffnung erfüllte (s. über das Gedicht weiter unten S. 93). — Bezüglich der die Weltmonarchie feiernden Stellen dieses Gedichtes s. Abschnitt VII.

Turck, heiden, all ertrich wirt gon
Under din gewalt, gebot und kron.
Den Anfang hab ich, der bedütt:
Leb ich und sich (sehe) die künftig zit,
Hoff ich, daß all min sinn und gedicht
Allein werd uf din er gericht
Und du mir gebst materi gnug,
Zu eren dich in feders pflug,
Daß ich allzit din manheit groß
Und dugent schrib on underloß,
Als ich in guter hoffnung bin.
Dir wil ich bruchen all min sinn!
Hercly din lob sich glichen soll
Und Alexandro, hoff ich wol.

So ist des Dichters Brust geschwellt von Stolz auf Reich und Kaiser — und die Wirklichkeit, sie zeigt ein ganz anderes Bild, das ebenderselbe Mann, der hier so überschwänglich den Träger des Diadems feiert, so weitgehende Hoffnungen mit Max und unter Max sich erträumte, in den düstersten Farben zu malen gezwungen ist. Je feuriger in Brant der patriotische Gedanke lebte, je mächtiger in ihm das nationale Empfinden war, desto tiefer mußte er das Elend und die Hoffnungslosigkeit einer Zeit fühlen, die eigentlich keine Ideale mehr kannte, soweit es sich um Reich und Kaiser handelte [1]. Unser Humanist blieb unentwegt wie Wimpheling seinen Grundsätzen und seinem Kaiser treu, dessen Schicksal er im Glück wie im Unglück stets mit wärmster Theilnahme verfolgte [2]. Den Segen des Himmels fleht der Dichter herab auf die kaiserlichen Waffen; seine heißen Gebete begleiten Maximilian auf seinem Zuge nach Italien; er empfiehlt seinen geliebten Oberherrn dem Schutze der heiligen Jungfrau und hofft, daß er bald zurückkehren werde in Glanz und Herrlichkeit [3]. Und als der Kaiser durch einen unerwarteten Tod hinweggerafft wurde,

[1] Vergl. darüber weiter unten in diesem Abschnitte S. 94 ff.

[2] Brants ‚Freiheitstafel' (Zarncke a. a. O. S. 158) zeigt allerdings eine nüchternere Sprache; sie gibt eben die Auffassung der späteren Jahre wieder. Weiteres — z. B. republikanische Gesinnungen — in ihr zu suchen, geht nicht an. An einen solchen Wechsel des politischen Standpunktes kann bei Brant gar nicht gedacht werden. Schmidt (l. c. I, 290) meint allerdings, unser Humanist habe den Kaiser später fallen lassen; doch ist sein Hauptargument, der noch näher zu erörternde Brief an Peutinger (vergl. über denselben Abschnitt VI), gegenüber allen andern Beweisen, die wir für die unwandelbare, durch nichts zu erschütternde kaisertreue Gesinnung Brants haben, sicherlich nicht stark genug, um uns überzeugen zu können. Vergl. die treffende Widerlegung Schmidts durch Geiger in Gött. Gel. Anzeigen 1880 S. 154.

[3] S. unter anderem Var. carm. fol. f 1. f 8. h 1. De orig. fol. T 3; vergl. zum Ganzen auch manche Stellen aus den in diesem und den folgenden Abschnitten gebrachten Uebersetzungen der Varia carmina.

da schickt ihm Brant erschüttert seine stillen Wünsche in die Gruft nach; er ist untröstlich über diesen Verlust: mit dem Kaiser sinkt seine Hoffnung und sein Stolz ins Grab [1].

Begeistert wie für seinen Kaiser ist Brant für das deutsche Volk, das ‚Volk Gottes', welches von der Vorsehung zu großen Thaten berufen ist. Die deutsche Nation ist ihm ‚die hochherzige, die kriegerische' schlechthin, eine ‚Verächterin des Todes' [2]; daher auch des Dichters Absicht, die Thaten eines solchen Volkes zu preisen, und seine Begeisterung für deutsche Art und deutsche Arbeit, daher im letzten Grunde auch die Idee zu seinem ‚Narrenschiff', das bestimmt war, das von ihm so gepriesene deutsche Volk zu erziehen und zu bessern, es andern Völkern in guter Sitte und Lebensart gleichzustellen [3]. Besonderes Gewicht legt Brant gerade wie die andern Humanisten auf die literarische Geltung Deutschlands andern Nationen gegenüber, und wie Wimpheling wahrt auch er entschieden seines Vaterlandes Rechte und Ansehen. Der Deutsche hat es, führt er aus, nicht nöthig, zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung fremde Hochschulen zu besuchen [4]. Das eigene Vaterland bietet ihm für einen solchen Zweck vollauf genug. Die ins Ausland gehen, sind zum großen Theil Prahler und Gecken, die sich etwas auf ihre Umschau in der Welt einbilden. ‚Manch narr', ruft der Dichter aus [5]:

Manch narr halt sich gar hoch darumb,
Das er uß welschen landen kum
Und sy zů schulen worden wiß
Zu Bonony, zu Pavy [6], Pariß,
Zur hohe Syen [7] jnn der Sapientz
Ouch jnn der Schul zu Orlyens [8]

[1] S. das inhaltlich wie formell gleich schöne und tief empfundene Klagegedicht im Anhang Nr. 5.

[2] De orig. fol. S 5. S 7 (‚viros de nobili germine spiritus maiores corporibus gerentes'); vergl. die interessante Parallele zwischen Deutschen und Türken l. c. fol. S 6.

[3] Diese für die breiten Massen bestimmte Dichtung mußte natürlich, wenn sie wirken sollte, in deutscher Sprache geschrieben werden; Brant trug dieser Thatsache Rechnung, obwohl es ihm sicher einige Ueberwindung kostete, deutsch zu schreiben (vergl. seine Andeutung bei Zarncke a. a. O. S. 118), was ihm so wenig zum Vorwurf gereichen kann wie Wimpheling und den andern Humanisten.

[4] Man erinnere sich daran, daß sich Brant unter denjenigen Gelehrten befindet, von denen Wimpheling rühmend hervorhebt, daß sie nie eine ausländische Hochschule besucht hätten.

[5] Narrenschiff 92, 11 flf. [6] Bologna, Pavia. [7] Siena.

[8] Orleans. — Daß unser Humanist es wagt, die Bildungsstätten seines Vaterlandes diesen altberühmten und in der ganzen damaligen Gelehrtenwelt mit Stolz und Achtung genannten Hochschulen gleichzusetzen, zeugt von der Aufrichtigkeit seines Patriotismus nicht weniger wie von dem Freimuthe, diesen überall mannhaft zu bekennen.

Und den roraffen gsähen hett
Und Meter pyrr de Conniget[1],
Als ob nit ouch jnn tütscher art
Noch wer vernunfft, synn, houbter zart[2],
Do mit man wißheyt, kunst möcht leren[3],
Nit not, so verr zu schulen keren[4].
Weller will leren jnn sym land[5],
Der fyndt yetz bücher aller hand,
Das nyeman mag entschuldigen sich,
Er well dann liegen lästerlich[6].

Kräftig und derb fertigt Brant die Sucht solcher Reisenarren ab, die alles anstaunen und angaffen, was die Fremde hervorbringt, aber schließlich ebenso dumm heimkehren, wie sie ausgezogen sind. Da hören wir den biederen Deutschen spotten:

Eyn narr ist, wer vil land durchfert
Und wenig kunst noch tugend lert,
Als ist eyn ganß geflogen uß
Und gagack kumbt wider zu huß.
Nit gnug, das eyner gwäsen sy
Zu Rom, Hierusalem, Pavy;
Aber do ettwas geleret han,
Das man vernunfft, kunst, wißheit kan,
Das halt ich für eyn wandlen gut[7].

Die Erfindung der Buchdruckerkunst ist auch für Brant eine herrliche und einzig dastehende Großthat deutschen Genies[8]. Durch sie, hofft auch er, wird

---

[1] Der ‚Rohraffe' war ein fratzenhaftes Bildwerk an der Straßburger Orgel, das zu vielen ärgerlichen Scenen Anlaß gab und dessen Beseitigung deshalb namentlich von Geiler aufs entschiedenste gefordert wurde. Hier ist wohl an etwas anderes, vielleicht etwas schlechthin Wunderbares, die Neugier der Menge Reizendes, zu denken. Meister Peter von Conniget oder Quinet oder der hohen Siena wird häufiger genannt (s. Zarncke a. a. O. S. 435). Gödeke (a. a. O. Anm. S. 184) findet in dem Namen eine höchst unsaubere Anspielung; vergl. übrigens auch Schmidt l. c. 1, 300, der wohl das Richtige trifft.

[2] Man vergl. die ‚hellen Köpfe' Wimphelings (s. S. 20).

[3] leren = lernen. [4] verr = fern; ‚schulen' hier natürlich = Universitäten.

[5] weller = jedermann, welcher. [6] liegen = lügen.

[7] Narrenschiff 34, 11 fll.; vergl. die treffende Variante bei Zarncke a. a. O. S. 36 unten und Geilers Auslegung der Stelle in seinen Predigten über das Narrenschiff. Geiler konnte solche Gecken schon deshalb nicht leiden, weil durch sie vielfach fremde, leider nur zu häufig höchst anstößige Sitten und Trachten eingeführt wurden. Gegen solche — besonders welsche — Modenarrheiten hat der schlichte deutsche Mann zeitlebens auf der Kanzel wie in seinen Schriften geeifert und gekämpft. — Bezüglich der ‚Gans' und des ‚Gagack' erinnert Gödeke (S. 65) an ein altes Sprichwort: ‚Fliegt ein gans über mer, so kommt ein gagag widerum her.'

[8] Brant förderte den deutschen Buchdruck, wo er nur konnte; in Basel fand er

endgiltig der Vorwurf der Barbarei, den man gegen Deutschland zu schleudern sich gewöhnt habe, verschwinden; selbst der stolze Franzose, der seinen Nacken so hoch trägt, hat dieser Kunst nichts Aehnliches zur Seite zu setzen. In die Hütte des Armen dringt jetzt Bildung und Wissenschaft ebensogut wie in den Palast des Reichen. Durch diese Erfindung hat sich die deutsche Nation ein unsterbliches Verdienst erworben und sich selbst Glanz und Ruhm verschafft für alle Zukunft; denn nun wird Deutschland allmählich an die Spitze der gebildeten Völker treten, es wird, wie es durch Charakter und Waffenthaten längst vor allen andern Nationen glänzt, bald alle überragen durch seine Größe auf dem Gebiete geistiger Arbeit. Der Genius Griechenlands und Roms wird herniedersteigen in Germaniens rauhe Wälder, und die Musen werden an den Ufern der deutschen Ströme ihren Sitz aufschlagen [1]. — Diese von patriotischem Stolze getragene Freude über die Zukunft deutscher Wissenschaft tritt uns aus vielen Stellen bei Brant entgegen; er kämpft auf diesem Gebiete für Licht und Aufklärung ebenso unverdrossen wie Wimpheling und freut sich aufrichtig über alles, was den deutschen Namen auch dem Auslande gegenüber geachtet erscheinen lassen kann [2].

Dem Glücke und der Wohlfahrt des Reiches gelten Brants innige und aufrichtige Wünsche; für die Ehre seines Kaisers tritt er mit ganzer Seele ein. Deshalb richtet er an Maximilian die eindringliche Mahnung, unnachsichtlich gegen alle diejenigen vorzugehen, welche seine Würde antasten. Solche Attentäter sind unserem Dichter ‚eine scheußliche Herde‘, ja er nennt sie geradezu ‚Schweine‘ [3]. Gegen sie, des Reiches Verächter, soll Maximilian seine deutschen Scharen führen [4]. Seinem Kaiser, den er ringsum von lauernden Feinden umgeben weiß, empfiehlt Brant dringend an, schlau zu sein wie der

---

einen Kreis hervorragender Männer, welche in echt nationalem Geiste für die Drucklegung und Verbreitung guter Schriften in Deutschland sorgten, so den bekannten und von unserem Humanisten ungemein geschätzten Westfalen Bergmann von Olpe, den hochsinnigen Freund und Gönner des Basler Kreises, der z. B. Brants Varia carmina und De origine zum Drucke beförderte; unter dem Wahlspruch ‚Nichts ohne Ursache‘ hat dieser Kreis ehrlicher Patrioten und treuer Söhne der Kirche das ‚illustrare Germaniam‘ in schönstem Sinne in die That umgesetzt. Ueberhaupt haben die oberrheinischen Drucker, vor allen die Straßburger, an der nationalen Bewegung innerhalb des deutschen Humanismus keinen geringen Antheil.

[1] Vergl. namentlich das schwungsvolle, Bergmann von Olpe gewidmete Gedicht Varia carmina fol. l 8; eine Stelle daraus im Anhang Nr. 1. Für die schnelle Verbreitung der Schriftwerke durch die Buchdruckerkunst, die doch noch kaum — zeitlich wenigstens — über die Anfänge hinaus war, enthält das Gedicht ein ehrendes Zeugniß.

[2] S. unter anderem die Stelle aus einem Briefe Brants bei Schmidt l. c. 1, 200, die in mancher Beziehung an sein ‚Elogium‘ über die Buchdruckerkunst erinnert.

[3] Var. carm. fol. f 8; vergl. fol. g 2. In dem Ausdruck ‚Schwein‘ liegt häufig eine Anspielung auf die Türken. [4] Ibid. fol. f 8. g 6. e 5.

Fuchs[1], schnell und wachsam gegen das Reptiliengezücht seiner Neider wie der Hirsch, der die Schlangen aus den Höhlen herauszieht und sie zertritt[2]; wieder und wieder ermahnt er Maximilian, vor Schmeichlern und gewissen ‚Freunden' auf der Hut zu sein. Gegen alle diese offenen oder verkappten Gegner soll der Kaiser Front machen wie der muthige Hirsch mit seinem Geweih gegen seine Angreifer[3].

Man kann sich vorstellen, wie unser Humanist über die mannigfachen unerhörten Angriffe dachte, welche in seinen Tagen gegen die kaiserliche Ehre gerichtet wurden. Wir haben allerdings bloß eine größere Aeußerung über ein einziges dieser schmählichen Vorkommnisse[4]; aber dieses Zeugniß genügt, um uns in höchst bezeichnender Weise die Unmittelbarkeit der Theilnahme vorzuführen, welche Brant allem entgegenbrachte, was den Kaiser und sein Haus betraf. Derselbe Gedanke, der Wimpheling so strenge und unerbittlich urtheilen läßt über alle Feinde des Kaisers und des Reiches, beherrscht auch vollständig Brants Auffassung. Beide, Kaiser wie Reich, sind von Gott gewollt, von ihm nach ewigem Plane eingesetzt, sind also unmittelbar göttliche Institutionen; wer sich an ihnen vergreift, sündigt demnach schwer gegen Gott selbst, da er die Absichten der göttlichen Vorsehung mißachtet. Dieser Absolutismus der Kaiseridee geht bei Brant so weit, daß er jeden für einen Feind des Kaisers erklärt, der nicht dieselben Freunde und Feinde habe wie der Kaiser[5]. Da ist es denn erklärlich, daß unser Dichter in eine wahre Wuth geräth, wo er auf die Gefangennahme Maximilians in Brügge zu sprechen kommt[6]. Die von starken Verwünschungen förmlich strotzende Sprache

---

[1] Var. carm. fol. h 1. Vergl. auch Alsatia 1873—1874 S. 65.

[2] Var. carm. fol. g 6. [3] Vergl. seine Verse ibid. fol. g 7:

> ‚Cornua in adversos dirige quosque tuos,
> Sic tibi contingent vivacis saecula cervi,
> Sic tibi ramosum nascitur imperium.'

[4] Gödeke schreibt (a. a. O. S. xv): ‚Den Brautraub hat Brant auffallenderweise gar nicht berührt, es müßte denn unter den verloren gegangenen Gedichten auf diese Schmach ... eines von Brant gewesen sein.' In dieser Form ist der erste Theil der Behauptung nicht ganz richtig. ‚Berührt' hat Brant doch den Brautraub, die ‚schandlich schmach', die Karl ‚mit frevel' hat ‚getan dem frommen Herz Maximilian', nämlich in dem schon erwähnten Gedicht auf die Schlacht von Salins; vergl. unten S. 93. Daß unser Humanist allerdings angesichts der grenzenlosen Erbitterung über den Frevel des Franzosenkönigs sich mit diesem kargen Hinweis begnügt haben sollte, ist nach der ganzen Anlage Brants undenkbar.

[5] Vergl. z. B. Var. carm. fol. e 5:

> ‚Caesaris hostis erit, quisquis non Caesaris hostem
> Occidit, perimit persequiturque fugat.'

[6] Var. carm. fol. e 4 sqq. Um die ganze Wuth Brants kennen zu lernen, muß man das Original lesen.

Brants, sein nach blutiger Rache dürstender Sinn, sein unbändiger und wilder Zorn erscheinen uns an manchen Stellen geradezu als unchristlich; nichts ist thatsächlich geeigneter, uns von der unbedingten Parteinahme unseres Humanisten für seine Dynastie, und zwar einer Parteinahme, die gar keine Rücksicht, gar kein Wenn und Aber kennt, einen Begriff zu machen, als gerade diese Stelle [1]. In seiner furchtbaren Aufregung fordert der zornsprühende Dichter nicht allein harte und grausame Bestrafung der schuldigen Frevler; nein, auch die Unschuldigen sollen leiden, ihr Besitzthum soll vernichtet und ihre Gefilde sollen in eine Wüste verwandelt werden. Die Gewässer des Landes sollen sich färben vom Blute der Erschlagenen. Jede Todesart ist gegen solche Verächter der Reichsehre gerecht und erlaubt; die Weiber der Verruchten soll man von rasenden Pferden zu Tode schleifen lassen, und von dem ganzen Geschlechte soll nichts, gar nichts übrig bleiben. An dem Rachezug gegen die ‚Räuber', gegen die ‚flämischen Scheusale' müssen alle deutschen Stämme theilnehmen; sie alle werden gern dem tiefgebeugten Vater und dem hochgemuthen Sohne Genugthuung verschaffen und mit Blut den Makel tilgen, der noch auf der Reichsehre haftet.

Was dem Reiche verloren gegangen ist, soll Maximilian zurückerobern; was gefährdet ist, soll er schützen und schirmen. Nunmehr — das ist ein Lieblingsgedanke unseres Humanisten — ist der rechte Augenblick gekommen, um in Italien des deutschen Reiches Herrlichkeit wieder neu erstehen zu lassen. Dorthin sah Brant einst einen Zug Falken fliegen; einmüthig und ohne Zank und Zwist zogen die Thiere ihre Bahn durch die Luft. Das ist für unsern Dichter, der überall Vorzeichen und geheimnißvolle Wunderdinge sieht, die Vorbedeutung eines siegreichen Zuges, den die deutschen Scharen, in Eintracht und Liebe ihrem hochherzigen Kaiser ergeben, einst über die Alpen antreten werden, um unter den Augen ihres Herrschers ihr Banner in dem Lande aufzupflanzen, das durch List und Tücke dem deutschen Adler einst entrissen wurde. ‚Jene beflügelte Schar', singt der Dichter hoffnungsfreudig [2]:

[1] Vergl. Schmidts Worte (l. c. 1, 282): ‚C'est une indignation exprimée par un pédant (Brant zählt z. B. in ermüdender Breite alle möglichen Völkerschaften auf, die für den Rachekrieg in Betracht kommen) doublé d'un fanatique' — ein Urtheil, das man gelten lassen muß; seine Aufrichtigkeit bezweifelt übrigens auch Schmidt an dieser Stelle keineswegs (‚la sincérité de son indignation est indubitable'). Bezeichnend für Brant ist es auch, daß er sich verpflichtet glaubte, auf gewisse Spottverse von italienischen Bauern auf Maximilian — wegen der schlechten Erfolge des Kaisers in Italien — durch entsprechende Gegenverse zu antworten. Mit Schmidt (l. c. 1, 285) kann man den Verlust dieser poetischen Antwort Brants nur bedauern.

[2] Vergl. Var. carm. fol. f 5. — Ich gebe auch diese Stelle nach der Uebersetzung von Theodor Vulpinus (an dem oben S. 68 Note 6 näher bezeichneten Orte). Man entnimmt aus jeder Zeile, wie ernst und heilig unser Humanist gerade die Verpflichtung

Jene beflügelte Schar, ihr seid sie, Herzöge, Grafen,
Ritter der deutschen Nation, Adel des heiligen Reichs!
Alles, was Damwild heißt, folgt willig als Führer dem Damhirsch,
Wo er auch hingeht, durch Wälder und Flur und Gebirg.
Auch für die Falken geziemt es sich so: sie versammeln sich, aber
Ihnen, den edlen, voran fliegt — und sie folgen — der Aar!
Und wenn der Schlachtschrei schallt, dann scharen die Falken sich um ihn,
Daß in der Mitte bekommt Jupiters Vogel den Platz!
So, mein König und Herr, stehst du mit dem Schmucke des Adlers
Auch als führendes Haupt unter den Rittern des Reichs,
So wird Deutschland dir nachfolgen und deinen Panieren,
Fürsten und Volk, und wem edel das Herz in der Brust!...
Laß dich begleiten von ihnen, o König! Wenn sie dich umgeben,
Sind nicht Waffen und Wall nöthig, um sicher zu sein!

Und sinnig stellt sich der Patriot die Frage:

Weshalb lehrt die Natur scharweise zu fliegen die Vögel?

Seine Antwort weist treffend hin auf die größere Sicherheit, die in gemeinsamer Macht, in gemeinsamem Schutze liege; mit Beziehung auf seinen Kaiser fährt dann der Dichter begeistert fort:

So, Maximilian, sollst, mildherziger Held, in der Fürsten
Edlem Geleit auch du wallen als Führer und Haupt,
Kommen mit ihnen als Vater Italiens, Vater der Kirche,
Um dir zu setzen aufs Haupt feierlich Roms Diadem!
Reise geschwind, mein König, auf den schon lange sie harren;
Glaube, die Zeit traf ein günstiger Sterne für dich!
Auf nach Italien, auf, ihr, Deutschlands heilige Fürsten,
Sprossen des göttlichen Teut, ziehet gen Süden in Eil'!
Dort heißt neu das Geschick euch Scepter und Krone gewinnen,
Dort sind Ehren und Ruhm männlichen Helden bereit.
Euerem Haupte gehorcht, dem erhabenen König, in süßer
Lehnspflicht, leistet ihm gern alle den schuldigen Dienst!
Auf, frisch auf, und erwerbt euch selber und eueren Enkeln
Weiten unsterblichen Ruhm, ritterlich regend den Arm.
Droben erwartet euch dann nach beendetem Laufe die beff're,
Einzig beglückende Lust himmlischen Ruhmes und Heils!
Tapfere Deutsche, bewahret in Ehren den Namen der Vorzeit:
Alemannen — ja, zeigt ‚alle', daß ‚Mannen' ihr seid!
Trauet dem Schicksal und folget der Stimme; die Himmlischen haben
Wahrlich genug euch gemahnt, wahrlich gerufen genug!
Gott schafft Sieger und Sieg, ist Schöpfer und Spender des Lorbeers.
Alles, was Ruhm nur heißt, wird uns von oben geschenkt.

des deutschen Volkes zur Gefolgschaft auf dem Romzuge des Kaisers auffaßte; freilich, hier kam eben ein Moment hinzu, das für Brant so ungemein wichtig war, nämlich der Anspruch des deutschen Herrschers auf die römische Krone. Vergl. Abschnitt VI.

Mit banger Sorge richtet auch unser Humanist seinen Blick nach Westen. Auch er steht, wie seine literarischen und politischen Freunde, auf treuer Wacht an des Reiches bedrohter Grenze; auch er traut so wenig wie seine gelehrten Landsleute dem gallischen Feinde, ‚an dem all truw und ere ist blindt‘, dem eben deshalb der Deutsche noch nie Vertrauen entgegengebracht hat [1]. Der Franzose erscheint auch bei Brant in schlimmem Lichte; sein Leichtsinn, sein Hochmuth und Dünkel, seine Treulosigkeit und Verschlagenheit, seine Prahlerei im Gegensatze zu echter und rechter deutscher Tapferkeit werden gegeißelt, wo sich nur Gelegenheit dazu bietet [2]. Einem solchen Feinde gegenüber deutsches Recht und deutsche Würde zu wahren, gilt auch unserem Patrioten als Pflicht und Ehrensache. Wie Brant mit berechtigter Genugthuung die Buchdruckerkunst als echt deutsche Erfindung in Anspruch nimmt und dabei mit bewußter und durchscheinender Absichtlichkeit Franzosen und Deutsche zu einander in Gegensatz setzt, so vertritt er auch in Fragen der Politik entschieden und unzweideutig den Standpunkt eines durch und durch deutschen Mannes, der dem lauernden Gegner nicht das geringste Zugeständniß macht, wo es sich um des Reiches und des Kaisers Ehre und Besitz handelt. Das zeigt so recht seine geharnischte Sprache gegenüber den Throngelüsten Franz' I. Er warnt den anmaßenden Franzosen, das gute alte Recht der Deutschen auf die römische Krone anzutasten: es würde ihm sonst schlimm ergehen. Dem gallischen ‚Hahn‘ ruft unser Dichter voll Zuversicht und in bitterer Ironie die Versicherung zu, er würde bei einem Fluge nach Deutschland so gerupft werden, daß er den Heimflug nicht mehr würde antreten können [3].

Auf den bedrohten Westen lenkt deshalb auch Brant ganz besonders die Aufmerksamkeit des Kaisers. Mit tiefem Schmerze sieht er, wie ein Stück guter deutscher Erde nach dem andern dem habsburgischen Adler geraubt wird; namentlich macht ihm das Schicksal des schönen Burgunderlandes viel Sorge. Hier soll deshalb, dem Feinde zum Trutz, dem Reiche zum Schutz, des Kaisers Oberhoheit wieder neu gefestigt werden. Was der Krone von ihren Erbländern

[1] S. das deutsche Gedicht auf der folgenden Seite; vergl. auch das Gedicht auf S. 94 und das ‚Pasquill‘ bei Zarncke a. a. O. S. 198 (übersetzt in Abschnitt VI). Ueberhaupt verfolgt Brant des Reiches Schicksal in jenen unsicheren Tagen mit steter Theilnahme und nie erlahmendem Interesse. Bei jedem sich nur irgendwie bietenden Anlasse erhebt der begeisterte Patriot warnend, mahnend, lobend seine Stimme; vergl. hier unter anderem auch seine poetische Vorrede zu seiner Ausgabe der Werke Hemmerlins (Opuscul. et tractat. Basel 1497; dasselbe Gedicht Var. carm. fol. k 2).

[2] Vergl. unter anderem die in Anm. 1 genannten Dichtungen und manche Stellen seiner Schrift De origine. Auch erinnere man sich hier der Stellung Brants zu Wimphelings Germania; sein Verhalten dieser Schrift gegenüber ist für seine Stimmung gegen Frankreich immerhin bemerkenswerth; s. oben S. 48.

[3] Vergl. über die Stelle in einem anderen Zusammenhange Abschnitt VI.

so schmählich entrissen ist, das soll Maximilian jetzt zurückerobern und so seinen und des Reiches guten Ruf und Namen wieder zu Ehren bringen. Deshalb singt unser Dichter so aufrichtig wie begeistert[1]:

Sich (sieh) für dich recht, o adler milt!
Erlich sint wapen in dim schilt;
Bruch dich noch eren gen dim findt,
An dem all truw und ere ist blindt.
Schlag redlich und mit froüden dran,
Trib umb das radt, Maximilian!
In dim gevell das glück jetzt stat[2],
Ach süm dich nit, kumm nit zuo spat,
Nit sorg den unfal uff diß Jar,
Nit vorcht din findt als umb ein har,
Sig, seld (Glück) und heyl von Osterich,
Burgundisch hertz von dir nit wich,
Romsch ere und tütscher nacion
An dir, o höchster künig, ston.
Nym war, der stein ist dir gesant,
Dich mant gott in dim eigen lant,
Das du dich stellen solt zur wer.

Und siegesbewußt und hoffnungsfreudig ruft dann der Sänger seinem kaiserlichen Herrn zu:

O küning milt, für uß din her,
Cling harnesch und der büchsen werck,
Trummit herschöl, französisch berck[3],
Ouch mach den großen hochmuot zam,
Rett, schirm din ere und guotten nam!

Der Stein, auf den in diesem Gedichte angespielt wird, ist der berühmte Ensisheimer Meteorolith, der damals so viel Aufsehen erregte. Für Brant hatte er natürlich eine höhere Vorbedeutung. Da sein Schall weit in die Lande hinein, ja bis Burgund gehört worden war, so stand es bei unserem Dichter fest, daß die kaiserlichen Waffen überall, namentlich aber auch in Burgund, siegreich sein würden. ‚Tünow', singt er deshalb in prophetischem Tone[4]:

---

[1] Vergl. das Gedicht in der Alsatia 1873—1874 S. 64 und 65 und bei Liliencron, Historische Volkslieder II, 308 (etwas abweichend).

[2] Das ganze Bild vom Glücksrad — einer unserem Humanisten sehr geläufigen Symbolik — hergenommen.

[3] trummen = trommeln oder trompeten; herschöl = Heerschall, Kriegslärm.

[4] Alsatia a. a. O. S. 64 und Strobel a. a. O. III, 468. — Auf dieses Gedicht und auf das vorhergehende von ähnlichem Inhalte machte übrigens schon Stöber (vergl. dort auch die Quelle) aufmerksam im Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 1857 S. 397. — Sein Zweifel bezüglich der Autorschaft Brants für das eine Gedicht ist nicht stichhaltig.

Tünow, Necker[1], Arh, Jll, Rhyn,
Schwitz, Ury hoert den klaff der yn,
Ouch doent er den Burgundin ver (fern),
Jn forchten die Franzosen ser,
Rechlich so sprech ich, das es bedütt:
Ein bsunder plag derselben lütt.

Die blutige Niederlage der Franzosen bei Salins erfüllte den Dichter mit heller Freude; seine Weissagung bezüglich Burgunds war also eingetroffen und die befleckte deutsche Ehre auf blutiger Walstatt reingewaschen; Maximilians Stern glänzte schöner denn je. Da konnte unser Humanist natürlich nicht schweigen. ‚In einer stund‘ machte er sein Gedicht ‚Von der erlichen schlacht der Tutschen bi Salin‘[2], das uns den Hergang des Treffens in packender Anschaulichkeit erzählt und von einem frischen, wackeren Patriotismus durchweht ist. ‚Das ganz burgundisch land‘ ist jetzt wieder ‚in seins naturlichs heren hand‘, wie es recht und billig ist. Mit besonderem Stolze erfüllen unsern Dichter seine engeren Landsleute, die Sund- und Breisgauer:

Zwei lendlin klein, hand doch gut lüt,
Die allzeit groß er in hand gleit
Dem hus von Ostrich weit und breit.

Kapler (Kapeller), der deutsche Hauptmann aus dem Sundgau, wird als Held des Tages gefeiert. Nichts half da den Franzosen ihre Uebermacht, der deutsche Krieger sah ihre Scharen ruhig und ohne Zittern heranstürmen[3]:

Wie wol vier tusend kurisser (Kürassiere)
Die Walchen hetend und vil mer,
Brocht doch den unsern kleinen grus;
Die stalten sich zu wer und struß,
Als billich tutscher adel dut.

Nach hartem Ringen bleibt endlich den Deutschen der Sieg, ‚als es got fügt und haben wolt‘. Und welch ein Sieg! Zehn Franzosen standen in der Schlacht gegen einen Deutschen. Da sieht man den Finger Gottes, der die Hochmüthigen stürzt und die Demüthigen und Gerechten emporhebt:

---

[1] Donau, Neckar.

[2] Bei Liliencron a. a. O. 2, 310; von Ulmann benutzt für seinen Bericht über die Schlacht (a. a. O. 1, 168 fll.).

[3] Auch der Kolmarer Anonymus ist stolz auf seine wackeren Landsleute und ihren Führer Kapeller. ‚Het herzog Sigmund‘, hören wir ihn versichern (Haupt a. a. O. S. 93), ‚mit den Sungoweren und Brisgoweren furtruckt, als her Friderich Cappler begert, so was Venedig gewonnen, wan (denn) si hant sich in der stat Venedig in die flucht bereit.‘

Die Franzosen betrog ir won,
Sie dochtend nit, daß got der her
Gerechtikeit nit last on wer
Und daß er nit vertragen mag
Den hochmut, den sie dunt all tag.

Charakteristisch für die Stimmung Brants den Franzosen gegenüber ist auch eine Zeichnung, die er selbst angefertigt und seinem Gedichte ‚Von der wunderlichen Zamefugung der öbersten Planeten‘ [1] vorgesetzt hat: ein Fuchs hat einen Hahn erwischt; dabei stehen die Worte: ‚Ich hab den by dem kragen schon.‘ Auf dem Bilde vorher sieht man den Hahn auf einem Krebse stehen, wobei sich die Worte finden: ‚Ich krey und weis nit, wie ich ston.‘ Der sich dem Hahn nähernde Fuchs spricht: ‚Wan der krebs springt, wurstu ouch gon.‘ Die Deutung der Darstellung ist unschwer. Unter dem Bilde des Krebses ist das deutsche Reich zu verstehen, das leider so lange den Krebsgang ging; nur dadurch, daß es Frankreich demüthigt, d. h., auf unser Bild angewandt, nur dadurch, daß der Fuchs (Maximilian [2]) den Hahn zerreißt, kann es wieder zu Ehre und Ansehen kommen. Der Krebs, führt Brant dann weiter aus [3], wird sich rühren, und schon bald wird er von sich reden machen:

Der krebs wirdt ettlich bald abschütten,
Die lang zeit habent sanfft geritten,
Vil unstet wesen wirdt er machen,
Groß ungefell (Unglück) in kryegs sachen
In landen, die ich nit will nennen,
In kurtzer zeyt wirdt man sye kennen.

Dieses ‚land‘ ist natürlich Burgund bezw. Frankreich, in das schon bald, nach Brants Zuversicht, die deutschen Scharen als Sieger mit Sang und Klang einziehen werden. — Man sieht aus allem, wie lebhaft sich unser Dichter für die Politik seiner Tage interessirte und mit welcher Aufmerksamkeit er das Schicksal der kaiserlichen Waffen verfolgte.

Freilich, viel Gutes und Erhebendes konnte der schwärmerische Patriot von der Politik seiner Zeit nicht berichten. Keiner der elsässischen Humanisten hat wie er das ganze Elend jener Tage in so ergreifender, tiefernster und überzeugender Weise dargestellt, keiner mit so düsteren, leider nur zu wahren Farben gemalt wie Brant. Durch seine Gedichte geht ein Zug bitterer Klage und sittlicher Entrüstung über den Zustand des Reiches. ‚Teutsch lob‘, singt er jammernd und in innerster Seele erschüttert:

Teutsch lob und ehr ist auß seim stall,
Zerstoben wie der büchßen knall,

[1] Alsatia a. a. O. S. 65. [2] Vergl. oben S. 88.

[3] S. das der Zeichnung folgende Gedicht.

Zugleicher weise der glocken schall,
Des traur ich mehr dann andere all[1].

Die heilige, von Gott in seiner Weisheit gewollte Ordnung ist aus der Welt geschwunden[2]. Die Fürsten lassen, ihrer Pflicht ganz vergessend, Kaiser und Reich schnöde im Stiche, ja jeder sucht in kaltem Egoismus nur sein eigenes Interesse zu wahren[3]. Der Kaiser muß mit diesen leider nur zu mächtigen Reichsfürsten förmliche Verträge eingehen und sich nicht selten zu demüthigenden Zugeständnissen verpflichten; am heiligen römischen Reiche wird von allen Seiten gerupft und geraubt, und doch sollten die Fürsten wissen, daß von

---

[1] S. das dritte Epigramm bei Zarncke a. a. O. S. xxxvii.

[2] Diese Klage kehrt immer wieder; vergl. namentlich das politisch so bedeutsame 99. Gedicht des Narrenschiffes. ‚Die Uebereinstimmung des 99. Abschnittes mit Brants lateinischen Gedichten ist so groß und deutlich, daß darin beinahe ein Auszug seines umfangreichen Werkes über Jerusalem zu erkennen ist. Gerade in diesem Abschnitte tritt die Idee, welcher der Freundeskreis in Basel seine Kräfte gewidmet hatte, entschieden hervor und reiht das „Narrenschiff" unter die politische Gesamtpoesie‘ (Gödeke a. a. O. S. xxi). Vergl. auch die treffenden Worte über das Gedicht bei Zarncke a. a. O. S. 441, wo es unter anderem heißt: ‚Kein Kapitel des Narrenschiffes ist mit so lebhaftem Pathos, so inniger Antheilnahme des Verfassers geschrieben, wie das vorliegende, dessen Ton uns noch jetzt ganz in die Situation hineinzuversetzen geeignet ist. Brant ficht hier für die am höchsten und heiligsten gehaltenen Ideen seines Lebens.‘ Sein Zweck ist auch hier, ‚staatlichen Gemeinsinn zu erwecken, die Aufopferung egoistischer Sonderzwecke für diesen höchsten Zweck ans Herz zu legen‘.

[3] Vergl. ferner die tiefernste Klage des Kolmarer Anonymus (Haupt a. a. O. S. 125 fll.), dem unter solchen Verhältnissen namentlich um sein liebes Elsaß bangt: ‚secht, der loblich gart zwischen Bingen und Basel, Elsas genannt, ist geteilt in viel hent der fursten, die klein umb ein keiser geben und vallend iren schlaffen (Sklaven) zu, daz sind Galli‘ (ebd. S. 126). Auch Peter von Andlau empfand tief das ganze Unglück seiner Zeit, und aus aufrichtiger Liebe zum deutschen Reiche tritt auch er freimüthig gegen die Fürsten auf, die Ehre und Pflicht vergessen haben; s. unter anderem die schöne Stelle im Abschnitt VII. Man vergleiche mit der Klage Brants die Auslegung dazu in Geilers Predigt über den 99. Abschnitt des Narrenschiffes (Lorenzi a. a. O. 2, 260): „. . . Jeder sorgt nur für seine Tasche, keiner fühlt Theilnahme für die Leiden anderer, die nicht zu seinem Gebiete gehören; alle schweigen zu fremder Noth und sehen ruhig zu, solange ihre Wand noch nicht brennt. Keiner kommt dem Nächsten zu Hilfe gegen den gemeinsamen Feind; jeder wartet, bis das Unglück ihn selbst erreicht. Alle Fürsten trachten danach, sich dem Gehorsame und dem Verbande des heiligen römischen Reiches zu entziehen. So wird denn unsere Macht zusehends geschwächt, gleichwie das Feuer, dem man die Nahrung entzieht, endlich ganz erlöschen muß.‘ Die deutschen Urtexte der Predigten sprechen sich zum Theil noch deutlicher aus. Fol. k 1 (Ausgabe von 1520) hören wir Geiler unter anderem ausrufen: ‚Es würt ihn (den pflichtvergessenen Fürsten) gon als den ochsen, die fraß der wolf einen nach dem andern, wan (weil) sie nit einander hülffen.‘

der Wohlfahrt des Reiches ihr eigenes Glück und Heil abhängt [1]. Friede und Eintracht, die Deutschland einst so stark und mächtig, die es unüberwindlich machten, sind dahin; wie die Löwen und Wölfe wüthen alle gegeneinander [2]. Der Knoten, der so lange gehalten hat, fängt an sich zu lösen. Und dabei ist man noch gar blind gegen das Verderben, das die Zwietracht dem Reiche bereitet [3].

So ist es denn dahin gekommen, daß jeder herrschen, jeder König sein, keiner aber gehorchen und dienen will; ja es scheint fast, als sei man in Deutschland des königlichen Scepters müde, als wolle man alle Bande staatlicher Ordnung abwerfen [4]. Liebe, Nachsicht und Mitleid sind in der Welt nicht mehr zu finden; sie haben der Habgier und dem Neide Platz machen müssen. Elende Schmeichler und Heuchler, ‚Basilisken und Reptilien', führen das Regiment und umgarnen den, der das Staatsschiff lenken und leiten soll [5]. Zu hoher, entscheidender That, zu männlichem und energischem Wollen kann sich Deutschland nicht mehr aufraffen; die Deutschen sind eben ein Volk der langen Berathungen, der weitausschauenden Pläne geworden, ein Volk, das sein Genügen findet in endlosen Reichstagen, die pomphafte Beschlüsse fassen, aber nichts ausführen [6]. Deshalb ist die Zukunft Deutschlands düster, und schwere Tage stehen dem Reiche bevor. Der Baum ist reif, gefällt zu werden; schon ist die Axt angesetzt [7]. ‚Gott well', ruft Brant (im Jahre 1520) in düsterer Stimmung [8]:

Gott well mit gnad unß sehen an!
Daß Römisch reich wirdt uff steltzen gan,
Leider! der Dütschen er zergan.

Ist das Reich im Innern uneins und zerrissen, so ist es naturgemäß nach außen hin schwach und im höchsten Grade gefährdet. Schon klopft der Türke,

[1] Zu allem s. Narrenschiff, Gedicht 99.

[2] Var. carm. fol. b c 1 und in dem Briefe an Peutinger (s. Abschnitt VI), der uns so recht den tiefen Schmerz des edlen und theilnehmenden Patrioten vor die Seele führt und an die tiefernsten Betrachtungen Brants in seinem ‚Traume' erinnert (Doctor Seb. Brants traum in tütsch. Pfortzheym 1502).

[3] Var. carm. fol. G 1. G 2. [4] Vergl. unter anderem Var. carm. fol G 7.

[5] Vergl. Narrenschiff 99, 148 fll.

[6] S. darüber die interessante Stelle Var. carm. fol. a 8. — Häufig zieht der Dichter Parallelen zwischen den alten Germanen und den Deutschen seiner Zeit, und mit zerrissenem Herzen muß er dann bekennen: Wir sind abgefallen, wir sind nicht mehr die Alten! Vergl. unter anderem die schönen Worte De origine fol. S 1: ‚Pudeat saltem Romanam Germanicamque immo Christianam in nobis defecisse virtutem, qui divis illis retro principibus quam longissime inferiores sumus, quippe qui partam ab illis sudore et sanguine victoriam orbisque terrarum habenas tanta ignavia neglegimus neglectamque simul libertatem et rem publicam Christianam amittimus.' [7] Narrenschiff 99, 184. [8] Zarncke a. a. O. S. 162.

während die Fürsten müßig dasitzen und berathen, an die Thore des heiligen römischen Reiches; ringsum erheben sich mächtige Feinde, die sich zum Untergange des Vaterlandes verschworen haben. Um das Maß des Unglückes voll zu machen, ist der Zustand der kirchlichen [1] Verhältnisse beklagenswerth, die Sittlichkeit in Volk und Clerus tief gesunken [2].

Wahrlich ein tiefdüsteres Bild — und doch verzagt Brant so wenig wie Wimpheling. Seine Begeisterung für Maximilian, sein unerschütterlicher Glaube an Deutschlands Beruf hielten ihn trotz allen Elendes aufrecht. Immer und immer wieder sehen wir unsern Dichter mit heiligem Eifer auf die Schäden des Reiches hinweisen, Fürsten und Volk aufrufen zu mannhaftem Eintreten für des Vaterlandes Würde und Ehre — wenn es nicht anders sein könne, mit den Waffen in der Hand [3]. Seid einig, verbannet Zank und Hader, schauet hin, ihr Fürsten, auf euern König, der euch glänzenden Tagen entgegenführen wird, wahret die kostbaren Güter, die euch und nur euch die Vorsehung anvertraut hat, denket an die ruhmvolle Vergangenheit eures Geschlechtes und zeiget euch würdig eurer großen Ahnen — das sind die Gedanken und heißen Wünsche, die den Grundton so vieler Stellen bei unserem

---

[1] Auch die rechtlichen Verhältnisse Deutschlands machten unserem Patrioten viele Sorge; vergl. seine bezeichnende Klage in der ‚Freiheitstafel' (Zarncke a. a. O. S. 161):

‚Was man uns thut von freyheit sagen,
Beherzigen nicht viel bei unßern tagen.
Stehts thut man Teutschlandt mehr inbeißen,
Von alter libertet uns weißen.
Wihr kommen gar in welsch manier,
Das würdt dem bundtschuch leiden schier,
Ich sorg, er sy bald an der thür.'

[2] Brant dachte über diese Dinge gerade wie Wimpheling; vergl. außer vielen Stellen im Narrenschiff De orig. fol. R 6 sqq. — Namentlich eifert der Dichter gegen die Nationallaster der Deutschen: Spiel und Trunkenheit. Unermüdlich ist er — wahrlich keine kleine patriotische That — darauf bedacht, der kommenden Generation seines Vaterlandes wahre, echte Tugend ins Herz zu pflanzen und sie für der Altvordern Größe und sittlichen Ruhm zu begeistern; vergl. unter anderem seine ernsten und schönen Worte De orig. fol. R 8.

[3] Brant preist an manchen Stellen den Frieden; wo dieser aber mit des Reiches Vortheil, mit des Vaterlands Ehre und Würde nicht vereinbar ist, da ruft er ebenso laut zu den Waffen. Sein Grundsatz ist:

‚Bella move, ut pacem possis habere bonam'

(Var. carm. fol. g 6). Der Tod fürs Vaterland gilt unserem Patrioten als schöner und ruhmvoller Tod; die alte Parole ‚pro deo et patria' war auch Brants Grundsatz; vergl. seinen Spruch in seinem ‚Traum' (s. über diese Schrift S. 96 Note 2):

In allem streiten ist das best
Umb gottes er und vatterlant.

Humanisten bilden. Namentlich soll das deutsche Volk auf der Hut sein, daß ihm seine unvergleichliche Stellung, das ‚Volk Gottes' zu sein, nicht geraubt werde; es ist von der Vorsehung zur höchsten Würde auf Erden, zur Mitarbeit an der Erfüllung der göttlichen Absichten, berufen. Verliert es diese einzigartige Stellung, dann ist es um Deutschland geschehen; vertheidigt es aber dieselbe, rettet es dieses heilige Palladium, dann kann sich noch alles zum Guten wenden. Das ist aber nur dann möglich, wenn die deutschen Fürsten sich aufraffen und wieder auf die Stimme ihres Gewissens und ihrer Ehre horchen. In tiefem Ernste und mit einer Begeisterung, wie sie nur dem wahren Patrioten eigen sein kann, hören wir deshalb unsern Dichter ausrufen [1]:

Deutsche Männer voll Tugend und Kraft, o seid doch nicht Thoren,
Laßt doch die Zügel der Macht euerer Hand nicht entgeh'n!
Keiner ja gleicht auf der Welt — welch Ruhm für euch! — euerem Kaiser,
Dem jedes Volk gehorcht, dem jeder Herrscher sich beugt.
So steht vor euch nun Max, der Siegreiche, edelen Herzens,
Schreckender Blitz im Kampf, lieblichem Frieden ein Freund.
Wahrlich, lieber im Staube läg' ich dem Kaiser zu Füßen,
Als zu glänzen am Thron anderer Fürsten und Herrn! [2]
O so laßt uns denn sein des Hauptes willige Glieder,
Dann wird fürder auch uns bleiben der Vorfahren Glanz!
Folgen wir treu dem biederen Geist und den Spuren der Ahnen!
O entarten wir nicht, Schande ja wär' es uns stets!
Auf denn! Gleichet den Vätern, die tapfer, durch Tugend und Arbeit,
Einst geschaffen das Reich, kaiserlich Scepter und Kron'!
Möge denn immerdar Gott und die göttliche Mutter beschirmen
Deutschlands Ehre und Glanz, mögen sie schützen das Reich!

Schöner, wahrer, selbstloser kann das tiefe Empfinden eines glühenden Patrioten wohl nicht ausgedrückt werden. Aber leider! Des Dichters Worte waren so gut wie ohne Wirkung. Seine warnende und mahnende Stimme

[1] Var. carm. fol. h 1. Das Gedicht ist eines der schwungvollsten der Varia carmina.

[2] Brant hat dieses schöne Wort, das man das Evangelium seines Patriotismus nennen könnte, wahr gemacht; er, der ‚Romanissimus', ging nach dem Abfalle der Schweiz vom Reiche aus Basel fort, nicht ohne große persönliche Opfer, denn Basel und seine Gesellschaft war ihm ans Herz gewachsen, und es kostete unserem Patrioten sicher viel Ueberwindung, die Stätte zu verlassen, die ihm bislang so traut und werth gewesen war (vergl. Var. carm. fol. k 8 und fol. e 5b). Daß unserem Dichter auf Empfehlung Geilers schon bald in seinem lieben Straßburg ein Ersatz für das Verlorene geschaffen wurde, kann uns nur aufrichtig freuen. Brant setzte in seiner neuen Stellung als Stadtsyndicus dort sein echt nationales Werk unverdrossen fort — zum Segen für Stadt und Land. Seine Annalen sind 1870 durch das Straßburger Bombardement leider mitverbrannt, die Fragmente neuerdings herausgegeben. Schmidt (l. c. 1, 212) will unsern Grund für Brants Fortgehen aus Basel nicht gelten lassen; gegen ihn mit Recht Geiger in den Gött. Gel. Anz. 1880 S. 153.

verhallte in einer Welt, welche ganz andere Interessen hatte als die von Kaiser und Reich. Rührend ist es, zu sehen, wie unser Humanist in der Noth der Zeit sich aufrichtig freut über alles, was irgendwie Besserung verheißen kann, wie er sich förmlich an jeden Strohhalm anklammert, um nicht ganz zu versinken. Allerdings sah Brant nicht tief genug, um zu erkennen, daß bei der damaligen Lage im Reiche eine Gesundung der politischen Verhältnisse so bald überhaupt nicht möglich war; für ihn genügt in dieser Hinsicht auch der Schein, um ihn aufathmen zu lassen. Wie freudig begrüßt er z. B. nicht den Wormser Reichstag, und wie überschwänglich preist er nicht seine segensreichen Folgen, die leider auch nur wieder in des Dichters Idee bestanden! [1] ‚Vyß yetz', singt er vertrauensselig [2]:

Vyß yetz im nüntzig fünften jar
Zu Worms am Rein, hör ich fürwar,
Sey ein sölch kreftig einung geschehen,
So man im reich vor nie hat gesehen,
Dank hab das haupt der römischen kron,
Der künig Maximilion,
Dem got der herr solch heyl eracht,
Das er die einung hat gemacht,
Die, ob got will, lang wird bestan.

Worms ist ihm deshalb eine ‚segenbringende Stadt', Glück verheißend für ganz Deutschland, eine Stadt, deren Name noch in ferner Zukunft von jedem Deutschen mit dankbarem Gefühle genannt werden wird; denn sie hat ja das Reich vom Untergange gerettet [3]. Brant strömt deshalb auch über von Begeisterung für die Reichsfürsten, welche sich ihrem erlauchten Kaiser so willfährig gezeigt haben. Ihr Wirken im Verein mit dem Staatsoberhaupte, hofft er, wird Deutschlands Glück sichern [4]; eine neue Zeit wird anbrechen für des geliebten Vaterlandes Ruhm und Größe, denn das deutsche Volk wird von jetzt an seine Pflicht gegen Kaiser und Reich treu erfüllen, namentlich wird es willig und gern die nöthigen Abgaben für des Reiches Ehr und Wehr leisten. Dieser letzte Punkt — das ist sehr bezeichnend für die damalige Lage — war für Brant so wichtig, daß er uns eine förmliche Geschichte des

[1] Vergl. Var. carm. fol. bc 1 sqq., dazu das deutsche Gedicht bei Zarncke a. a. O. S. 162—163.

[2] Zarncke a. a. O. S. 163. — Ueber den Bund zwischen Max und Alexander VI. (Liga von Venedig 1495; vergl. Pastor, Geschichte der Päpste 3², 336) jubelt unser Enthusiast ebenfalls (Var. carm. fol. f 1 sqq.). In nationaler Begeisterung sieht er des Reiches Glück für immer gesichert, namentlich die Türkengefahr abgewandt.

[3] Var. carm. fol. bc 1 sqq.

[4] Welch ein Abstand zwischen der nackten Wirklichkeit und dem Bilde, das die hoffnungsfreudige Phantasie unserem Dichter hier — wie so häufig — vorgaukelt! Vergl. auch Var. carm. fol. g 4.

Tributwesens bei allen möglichen Völkern gibt, um dadurch seinen Landsleuten zu zeigen, daß eine uralte Verpflichtung für jeden Staatsbürger bestehe, Steuern zu zahlen, und daß es ein unantastbares Recht der Krone sei, Abgaben zu verlangen [1]. Unsere Steuern, führt der Dichter im Anschlusse daran weiter aus, sind dazu sehr leicht zu tragen und eher freie Abgaben als aufgenöthigte Tribute. Zum Schlusse weist er mehr gutherzig und naiv als wirkungsvoll auf sein eigenes Beispiel hin. Glaube niemand, hören wir ihn versichern, daß ich etwa verschont bleibe von Abgaben; nein, ich habe immer gern und freudig mein Scherflein geopfert auf den Altar des Vaterlandes, denn ich wußte, daß meines Volkes und meines Landes Wohl dies erforderte [2]. Geben wir also stets bereitwillig Gott, was Gottes, aber auch dem Kaiser, was des Kaisers ist, dann wird die alte segensreiche Ordnung der Dinge noch einmal wiederkehren zum Glücke unserer Nation [3]. Derjenige, welcher diese heilige Ordnung nun wieder stört, lädt den ganzen Zorn des Himmels auf sich. Einem solchen Frevler am Gemeinwohle ruft unser Patriot die drohenden Worte zu [4]:

Welchs glid sich von dem haubt wil scheiben (wenden)
Und maint der einung nit zu leben,
Sunder dem haubt tut wider streben,
Das wirt verderben, dörren gar
Geschlossen auß der cristen schar
Und so vil plag und [5] jamers dulden,
Als dann sein mißdat tut verschulden.

Die Fürsten ohne den Kaiser sind gleich dem Rumpfe ohne Kopf nicht lebensfähig, und wenn das Haupt krank ist, dann nützen auch die Glieder nichts. Deshalb schließt der Dichter, indem er nochmals seiner freudigen Hoffnung Raum gibt:

All gut ding auß dem haubt entstan,
Und wo das selb ist schwach und blöd,
So wirt der leib aller glid öd.
Ich hoff, ich werd kurtzlich erleben,
Das got glück, hail und [5] sig werd geben
Dem milten künig eren werdt.
Got geb im, was der dichter bgerdt.

---

[1] Var. carm. fol. b c 2 sqq.

[2] Var. carm. fol. b c 3. — Gewiß hat Schmidt recht, wenn er (l. c. 1, 284) zu unserer Stelle bemerkt: ‚Est-il besoin de demander si c'est là de la poésie? Et comme cela aurait touché les bourgeois, s'ils avaient pu lire des vers latins!‘ Aber ebenso gewiß verzeihen wir unserem ehrlichen Patrioten gern diese Versündigung gegen die Gesetze der wahren Poesie und erkennen lieber den guten Willen an, der sich in der ganzen Stelle so wahr und schlicht offenbart. [3] S. Gedicht im Anhang Nr. 4.

[4] Zarncke a. a. O. S. 163. 145 fll. Derselbe Gedanke lateinisch Var. carm. fol. g 4. [5] ‚Und‘ von mir ergänzt; im Text fehlt ein Wort.

Auch die Türkenfrage, die ihn so sehr bewegt, behandelt Brant — ähnlich wie Wimpheling — ganz in nationalem Sinne. Gerade das deutsche Volk, führt er so häufig und schön aus [1], ist von der Vorsehung berufen, diesen grausigen Erbfeind, vor dem alles erzittert, zu Boden zu schmettern und Europa von dieser Qual zu befreien. Die Scharen der Unglücklichen, die in der Gefangenschaft der türkischen Horden schmachten, die bedrohten Wittwen und Waisen, sie alle flehen zum erhabenen Träger der römischen Krone um Erbarmen und Erlösung; ja Christus selbst blickt voll Sehnsucht auf den Kaiser und erwartet von ihm allein Heil und Rettung.

Deshalb wird der Dichter nicht müde, Maximilian die hohe und heilige Aufgabe, die ihm die Vorsehung auferlegt, immer wieder vor die Seele zu führen; er wird nicht müde, die Fürsten Deutschlands zu beschwören, doch zu diesem großen und ernsten Werke treu sich um ihren Kaiser zu scharen, denn von ihnen zumeist hinge ja auch in dieser Frage das Wohl und Wehe der Christenheit wie des Vaterlandes ab. Aus aufrichtigem Herzen hören wir deshalb Brant flehen [2]:

Ach gott, gib unsern höubtern in,
Das sie suchen die ere din
Und nit ieder sin nutz allein!
So hab ich aller sorgen kein,
Du gebst uns sig in kurzen tagen,
Des wir dir ewig lob thun sagen.

Sein Vertrauen auf den guten Ausgang des Türkenzuges, wie es sich in den letzten Versen ausspricht, läßt ihn das Heilige Land schon in den Händen seines Kaisers sehen; er singt deshalb, mahnend und warnend [3]:

Aber ir herren, künig, land,
Nit wellen gstatten solch schand!
Wellent dem römschen rich zustan,
So mag das schiff noch ufrecht gan.
Ir haben zwor (wahrlich) ein künig milt,
Der üch wol fürt mit ritters schilt,
Der zwingen züg (kann) all land gemein,
Wan ir im helfen went (wollt) allein.
Der edel fürst Maximilion
Wol würdig ist der römschen kron,
Dem kumbt on zwifel in sin hant
Die heilig erd und das globte landt,
Und würt sin anfang thun all tag,
Wan er allein üch trüen mag.

---

[1] An unzähligen Stellen, die sich oft allerdings wenig voneinander unterscheiden; vergl. namentlich die Ausführungen seiner Schrift De origine.
[2] Narrenschiff 99, 185 fll. [3] Ebd. 151 fll.

Die Stellung Maximilians bei dem großen Türkenzuge der Zukunft ist nach Brants Auffassung die eines mächtigen Heerkönigs, dem nicht nur die eigenen Mannen folgen, sondern auch fremde Könige und Fürsten [1]. Dieser Gedanke kehrt in allen möglichen Variationen in den Schriften unseres begeisterten Patrioten immer und immer wieder. Die Vorstellung von dem heißersehnten Völkerzuge gegen die Ungläubigen erfüllt so ganz seine Phantasie, daß er nicht selten den gerade behandelten Gegenstand unvermittelt abbricht, um dieser seiner Lieblingsidee einige Zeilen zu widmen.

Besondere Erwähnung und Beachtung verdient hier das vorletzte Gedicht seiner Varia carmina [2]. Eigenartig nach Auffassung und Inhalt, zeigt es uns so recht, wie Brant die Türkenfrage als eine brennende Tagesfrage ansah, wie er durch eigenthümliche Mittel das Volk und die höheren Kreise auf diese Frage, soviel ihm nur immer möglich war, aufmerksam zu machen suchte. Eine entsprechende Zeichnung leitet die Dichtung ein: türkische Horden verlassen die Scene; hinter ihnen tauchen deutsche Reiter mit dem Reichsfähnlein auf, um die Fliehenden zu verfolgen. Mitten zwischen beiden sprengt der Sultan auf jagendem Rosse den flüchtigen Türken nach [3].

Die Dichtung selbst ist im Grunde nichts anderes als eine Anrede des türkischen Oberherrn an Deutschland und seine Fürsten [4]. Der Inhalt zeugt von dem ganzen Ernste, aber auch von der warmen patriotischen Begeisterung, mit der Brant diese Frage überhaupt behandelte; das Bild, das wir von dem nationalen Empfinden unseres Dichters gewonnen, wird durch die Züge, die sich uns hier offenbaren, nur bestätigt und vertieft. — Der Sultan schildert im Anfange die Ausbreitung der Osmanenherrschaft über Morgen- und Abendland. Der glänzende Siegeszug der Türken, hören wir ihn ausführen, war nur möglich, weil das morsche Europa, gelenkt von nachlässigen und pflichtvergessenen Fürsten, ihm die Wege ebnete. Während die europäischen Herrscher in ewigen Fehden sich selbst zerfleischten und schwächten, während Friede und Eintracht, Tugend und Sitte floh aus der Christenheit, rückte der schlaue Feind unvermerkt ins Land, und so ‚wurde Europa, das immer über Asien geherrscht hatte, eine Beute Asiens'. Schon stehen die Türken drohend im

---

[1] Vergl. zum Ganzen Abschnitt VII. — An manchen Stellen gibt uns Brant Andeutungen über die Art und Weise, wie er sich des nähern diesen Zug denkt; so macht er De origine fol. T 2 den Vorschlag, alle Fürsten der Christenheit sollten die Leitung des Kriegszuges und die Anordnung der Vorbereitungen zu demselben dem Papste und dem römischen Kaiser zugleich überlassen.

[2] L. c. fol. n 1; außer unzähligen anderen Stellen vergleiche hier auch ibid. fol. e 2 sqq.

[3] Vergl. auch das sehr bezeichnende Bild Var. carm. fol. d 1.

[4] Genaueres über die äußere Veranlassung gibt der Titel; s. das Gedicht l. c.

Osten der Reichsgrenze, bald werden ihre Scharen die deutschen Flüsse überschreiten, und dann wird auch das alte ehrwürdige Rom in die Hände der Feinde fallen, wie Neu-Rom schon längst verloren ging.

Da stößt der Sultan in seiner Betrachtung plötzlich auf Maximilian, und da wird er nachdenklich, denn nun hat er seinen Mann gefunden. ‚Keinen‘, hören wir ihn bekennen:

Keinen fürcht' ich fürwahr auf der Welt als Max nur, den Kaiser,
Der des römischen Reichs Zügel in Händen nun hält.
Namentlich jetzt beschleicht mich die Furcht, da Deutschland geeinigt [1],
Treu mit den Fürsten im Bund, ziehet zum Kampfe hinaus.
Denn die Edlen des Landes — so hörte ich — haben dem Kaiser
Wehr und Waffen geweiht uns zu Verderben und Tod.
Wenn dies Gerücht nicht trüget, wenn wahr bleibt, was man berichtet,
O, dann sinkt in den Staub unsere Herrschaft und Macht!

Der Sultan warnt sodann das christliche Europa vor einem leichtfertigen und unzeitigen Losschlagen. Nur wenn alle Christen einmüthig zusammenhielten, könnte man bei diesem gefährlichen Zuge auf Erfolg rechnen, andernfalls würde eine schreckliche Niederlage unausbleiblich sein. Und so hören wir ihn denn seinen Feinden zurufen [2]:

Steht denn treulich zur Seite, ihr Christen, euerem Kaiser,
Ihm, so tapfer im Streit, edelen Herzens zugleich!
Eilt, ihm willig zu helfen mit Waffen und Schiffen und Mannschaft,
Schonet auch nicht euer Geld, spendet mit offener Hand! [3]
Zieht dann mit euch in den Kampf der Brite und Galliens König,
Folget Italien auch, säumet nicht Spaniens Volk [4],
Weh, wie wird dann vom Blute der Türken sich färben die Donau,
Wie wird sich röthen das Meer, das uns're Küsten bespült!

Ja, Verderben und Unglück wird von allen Seiten, meditirt der Sultan dann weiter, über uns hereinbrechen; die bedrohten Völker werden sich erheben, um uns zu vernichten. Und zu all dem Elend haben die Deutschen

---

[1] Das Gedicht stammt aus dem Jahre 1498. Die Absicht des wackeren Patrioten bei den folgenden Ausführungen ist durchscheinend. Wie grausam wurde er auch in dieser Hinsicht getäuscht! Uns erscheinen solche Stellen unwillkürlich als eine bittere Ironie auf die nackte Wirklichkeit, die über das, was unsern Humanisten so mächtig bewegte, kalt zur Tagesordnung überging.

[2] Die Rolle, die dem Sultan zugewiesen wird, ist allerdings sonderbar genug; vergl. weiter unten den Schluß des Gedichtes.

[3] Man sieht, Brant weiß sehr wohl, wo ein Haupthemmniß für den Türkenzug liegt; man vergl. hier die Ausführungen oben S. 99 u. 100.

[4] Ich verweise hier auf das in Anm. 1 Gesagte. Vergl. auch die schöne und schwungvolle Stelle Var. carm. fol. e 8. Zum Ganzen s. Abschnitt VII.

unter ihrem hochgemuthen Kaiser die Veranlassung gegeben. Es wird die Zeit kommen, wo Maximilian als Triumphator uns gefangen durch die deutschen Gaue schleppen, wo er uns zeigen wird wie Thiere, die in einen Käfig eingeschlossen sind. Dieses ist die glänzende Mission, welche die Vorsehung eurem Kaiser zugetheilt hat:

Diese Palme verliehen nur Max die unsterblichen Götter,
Ihm nur ist es vergönnt, unser Besieger zu sein.
Er allein wird vollbringen, was vor ihm so viele ersehnten,
Was dennoch keiner errang, da allen fehlte die Kraft.
Ja, ihr Deutschen, mich ängstiget das, was ihr nun erhoffet:
Daß euch der König, so mild, führe zu ewigem Glück.
Euer Sieg wird sein Herz mit Wonne und Freude erfüllen,
Strahlen wird er als Held, würdig unsterblichen Ruhms!

Eigenthümlich ist die Wendung am Schlusse der Dichtung: der Sultan — ein Gefangener Maximilians, zugleich aber auch Christ! Dieser Erfolg mußte unserem Humanisten nach seiner ganzen Veranlagung natürlich als besonders schön und begehrenswerth erscheinen. Freilich will uns das Ganze etwas naiv und psychologisch ungereimt vorkommen, aber für Brant handelte es sich ja nur um einen durchaus idealen Zweck, angesichts dessen die Mittel nicht allzu ängstlich abgewogen werden durften: Vaterland und Kirche, Kaiser und Christus mußten triumphiren! War das erreicht, so hatte er genug gethan[1]. Maximilian konnte auf eine so panegyrische Apostrophe, wie sie ihm der Türke spendet, allerdings stolz sein. Hören wir den Sultan selbst:

Möge ein so gewaltiger Fürst nicht zürnen, vom Feinde
Also gelobt zu sein; Feindeslob trüget ja nicht!
Könnte ich doch entrinnen den Waffen des furchtbaren Gegners!
Doch ich kann nicht entfliehn, da mein Geschick es nicht will.
Sei mir zum wenigsten denn vergönnt die Gnade der Taufe,
Sei mir beschieden das Glück, Christi Bekenner zu sein!
Dann ertrag' ich es leicht, daß in solchem Kampf ich besiegt ward,
Daß mich gefangen hält Max, edel als König und Mensch,
Der die gesamten Herrscher der Welt überstrahlet an Ehre,
Den noch niemand erreicht, dem keiner gleichkommen wird.

In dem folgenden Schlußgedicht[2] entwickelt dann Brant im Hinblick auf die voraufgehenden Verse den Gedanken, daß Max in diesem Kampfe Gottes Werkzeug sei, weiter. Nochmals feuert er seinen Kaiser zu frischer That an, weist ihn hin auf den günstigen Augenblick und auf glückverheißende Weissagungen, um dann begeistert zu schließen:

---

[1] Uebrigens dachte schon Pius II. an die Möglichkeit einer Bekehrung des Sultans.
[2] L. c. fol. n 4.

Auf denn, Cäsar, zum Kampfe, vernichte die höhnenden Feinde,
Sammle ohne Verzug deine gewaltige Schar!
Möge der mächtige Gott im Himmel das Glück dir verleihen,
Das er so reichlich einst Titus und Trajan geschenkt!

Zum Schlusse noch ein kurzes Wort über die Werthschätzung, deren sich unser Humanist bei der kaiserlichen Familie zu erfreuen hatte. Brant gehört mit Wimpheling und Geiler zu den Männern, welche Maximilian so recht in sein Vertrauen gezogen und häufig genug ausgezeichnet hat. Mehr als einmal holte der Kaiser in wichtigen Angelegenheiten Brants Rath ein, ja er erbat sich unsern Humanisten auf einige Zeit vom Straßburger Rath, um ihn ganz um sich zu haben. ‚Ersamer, lieber, getreuer‘, schreibt Max an ihn [1], ‚wir seyn dein dieser zeit zu ettlichen unsern sachen und handeln nottürffig. Schreiben auch deßhalben der stadt zu Straßburg und begeren, dir zu uns zu ziehen zu erlauben. Demnach begeren wir an dich, du wellest von stund an auff sein, zu uns an unsern Hof zu reiten. . . . Daran tust uns guet gefallen, gnädiglich gegen dir zu erkennen.‘

Am Hofe wurde der Straßburger Stadtsyndicus mit größter Aufmerksamkeit behandelt. Hören wir den interessanten Bericht seines Sohnes Oenophrius [2]: ‚Hab ich vor etlichen meiner jugend jaren gehört sagen, wie alsdann . . . Keiser Maximilianus ine zu sehen und anzusprechen begered, nach ime gon Inßbruck geschickt, allerhand red und gespräch mit ime gehalten. . . . Nach Verlesung solcher verß‘ — Brant hatte Max das Glück Trajans und Titus’ gewünscht [3] — ‚thet Ir Majestat genanten Doktor Brandt ein fürstlich vererung mit gelt und zierlicher cleydung. Ir Majestat gab auch . . . auß sundern keyserlichen gnaden ime einen bestallbrief uff järlichs fünfftzig gülden.‘ Der Kaiser zog dann Brant zu vertrauten Arbeiten, namentlich — was bezeichnend ist für den Ruf unseres Humanisten — für die Abfassung einer habsburgischen Familiengeschichte heran [4], ‚dann Ir Majestat solchs ime zu thun allein vertruwen thet. Solcher arbeit,‘ fährt Oenophrius

---

[1] Strobel, Beiträge zur deutschen Literatur S. 14.

[2] In der Schrift: An den allerdurchleuchtigsten großmechtigsten Fürsten . . . Carolum V. . . . In das Leben und tugendtliche Geschichten Keyser Tyti Vespasiani des milten. Durch Seb. Brandt verteütscht (Straßburg 1520). Unsere Stelle im Vorwort fol. A 2.

[3] Vergl. oben im Text den Schluß des Gedichtes.

[4] Wie schon bemerkt (s. oben S. 79 u. 80), hat Brant größere historische Abhandlungen nicht hinterlassen. Hier ist wohl an Arbeiten zu denken, wie sie Schmidt l. c. 1, 252 bespricht. Der dort erwähnte Brief Brants an Villinger findet sich theilweise bei Herberger, Conrad Peutinger in seinem Verhältnisse zu Maximilian I. (Augsburg 1851) S. 33. Wir sehen auch daraus, in welch intimer Verbindung Brant mit dem Kaiser stand.

fort, ‚wie gar schwär und bürdlich die sein mag, ist leichtlich zu achten, mein geliebter vatter sich auch underzogen im willen Irer Majestat, in deren dienst dreisig und me der jar lang er nie bemüdiget, in solchem auch zu underthänigem gefallen zu wilforen.‘

So bahnte sich eine innige Wechselbeziehung an zwischen dem ‚letzten Ritter‘ und seinem treuen Mentor, dem Sänger seines Ruhmes; geachtet und mit Ehren und Titeln überhäuft von seinem kaiserlichen Gönner und dessen Nachfolger starb unser Humanist im Jahre 1521, treu bis zum letzten Hauche seinem Kaiser, seinem Vaterlande, seinem Glauben.

IV. Der patriotische Gedanke bei Beatus Rhenanus und Jakob Spiegel.

In gewissem Zusammenhange mit Wimpheling als Schriftsteller und Humanist steht sein viel jüngerer Freund Beatus Rhenanus, dessen Name weit über die Grenzen seiner engeren Heimat hinaus einen guten Klang hat. Ein Schüler Gebwilers, vertiefte er sich mit einem wahren Feuereifer in alle Wissensgebiete, welche die humanistische Richtung damals cultivirte. Auf seine Thätigkeit als Herausgeber klassischer Schriften, als Retter und Sammler so mancher Schätze des Alterthums kann hier nur andeutungsweise hingewiesen werden. Uns interessirt zunächst und vor allem eine andere Seite seines Schaffens, nämlich seine Thätigkeit auf historischem Gebiete. Bei ihm reifte zur köstlichen Frucht, was der unverdrossene und gewissenhafte Wimpheling einst gesät hatte: Liebe zur heimatlichen und vaterländischen Geschichte, zur verständnißvollen Darstellung der Vergangenheit des eigenen Volkes. Und diese Darstellung gelingt dem talentvollen, für alles Schöne und Gute begeisterten Jünger [1] ganz anders als dem Meister. Ein kurzer Vergleich zeigt uns den gewaltigen Abstand beider bei aller Aehnlichkeit der leitenden Tendenz und so mancher Verkehrtheiten, welche dem einen wie dem andern anhaften. Hier wie dort wahre, echte Liebe zum deutschen Volke, zu Heimat und Vaterland, ungekünstelte Begeisterung für die Größe der eigenen Nation, Schmerz über die Schattenseiten, welche die Lichtbilder verdüstern. Bei beiden das lautere Streben, die Interessen des geliebten Volkes zu wahren, das Ansehen der Krone zu schützen und zu mehren, dem Träger des Diadems Ehrfurcht und Achtung zu sichern und dessen Rechte gegen innere wie äußere Feinde nach Kräften zu vertheidigen.

Und doch, wie verschieden ist das Colorit, in welches bei beiden dieser Hauptgedanke gekleidet ist! Wimpheling ist der auflodernde, bei der Vertheidigung der Rechte von Kaiser und Reich so leicht über das Ziel hinaus schießende, von einem gewissen polternden Tone nicht freie Patriot, den sein schwärmerisches Gefühl über die Grenze des Maßvollen so oft hinaus reißt, ein Mann,

[1] Vergl. das schmeichelhafte Lob des Erasmus in seinem Briefe an Wimpheling bei Riegger a. a. O. S. 375.

der, grundehrlich und bieder, immer geradeaus stürmt, unbekümmert, ob er irgendwo anrennt, ob er fremde Rechte und Gefühle verletzt. Wir standen nicht an, seine Eigenart begreiflich zu finden und sie zu entschuldigen; aber seine Fehler verdecken konnten wir nicht.

Wie ganz anders bei Beatus Rhenanus! Auch er empfindet lebhaft den Gegensatz zwischen deutschem und fremdländischem Wesen, auch er haßt Weltbürgersinn und politische Farblosigkeit, auch er vertheidigt seinen Standpunkt mit Entschiedenheit und Begeisterung; aber dieser Auffassung verleiht er stets einen ruhigen und würdevollen Ausdruck. Vergebens suchen wir bei ihm die von Wimpheling so oft beliebten Kraftausdrücke gegen Ausländer, dessen Hang zu Uebertreibungen in der Schätzung deutscher Leistungen und die daraus hervorgehende Verachtung ausländischer Sitte und Arbeit. Solche Ueberschwänglichkeiten widerstreben der objectiven Ruhe und dem kritischen Sinne unseres Historikers [1]. Seinen Standpunkt in diesen Dingen zeichnet Beatus selbst kurz und treffend an einer Stelle seines historischen Hauptwerkes, der ‚Drei Bücher deutscher Geschichte', wo er bemerkt: ‚Ich kann meiner Verwunderung nicht genugsam Ausdruck geben über jene ehrgeizigen Lobredner des deutschen Volkes, welche sogar die hervorragenden Triumphe der senonischen Gallier den Deutschen zuschreiben wollen. . . Deutschland hat wahrlich noch genug Ruhm, soweit sein kriegerischer Ruf in Frage kommt, auch wenn wir den Galliern nichts von dem ihrigen unter der Hand fortstehlen.' [2] Derselbe versöhnliche Standpunkt [3]

---

[1] In dieser Objectivität des Historikers übertrifft er Wimpheling weit (vergl. darüber namentlich auch seine eigenen Ausführungen, Briefwechsel S. 340), und es ist deshalb nicht recht zu verstehen, wie Ulmann (a. a. O. 2, 749) ihn mit jenen zusammenwerfen kann, welche ‚die auffälligste Kritiklosigkeit in ihren Vorstellungen über Deutschlands Urgeschichte bewahrt haben'. Ein solches Urtheil thut in seiner Allgemeinheit Rhenanus unrecht. Man vergleiche die Worte des vorzüglichen Kenners unseres Humanisten, Horawitz, in den Sitzungsberichten 1872 S. 357. Dort wird unser Historiker ein ‚echter Priester der Wissenschaft' genannt, ein Mann, dem es mit der Wahrheit Ernst ist; ‚er allein', heißt es weiter, ‚hat Methode, Unparteilichkeit und macht die schwere, aber unerläßliche Arbeit der Kritik durch'. Aehnlich Mähly, Beiträge zur vaterländischen Gesch. (Basel 1857) S. 250, Wegele a. a. O. S. 135 (seine Deutsche Geschichte ‚sichert ihm einen Ehrenplatz unter den deutschen Forschern'). Vergl. Sturms Biographie des Beatus Rhenanus: ‚. . . illustravit res Germanicas, iuvit patriam libris tribus, in quibus doctrina ampla et iudicium acutum elucet' (im Eingange der Rer. Germ. fol. 6). Die mannigfachen Fehler der Arbeit sollen damit natürlich nicht weggeläugnet werden; möge uns aber auch bei ihm der Patriot das ersetzen, was dem Gelehrten mangelt.

[2] Rer. Germ. 1, 145—146. Vergl. zur Tendenz und Methode seiner Forschung unter anderem die Widmungsepistel an Ferdinand ibid. fol. 2 sqq.

[3] Wegele (a. a. O. S. 133) bemerkt kurz und treffend: ‚. . . eine vorsichtig an sich haltende Natur . . .; er tritt auch hier' — nämlich als Patriot — ‚überall leise auf und hütet sich, ein Geschäft daraus zu machen.'

und sein feines kritisches Urtheil hinderten ihn auch, in dem uns bekannten heftigen Streite Wimphelings mit Murner blindlings und ohne Prüfung für den einen oder andern Partei zu nehmen. Er bemerkt einfach, daß bei ruhiger Erwägung der Dinge dieser Streit seine Erledigung finden würde [1]. Man sieht, daß Rhenanus von seinem nüchternen und ruhigen Standpunkte aus die leidenschaftliche Erbitterung, welche diese Fehde noch zu seiner Zeit hervorrief, als etwas Ungehöriges verurtheilte.

Diese maßvolle und objective Richtung seiner nationalen Auffassung hindert, wie schon bemerkt, unsern Humanisten nicht, sich überall als guten Deutschen zu fühlen und zu bekennen. Aus dieser aufrichtigen Werthschätzung seines Vaterlandes geht ja eben seine charakteristische Liebe zu den deutschen Alterthümern und zur heimatlichen Geschichte hervor. Diese Liebe zu Land und Volk hat — neben der Begeisterung für kritische Forschung überhaupt — auch dem Beatus Rhenanus, gerade so wie Wimpheling und Gebwiler, die Feder in die Hand gedrückt, die uns in der schon erwähnten Deutschen Geschichte ein recht anschauliches Bild der Vergangenheit unseres Volkes bis in die Tage der Ottonen entwirft. Der Forscher bedauert es in den einleitenden Bemerkungen der Widmungsepistel und findet es wunderbar, daß in Dingen, welche die Schicksale des eigenen Vaterlandes betreffen, noch so viel Irrthum und Dunkelheit herrsche [2]. Er will nun in die finstere Urzeit der deutschen Geschichte Licht bringen, will seinem Volke ein Bild seiner großen Vergangenheit vorhalten und in seine Seele gerechten Stolz und wahre Begeisterung für seine nationale Größe einpflanzen. In der Erforschung der vaterländischen Geschichte thätig zu sein, stellt er als eine schöne und würdige Aufgabe hin. Eine solche Thätigkeit wäre recht eigentlich ein ‚illustrare Germaniam‘ [3]. Aber leider! Auch unser Humanist muß tief die eigenthümliche

---

[1] Diese leidenschaftlich geführte Fehde ist eine seiner Jugenderinnerungen; er nennt sie ‚litem ἄσπονδον‘ (vergl. darüber den Widmungsbrief in Rer. Germ. fol. 4). Sachlich steht er übrigens, was wenigstens das Deutschthum Karls des Großen angeht, auf Wimphelings Seite (s. die späteren Ausführungen). Vergl. noch die Stelle bei Riegger a. a. O. S. 208 und zum Ganzen die Ausführungen des Rhenanus in seinem Epistolium B. Rh. cum versibus Mantuani contra errorem cuiusdam fraticelli (natürlich Murner) de Germanis et Gallis (Brief an Wimpheling in Henrici IV. . . . bellum contra Saxones. Argentorat. 1508. Fol. C 5). Vergl. die Bemerkung auf S. 65 Note 1.

[2] ‚Es will für seine Zeit etwas heißen‘, bemerkt richtig Mähly a. a. O. S. 250, ‚und zeugt von nicht gewöhnlicher Freiheit und Unbefangenheit des Blickes, das zu erkennen und auszusprechen, was wir in der Vorrede lesen.‘ — Wir wollen nie vergessen, daß diese wackeren deutschen Männer, ganz entgegen der herrschenden Strömung, sich in nationaler Begeisterung der Pflege eines Gegenstandes zuwandten, der bis dahin kaum gekannt und beachtet worden war.

[3] ‚Hoc vere esset illustrare Germaniam‘ (Rer. Germ. 1, 103). Rhenanus beklagt

Neigung der Deutschen beklagen, sich um fremdländische Dinge mehr zu kümmern als um die heimischen, sich namentlich mit ausländischer Geschichte und Länderkunde mehr zu beschäftigen als mit der der eigenen Nation [1]. Wir brauchen nicht in die Ferne zu schweifen, führt er so schön aus, wenn wir Beispiele leuchtender Tugend und Tüchtigkeit vor Augen haben wollen. Hier auf unserem vaterländischen Boden, in der Geschichte unseres eigenen Volkes finden wir wahrlich genug herrliche Vorbilder nicht allein zur Bewunderung, sondern auch zur Nachahmung. ‚Denn uns', fügt er in patriotischem Stolze hinzu, ‚gehören die Triumphe der Goten, Vandalen und Franken; für uns sind ein Ruhmestitel die Reiche, welche jene Völker in allen Provinzen der römischen Monarchie, ja sogar in Rom selbst, der Königin aller Städte, errichtet haben.' [2]

Demselben regen Interesse für deutsches Alterthum verdanken wir die eingehenden Erklärungen zur Germania des Tacitus, die Rhenanus als Historiker sehr schätzte und deshalb auch herausgab, während uns seine unmittelbare Theilnahme an der Politik seiner Zeit mit verschiedenen kleineren Schriften beschenkte, die, von andern zum Ruhme Maximilians verfaßt, von unserem Humanisten mit einem entsprechenden Geleitworte der Oeffentlichkeit übergeben wurden [3]. Ganz besonders tritt uns aber die Art und Weise der politischen Auffassung des Rhenanus entgegen aus seinem äußerst wichtigen Briefwechsel. Gerade die Correspondenz dieses achtbaren und unermüdlich thätigen Gelehrten läßt uns einen tiefen Blick thun in dessen innerstes Wesen und Denken, und man muß es deshalb dankbar begrüßen, daß uns durch die unverdrossene, jahrelange Thätigkeit zweier deutschen Forscher diese herrliche

---

bitter die Barbarei und Gleichgiltigkeit der vergangenen Jahrhunderte, welche die redenden Zeugen einstiger Herrlichkeit, die Inschriften und Denkmäler, unbeachtet in den Staub sinken ließ, ja sie gar oft muthwillig zerstört hat. Seine Freude über alles, was die älteste Geschichte seines Volkes erhellen kann, äußert sich an manchen Stellen in geradezu charakteristischer Weise. Man sieht in allem den Forscher und Patrioten! Daß er seine Deutsche Geschichte nicht auch in deutscher Sprache schrieb, kann bei ihm ebensowenig wunder nehmen wie bei Wimpheling. Vergl. die treffende Bemerkung bei Mähly a. a. O. S. 256: ‚. . . Um seine Ideen dem gelehrten Publikum vorzutragen, bedurfte es dieses Mediums (der lateinischen Sprache). . . . Dem Patriotismus Rhenans thut also sein lateinischer Ausdruck nicht den geringsten Abbruch.'

[1] Dieser Gedanke kehrt in seinen Schriften häufig wieder.

[2] Widmungsbrief zur Ausgabe des Prokop; s. Horawitz, Briefwechsel S. 402.

[3] Die bloßen Titel dieser Gelegenheitsschriften, welche den nationalen Gedanken oft in stark ausgeprägter Färbung zeigen, vermeide ich hier aufzuzählen; ich verweise auf den Index bibliographicus bei Horawitz, Briefwechsel S. 592 fll.; vergl. den Abschnitt ‚Tendenzschriften' bei ebendemselben in seinem Aufsatze: Des Beatus Rhenanus Thätigkeit von 1508—1531 a. a. O. S. 6 fll.

Quelle eröffnet ist[1]. — Verfolgen wir nun die Aeußerungen des nationalen Gedankens bei unserem Humanisten etwas näher!

Die ehrliche und aufrichtige Liebe, mit der Beatus Rhenanus seinem Vaterlande und Volke zugethan ist, paart sich mit einer wohlbegründeten und auf innerer Werthschätzung beruhenden Hochachtung vor der Größe der deutschen Nation. Deutschlands gesegnete Länder, der Glanz seiner Städte, die Fülle der Gaben, welche die Natur so verschwenderisch über die deutschen Gaue ausgegossen hat, ringen unserem Autor lebhafte Bewunderung ab, welche sich namentlich warm und unmittelbar empfunden äußert an den Stellen, die eine Schilderung seiner Heimat enthalten[2]. Diese ist ihm besonders lieb und werth, und er bemüht sich sichtlich, auch den Leser für deren Vorzüge zu begeistern. Von dem deutschen Volke gibt uns Beatus nicht das glänzende Bild der Wimphelingschen Darstellung. Er sieht eben hier wie sonst nicht bloß Licht ohne Schatten, sondern er zeichnet in Zügen, welche weniger blenden, aber eben deshalb auch wahrer und dem Urbilde treuer sind. Auch unser Humanist ist stolz auf die hervorragenden Tugenden des deutschen Volkes, auf dessen Großthaten in Krieg und Frieden. Deutsche Tapferkeit und germanischer Kriegsmuth werden gebührend gefeiert[3], namentlich in den vielen Stellen, wo Rhenanus über die Franken und Alemannen handelt, denen er in seinem Geschichtswerke besondere Aufmerksamkeit schenkt. Die eingehende Betrachtung, welche der Autor gerade diesen beiden Völkerstämmen widmet, hat ja aller=

[1] Vergl. die Recension von Knod im Centralblatt für Bibliothekwesen 1887 S. 305 ffl.: ‚Eine lang vorbereitete, höchst dankenswerthe Publication, dem Forscher auf dem Gebiete des deutschen Humanismus als Quellenwerk wie als Nachschlagebuch unentbehrlich, zugleich für weitere Leserkreise von Interesse.'

[2] Außer vielen andern Stellen seiner Rer. Germ. siehe namentlich die der Beschreibung der Rheingegend gewidmeten Kapitel des dritten Buches. Ueber seine Vaterstadt Schlettstadt scheint er ein besonderes Werkchen geschrieben zu haben, das jedoch schon Mähly auf der Basler Bibliothek, wo sich dasselbe befinden sollte, vergebens suchte (vergl. Mähly a. a. O. S. 256).

[3] Schon der Name ‚Germanen' deutet diese beiden Eigenschaften an (vergl. Rer. Germ. 1, 38). Aber auch hier zeigt sich ein charakteristischer Unterschied zwischen Rhenanus und Wimpheling: dieser schildert mit Vorliebe den gewaltigen Schrecken, den die Germanen verbreitet, das Zerstörungswerk, das sie ausgeübt haben; er läßt seine alten Deutschen über Haufen von Leichen und rauchende Trümmer hinwegschreiten und hat sichtlich seine Freude daran, daß neben der Buchdruckerkunst auch noch das männermordende Geschütz, die ‚Bombarde', in Deutschland erfunden worden ist (vergl. oben S. 11 Note 8). — Beatus Rhenanus dagegen ist milder: er spricht nicht so gern von Blut und Eisen, als vielmehr von dem, was in schöner Friedensarbeit geleistet worden ist. ‚Welcher Mensch, der noch ein Herz besitzt, hätte seine Freude an solcher Raserei!' bemerkt er einmal hinsichtlich der Verwüstungen der wilden Franken (siehe Horawitz, Briefwechsel S. 402, in der Widmungsepistel zur Ausgabe des Prokop).

dings zunächst wohl ihren Grund in der thatsächlichen Bedeutung derselben für die deutsche Geschichte, dann aber auch in dem Umstande, daß es diejenigen Stämme sind, die ihn als Elsässer ganz besonders interessiren. Das tritt aus der ganzen Art und Weise ihrer Behandlung deutlich hervor, die uns zeigt, wie bei Beatus Rhenanus der allgemein deutsch-nationale Gedanke verquickt ist mit einem gesunden Localpatriotismus. — Den nach Westen fluthenden fränkischen Scharen konnte Gallien nicht widerstehen; es war ihnen ohnmächtig preisgegeben und wurde im Sturme genommen, was für die Deutschen ein ewiger Ruhm ist[1]. Und der Glanz des fränkischen Namens ist noch nicht erloschen; dieser Name hat vielmehr noch immer einen sehr guten Klang, ja es gilt noch jetzt in Gallien einer für um so vornehmer, je mehr fränkisches Blut er in seinen Adern hat, und das mit Recht, denn nicht einmal der stolze Römer darf sich so edler Abstammung rühmen[2].

Deshalb sehen wir unsern Autor so nachdrücklich und mit auffälliger Häufigkeit der Meinung jener entgegentreten, die, durch den Namen verleitet, dieses stolze Volk der Franken für ein ‚französisches‘ erklären wollen. Er unterscheidet grundsätzlich ‚römische‘ und ‚deutsche‘ Franken: jene die Vorfahren der Franzosen, diese ein ganz und gar deutsches Volk, das nach Sitte und Charakter, nach Geschichte und Sprache[3] nichts mit den Franzosen zu schaffen habe; aus dem Grunde vertheidigt Rhenanus auch die westlichen Grenzgebiete ausdrücklich als deutsch, wenn sie auch im Sprachgebrauche als ‚fränkisch‘ schlechthin, d. h. ohne Angabe, ob hier ‚römische‘ oder ‚deutsche‘ Franken zu verstehen seien, bezeichnet würden; in diesem Falle habe man sie einfach als ‚deutsche Franken‘, d. h. als Deutsche, aufzufassen[4].

Die Alemannen sind unserem Autor ein ‚ganz besonders hervorragender Volksstamm‘, der sich trutzig und voll Stolz jenen Namen selbst beilegte; denn derselbe zeige an, daß ‚alle Männer, d. h. tapfere Krieger‘, seien[5]. Diese hohe Meinung von den Alemannen hindert aber Rhenanus nicht, die mancherlei Schlappen und Niederlagen, die dieses Volk erlitten, rückhaltlos und offen mitzutheilen[6]. Gerade darin zeigt sich ein ganz bedeutender Fortschritt gegen Wimpheling, der es kaum über sich bringen kann, von einem Siege fremder Völker über die Germanen zu berichten. Wie viel ruhiger, wie viel geklärter tritt uns der patriotische Gedanke gerade an solchen Stellen bei unserem Historiker entgegen!

[1] Rer. Germ. 1, 69.

[2] Ibid. Zum Ganzen vergl. Gebwilers Standpunkt (s. S. 62 fll.).

[3] Vergl. namentlich über seine Erörterung des sprachlichen Unterschiedes beider Völker Rer. Germ. 2, 200 sqq. Indessen verzichtet Beatus gern auf das alte Märchen von der Abstammung der Franken von den Trojanern; über so etwas macht er sich vielmehr lustig (vergl. Rer. Germ. 1, 50). [4] Vergl. Rer. Germ. 1, 113.

[5] Rer. Germ. 1, 69. 71. [6] Vergl. z. B. Rer. Germ. p. 79. 88. 91. 113. 117 etc.

Er gibt ohne Beschönigung zu, daß Tausende von Alemannen und Franken in den Kämpfen mit den Römern gefallen seien, während diese selbst oft nur geringe Verluste gehabt hätten; er meldet uns von dem furchtbaren Ringen zwischen Franken und Alemannen ruhig und objectiv; freilich verschweigt er andererseits bei Gelegenheit der Erwähnung des Sieges Gratians [1] bei Argentuaria nicht, daß dieser Sieg hauptsächlich durch die Tapferkeit der germanischen Hilfstruppen im römischen Heere errungen worden sei: es hätten also eigentlich bloß Germanen über Germanen gesiegt, und das sei doch gar nicht wunderbar, denn auch die Germanen seien, wenngleich Helden, so doch sterbliche Menschen, und das Los dieser sei nun einmal, zumal im Kriege, schwankend. ‚Welches Volk', schließt er sehr bezeichnend für seine ruhige Objectivität, ‚hat nicht einmal gesiegt und ist dann wiederum besiegt worden?' Deshalb gibt unser Autor auch ohne Umschweife zu [2], daß einst gallische Völkerschaften in kühnem Eroberungszuge den Rhein überschritten und sich in deutschen Gebieten ansiedelten. Wo ihm Veranlassung dazu gegeben ist, unterläßt er es allerdings nicht, den Stamm, dem er selbst angehört, rühmend hervorzuheben und ihm seine volle Sympathie zu bezeigen. Er meldet uns z. B. von der großen Furcht, dem förmlichen Grausen, welches die Gallier vor den sie bedräuenden Scharen der Alemannen empfanden, welche so ungestüm vorrückten, daß den erschreckten Galliern nichts anderes übrig blieb, als die Römer gegen diesen furchtbaren Feind um Schutz anzuflehen [3].

Und welchen Respect flößten die Deutschen überhaupt nicht den Römern ein! Sie wichen, im Gegensatze zu den Galliern, vor den kühnen Welteroberern nicht feige zurück, sondern boten ihnen trotzig die Stirn [4]; ja deutsche Tapferkeit hat den Römern ihre Siege erfechten helfen, wie noch jetzt fremde Herrscher mit Vorliebe deutsche Truppen auf ihren Feldzügen verwenden [5]. Auch in die politischen Verhältnisse Italiens griffen die Deutschen ein; führten doch deutsche Scharen unter Pipin eine gewaltige Umwälzung in Oberitalien dadurch herbei, daß sie dem Papste zulieb der Longobardenherrschaft ein Ende machten. Was den griechischen Kaisern nicht gelungen war, brachten deutsche Krieger fertig, und so ‚kann man auch hier wieder sehen, daß Germanen nur durch Germanen aus Italien vertrieben wurden. So sehr ragen sie durch ihre Fähigkeit vor andern Nationen hervor' [6]. Dieselbe Unwiderstehlichkeit zeigten die deutschen Scharen

---

[1] Vergl. Horawitz, Briefwechsel S. 501. [2] Rer. Germ. 1, 144.

[3] Vergl. Rer. Germ. 1, 90.

[4] Vergl. Castigationes in Tac. Germ. l. c. p. 387.

[5] Vergl. Horawitz, Briefwechsel S. 501; Rer. Germ. 1, 69 etc.

[6] Rer. Germ. 1, 132 (im Text steht allerdings — auch in der Ausgabe von 1693 —: ‚Tantum caeterae nationes ingenio praevalent' — ohne rechten Sinn; Horawitz (in Sitzungsberichte 1872 S. 361) hat: ‚Tantum caeteras nationes ingenio praevaleant.'

unter Otto I., als dieser gegen den prahlerischen Hugo von Francien ins Feld zog; ein einziger Ansturm genügte, um den Uebermüthigen zu Boden zu strecken[1]. Diese Erfolge der Deutschen sind begründet, außer in ihrer Tapferkeit, in ihrem trotzigen Sinne, der sich keinem fremden Gesetze beugt, während die Gallier sich rasch und ohne Widerstreben den Geboten und Sitten der fremden Eroberer anbequemten.

Aber auch hier bleibt Beatus Rhenanus der nüchterne und verständige Beurtheiler der Dinge. Er hütet sich, in Wimphelingscher Manier über die Franzosen wegen ihrer Nachgiebigkeit fremden Einflüssen gegenüber blindlings herzufallen; er erkennt vielmehr rückhaltlos die Vortheile an, welche den Besiegten aus ihrem passiven Verhalten erwuchsen. Sie sind, führt er aus, durch die fremden Siedlungen und Eroberungen in ihrem Lande feiner und gebildeter geworden, während wir Deutsche noch immer etwas von unserer früheren Wildheit an uns tragen[2].

Allerdings erlaubt Rhenanus deshalb keiner Nation, den Deutschen einen Barbaren zu nennen. Gegen einen solchen Vorwurf protestirt er mit der Lebhaftigkeit und Entschiedenheit Wimphelings und zugleich mit einer Wärme, welche uns zeigt, wie viel auch ihm an der literarischen Geltung seines Vaterlandes dem Auslande gegenüber gelegen war. In solchen Augenblicken sehen wir auch in dem sonst so zurückhaltenden Stubengelehrten den kühnen und mannhaften Verfechter deutscher Ehre und deutscher Leistung. Das zeigt recht schön eine Stelle aus seinem Briefwechsel[3]. In der Dedicationsepistel an den berühmten Pariser Lehrer Faber rühmt er von diesem, daß er ohne Ansehen der Nationalität jedem nach bestem Können von dem reichen Schatze seines Wissens spende, ‚von gleicher Liebe beseelt zu allen, seien es nun Franzosen, Italiener, Deutsche, Engländer oder Spanier'. Zu seinem lebhaften Bedauern entdeckt er ein ganz entgegengesetztes Gebaren bei einem andern, ebenfalls gelehrten und hochstehenden Manne[4]. Dieser findet sich bemüßigt,

[1] Rer. Germ. 2, 180.

[2] Vergl. Castigat. in Tac. Germ. l. c. p. 387. 382: ‚Nec vero est, cur Gallos istius mutationis poenitere debeat, quando optimas leges, disciplinam ac civilitatem a Romanis acceperunt. . . Nos avitae ferociae plusculum retinemus.' Wäre ein solches Wort rückhaltloser Anerkennung einem Wimpheling möglich gewesen? — Man erinnere sich, daß Beatus längere Zeit in Paris studirte und aus der Stadt die besten Eindrücke mit nach Hause brachte; er widmet Paris das Schlußkapitel seiner Deutschen Geschichte. Welch ein Abstand auch hier von Wimpheling, der von einem Studium im Auslande, wie bekannt, nichts wissen wollte!

[3] Horawitz a. a. O. S. 41.

[4] Den Namen erfahren wir nicht; Beatus begnügt sich mit der allgemeinen Bemerkung: ‚quidam non obscuri nominis vir, quem etiam ob eruditionem plurimum amo — der Vorgang mußte unsern Patrioten also um so mehr schmerzen — ex aula ducis Lotharingi'. Das Benehmen Fabers wird durch den Gegensatz zu dem

seiner allzu großen Liebe zu den Franzosen in allerlei hämischen Angriffen gegen die ‚weitberühmte' deutsche Nation Luft zu machen; unter anderem nennt er die Deutschen sogar ‚Barbaren'. Diese Art zu schimpfen, entgegnet Rhenanus freimüthig, ist ebenso ungerecht wie dumm [1]; denn mit ebendemselben Rechte könnte man auch die Gallier Barbaren nennen, da ja eben jeder Mensch als Barbar geboren würde. Es kommt doch nur darauf an, diese angeborene Barbarei möglichst bald abzulegen und so aus Uncultur und Roheit zur Cultur und Gesittung aufzusteigen, und das haben von unseren deutschen Männern viele, recht viele fertig gebracht. — Mit Selbstgefühl und nationalem Stolze zählt nun der Autor die Koryphäen deutscher Wissenschaft auf. Man sieht, daß es ihm mit seiner Zurückweisung jenes schmählichen Vorwurfes eines Welschen heiliger Ernst ist; er hat diese glänzende Reihe deutscher Geisteshelden, wie er, den Gedanken schließend, sagt, nur angeführt, damit der Ruf deutscher Intelligenz dem Auslande gegenüber in Zukunft gesichert sei [2]; übrigens seien die von ihm erwähnten Männer eben nur die ‚Führer' der erlauchten Schar hervorragender Landsleute, die alle aufzuzählen ein großes Stück Arbeit wäre [3].

Unser Humanist empfindet deshalb auch lebhafte Freude, wenn er in seiner geschichtlichen Betrachtung oder sonst auf Männer stößt, welche Deutschlands wissenschaftlichen Ruf schon in alter Zeit begründeten. Der Weißenburger Mönch Otfrid erregt natürlich sein höchstes Interesse, und er verfehlt nicht, uns aus seiner Evangelienharmonie einige Proben zu geben; aus jeder Zeile der diesem Altmeister deutscher Epik gewidmeten Betrachtung [4] blickt der ehrliche Stolz des Autors auf seinen Landsmann hervor. Beatus begrüßt aus demselben Grunde auch lebhaft alles, was die wissenschaftliche Entwicklung Deutschlands heben und fördern kann. Seine Liebe zu Matthias Schürer, seinem gelehrten Landsmanne, führt sich, wie er selbst sagt, namentlich auch darauf zurück, weil dieser niemals unterließ, ‚alles dasjenige herauszugeben, was die Verherrlichung

---

Verhalten dieses ‚quidam' besonders hervorgehoben; vergl. die Worte ebendaselbst: ‚verum ab hac genuina morum tuorum dexteritate . . . δὶς διὰ πασῶν dissidet.'

[1] Ganz abgesehen davon, daß dieser Mensch, wie er hinzufügt, seinem Landesfürsten, der den Deutschen viel verdanke, damit sicherlich keinen Gefallen erweise.

[2] Wo er von Erasmus spricht, den er an erster Stelle nennt, setzt er, bezeichnend für seine nationale Tendenz, hinzu: ‚quem ille suae Galliae plus iusto addictus a nobis mordicus auferre conatur.' An solchen Stellen glauben wir unwillkürlich Wimpheling sprechen zu hören.

[3] ‚Dieser interessante Brief bildet ein gutes Seitenstück zu der Revue deutscher Leistungen in Wimphelings Germania und Fr. Irenicus' Exegesis Germaniae'; siehe Horawitz a. a. O. S. 42 Anm. (Statt ‚Germania' sollte es wohl heißen ‚Epitome'.)

[4] Rer. Germ. 2, 200 sqq.

Deutschlands zum Gegenstande habe'[1]. Ihm schulde deshalb für immer Dank das Vaterland[2]. Und als Beatus einst für seinen geschätzten Lehrer Faber von Reuchlin einige Bücher erbat, unterstützte er diese Bitte[3] mit dem Hinweise darauf, daß durch die Erfüllung derselben Deutschlands wissenschaftlicher Ruf im Auslande wachsen würde. — In einem Briefe an Johannes Aventinus[4] äußert unser Humanist seine lebhafte Befriedigung und Freude über das Studium der deutschen Alterthümer durch diesen Gelehrten; er beglückwünscht Deutschland zu diesem hervorragenden Manne, der seinen Scharfsinn in den Dienst einer echt vaterländischen Sache stelle und sich anschicke, die dunklen Zeiten germanischer Vergangenheit zu beleuchten. Ein anderes Wort des Beatus, das nur nebenbei gesprochen, gleichsam nur als Parenthese hingeschrieben wurde, das aber dennoch für seinen Stolz auf Deutschlands geistige Größe spricht, mag hier nicht unerwähnt bleiben. Als er in seinem Widmungsbriefe zur Ausgabe des Gratian von den Verdiensten des Juristen Johannes Teutonicus spricht und hinzufügt, daß dieser dem deutschen Clerus angehört habe, kann er die Bemerkung nicht unterdrücken, daß er sich für verpflichtet gehalten habe, dies im Vorbeigehen zu bemerken, um so für Deutschlands Ruhm zu sorgen[5]. — Wieder und wieder betont deshalb Beatus Rhenanus die Nothwendigkeit und Wichtigkeit einer gehörigen Geistesschulung, und er wird nicht müde, seinen Landsleuten die Vortheile einer umfassenden Bildung vor Augen zu führen, wie er andererseits bei jeder sich bietenden Gelegenheit den Fürsten und Großen, ja den Trägern der Krone selbst die heilige Pflicht ans Herz legt, für die wissenschaftliche Hebung des ihnen anvertrauten Volkes nach besten Kräften zu sorgen[6]. Ehre und Achtung dem nationalen Wirken dieses stillen Gelehrten!

Ein kritischer Kopf wie Beatus Rhenanus konnte sich die Schwächen und Gebrechen der damaligen Zeit sicher nicht verhehlen; aus seinen Klagen über die Mißstände seiner Tage tritt uns neben dem scharfen Beobachter und dem nüchternen Beurtheiler auch der mitfühlende Patriot überall entgegen. Die Schäden auf kirchlichem Gebiete stellt er offen und rückhaltlos an den Pranger und verlangt deren Beseitigung so dringend wie seine Schlettstadter Freunde[7]. Die socialen Wirren machen ihn für den Bestand des Reiches

[1] Briefwechsel S. 55; an Schürer: ‚. . . tum quia ob virtutes tuas amo, tum quia ea, quae ad Germaniae splendorem attinent, nullo unquam tempore procudere cessas.' [2] Briefwechsel S. 61.

[3] Briefwechsel, Schreiben an Reuchlin, S. 26.

[4] Briefwechsel S. 340.

[5] Ebd. S. 50: ‚. . . ut obiter illud adnotem Germanorum gloriae consulturus.'

[6] Vergl. z. B. unten S. 121.

[7] Vergl. sein ‚Leben Geilers', Briefwechsel S. 31; Riegger a. a. O. S. 56. Ueber seine kirchliche Stellung vergl. die Bemerkung im Abschnitt VIII.

besorgt, und mit Bangen schaut er in die Zukunft [1]. Die sittliche Versunkenheit weiter Klassen, das Zurückgehen alter Tugend und Biederkeit entlockt ihm anläßlich der Betrachtung einer Stelle der ‚Germania' des Tacitus bittere Klagen. Was gilt uns, führt er tief entrüstet aus, heute noch heilig, uns, den Christen, die wir zu unserer Beschämung gestehen müssen, daß unsere heidnischen Vorfahren weit besser waren als wir? Wir bringen es über uns, über jede Schandthat zu lachen; wir finden für alles, was wir heutzutage treiben, eine Rechtfertigung im Zeitgeiste: er muß Unsittlichkeiten empörendster Art, er muß die Trunksucht entschuldigen. Der Zeitgeist muß als Deckmantel dienen für diejenigen jungen Leute, welche als Reisläufer ein leichtsinniges Lasterleben führen, für die Unersättlichen, welche in gieriger Gewinnsucht nie genug zusammenscharren können, für die habsüchtigen Geistlichen, welche Pfründen auf Pfründen häufen und doch nie zufrieden sind. — Gewiß bittere Wahrheiten für das deutsche Volk aus dem Munde eines Mannes, der es aufrichtig mit dem Wohle seines Landes meinte!

Natürlich machen die politisch unsicheren Zeitläufe und die Schwäche des Reiches auch unserem Humanisten besondere Sorge, und häufig genug jammert er über die allerorten herrschende Zwietracht und Uneinigkeit, auf welche der Franzosenkönig seine Pläne baue [2]. Er hofft zuversichtlich, daß dieser verderbliche Hader endlich einmal aufhören und daß ein Tag kommen wird, wo ganz Deutschland wie *ein* Mann dastehen würde zum Kampfe gegen die das Reich bedrohenden Feinde, namentlich gegen die gierigen Franzosen, *deren bedenkliche Agitation bei der Erledigung des Thrones im Jahre 1519 ihn gar nicht zur Ruhe kommen läßt.*

Gerade in dieser Stimmung gegen den ‚lauernden Gallier' kennzeichnet sich Beatus Rhenanus als mitfühlender und mitkämpfender Patriot, und gerade hier sind seine Aeußerungen in seinen Briefen von größter Wichtigkeit für die Beurtheilung der Stellung, welche unser Humanist in der Politik jener Tage einnahm. In einem Briefe an Zwingli [3] drückt Rhenanus seine Bestürzung darüber aus, daß er erfahren habe, der Franzosenkönig bedrohe Deutschland

[1] Castigationes p. 389. — Vergl. auch das ernste Gedicht im Briefwechsel, Anhang S. 626, wo er seinem Schmerze Ausdruck gibt darüber, daß die aufrichtigen Mahner und Warner des Volkes kein Gehör mehr finden, wegen ihrer Freimüthigkeit vielmehr nicht selten in die äußerste Gefahr gerathen. Jetzt heißt es für jeden, sich ängstlich zu hüten, die Massen zu beleidigen. Trüber und trüber werden die Tage — die Klage kehrt so häufig wieder — für das deutsche Vaterland.

[2] Vergl. z. B. Brief an Zwingli, Briefwechsel S. 144. — Die Zwietracht und der beständige Hader der alten Germanen nöthigt ihm nicht selten Aeußerungen lebhaften Unwillens ab. Auch an solchen Stellen werden wir oft direct an Wimpheling erinnert.

[3] Briefwechsel S. 141.

und rechne dabei auf die Hilfe der Schweizer. Dieser Gedanke beunruhigt ihn in hohem Maße; er hofft mit Bestimmtheit, daß die Eidgenossen sich nicht in den Dienst einer so schlechten Sache stellen werden; denn auch an sie würde ja einst die Reihe kommen, wenn erst Deutschland unterjocht wäre. An die Deutschen aber richtet der ehrliche Patriot die Mahnung, treu zusammenzustehen und sich die Franzosen vom Leibe zu halten, die, wenn sie sich erst einmal eingenistet, in ihrer Habgier nicht eher rasten würden, als bis sie das ganze Grenzland in ihre Gewalt gebracht hätten. Rhenanus erinnert dabei an das alte Sprichwort, das besage: ‚Besser den Franzosen als Freund denn als Nachbarn.‘ [1]

Ausführlicher noch behandelt er die bedenkliche französische Propaganda in einem etwas späteren Briefe, ebenfalls an Zwingli [2]. Man sieht dort aus jeder Zeile die Theilnahme und das lebhafte Interesse, welches unser Humanist der für Deutschland so ungemein wichtigen Regelung der Thronfolgefrage entgegenbrachte. Diese Angelegenheit läßt ihn, wie schon bemerkt, einfach nicht zur Ruhe kommen; er wird in dieser Zeit seines Lebens wirklich nicht froh [3]. Der Gedanke, daß durch die Maulwurfsarbeit gedungener und gut bezahlter Unterhändler dem deutschen Volke die römische Kaiserkrone entrissen werden könnte, erfüllt seine Seele mit aufrichtigem Schmerze. Mömpelgard, das Bollwerk des deutschen Landes, hören wir ihn klagen, so gut wie in den Händen der Franzosen, gleichsam als Pfand! Was bleibt uns da noch für eine Hoffnung? Wir müssen dem äußersten Unglück entgegensehen. Schon spielt französisches Geld in unserem durch Wirren aller Art zerrissenen Land seine unheilvolle Rolle, und sicher ist der französische König nicht geneigt, so riesige Summen ohne Aussicht auf Erfolg herzugeben. — Den besonderen Verdacht des mit Eifersucht über die Rechte seiner Nation wachenden Patrioten erweckt die geheime Mission hoher kirchlichen Würdenträger, welche mit discreten Aufträgen für die deutschen Fürsten vom französischen Könige kommen. Die Haltung der Curie ist ihm in dieser Frage namentlich verdächtig [4]. Ihre

[1] ‚At nos‘, lauten seine kräftigen Worte, ‚speramus illum (nämlich der Franzosenkönig) frustratum iri. Non conferent (die Schweizer) auxilium ad eos subigendos, qui si sub iugum missi fuerint, ipsis quoque domitoribus tyrannis imminebit et servitus. Non destituant se invicem Germani si sapiunt, Francum ne admittant, sed prohibeant potius. Nam si hic vel exiguam aliquam provinciam occuparit, non ante desinet, quam quidquid ea vicinum complectitur, in suam redegerit potestatem. Vetus dicterium est: Melius habere Francum amicum quam vicinum.‘

[2] Briefwechsel S. 144.

[3] ‚A Gallis‘, bemerkt er bezeichnend, ‚Germaniae nostrae male metuo‘; und etwas weiter bricht er in die bangen Worte aus: ‚Quid nobis praeter extremam calamitatem imminere censes?‘

[4] Er spricht von einem ‚Betrug des Papstes‘; vergl. die seine ganze Sorge und

Legaten und die Sendboten des Gallierkönigs sind fieberhaft gegen Karl thätig, und deshalb macht sich Rhenanus auf das Schlimmste gefaßt [1].

Wie in dieser kritischen Zeit, so zeigt sich unser Humanist überhaupt als treuer Anhänger seines Herrscherhauses; er ist begeistert für die Größe und den Ruhm der Kaiser seines Volkes und wahrt und schützt entschieden deren Würde und Rechte. Freilich behandelt er die glänzenden Herrscher der ältern Zeit etwas dürr und trocken, desto eifriger aber zeigt er sich im Dienste der habsburgischen Herrscher seiner Zeit. — Nur wenige Stellen bei Beatus Rhenanus beschäftigen sich mit Karl dem Großen; aber man sieht doch, daß auch er Gewicht darauf legt, daß dieser Kaiser den Deutschen gehört und von den Schriftstellern auch den Deutschen zu belassen ist. In seinem Widmungsbrief z. B. zur Ausgabe des Gratian [2] sagt er ganz unvermittelt und ohne nähere Veranlassung — und das ist eben bezeichnend — von Karl dem Großen, derselbe sei ein Germane, kein Gallier gewesen, so daß unser Autor, wie schon bemerkt, wenigstens in dieser Frage des Wimpheling-Murnerschen Streites auf seiten seines verehrten älteren Freundes steht. In seiner Deutschen Geschichte weist er des öftern ausdrücklich auf die deutsche Nationalität Karls des Großen hin [3]; an einer andern Stelle [4] verfehlt er nicht, hervorzuheben, daß gerade dieser mächtige und einzige Herrscher an deutscher Art und Sitte am längsten treu festgehalten habe.

Zu besonderer Wärme und Begeisterung erhebt sich Beatus Rhenanus an den Stellen, wo er seine Worte an die deutschen Herrscher seiner Zeit richtet. Unser Humanist unterhielt sowohl zu Maximilian als auch zu Karl und namentlich zu Ferdinand die besten Beziehungen, wie das bei seiner aufrichtig nationalen Gesinnung nicht anders denkbar war [5]. So ist es zu erklären, wenn wir Beatus jene Träger der Krone in einer Weise feiern sehen, die sich von seinem sonstigen ruhigen Wesen und der nüchternen Färbung seiner historischen Darstellung im

Unruhe verrathende Stelle (a. a. O. S. 144): ‚Nam tametsi Hispaniarum catholico regi Carolo suffragia sua principes electores datis literis et in fidem sigillo munitis promiserunt, timendum tamen est, ne Pontificis fraude Florentor. huius promissionis gratiam illis faciat, hoc est, dispenset, ut vulgus barbare loquitur.‘ Daß der Papst gegen Karl agitirte, ist Thatsache; im übrigen ist hier noch manches unaufgeklärt. Vergl. die orientirende Skizze bei Gebhardt, Handbuch der deutschen Geschichte 2, 11 und Janssen-Pastor 1, 654 fll.

[1] ‚Videbis mirabilem eventum, immo miserabilem, quantum ad istos, utcunque res ceciderit‘, klagt er in einem Briefe an Zwingli, Briefwechsel S. 150.

[2] Briefwechsel S. 50. [3] Vergl. Rer. Germ. 1, 113; 2, 178. [4] Castigat. p. 388.

[5] Grandidier (Oevr. inédit. 2, 49) bringt eine Notiz, wonach Rhenanus auch an einer habsburgischen Hausgeschichte und an einem Werke über elsässische Alterthümer gearbeitet habe; davon ist ebenso wenig etwas zu finden, wie von der *Alsatia* Gebwilers (vergl. Panegiris fol. b 4).

allgemeinen stark abhebt. Und doch ist auch er durchaus kein niedriger Schmeichler, so wenig das seine Schlettstadter Genossen waren. Was er sagt, kommt ihm aus ehrlichem Herzen und ist wahr und aufrichtig gemeint [1]; natürlich müssen wir auch bei ihm die landläufigen Floskeln und Ergebenheitsphrasen der damaligen Zeit in Abzug bringen.

Als echter Humanist feiert er den Mäcen derselben, Maximilian, wo sich ihm nur Gelegenheit bietet. An die panegyrischen Gedichte auf diesen Kaiser, die er, wie schon bemerkt, herausgab, kann hier nur wieder erinnert werden. Daß die Tendenz dieser Gedichte sich namentlich auch gegen die Franzosen richtete, liegt in der Natur der Sache. Auch Beatus sieht in Maximilian das Ideal eines deutschen Kaisers, den erlauchten Pfleger der Wissenschaft, den Besieger der Gallier und der trotzigen Städte Oberitaliens [2], den Bezwinger des gemeinsamen Feindes der Christenheit, der Türken. ‚Was sollte man nicht‘, schreibt er an einer ebenso schönen wie eigenthümlichen Stelle [3], ‚für den unsterblichen Ruhm unseres Kaisers thun! Jenes Kaisers, sage ich, der sich nicht den Licinius, der kaum seinen Namen unter seine Verfügungen schreiben konnte, zum Muster nahm, auch nicht den Caligula, der die Gelehrten seiner Zeit auf Schritt und Tritt verfolgte: nein, eines Kaisers, der gerade den Besten nacheiferte, der einen Cäsar im Kriegshandwerke, Titus in der Freigebigkeit, Antoninus in der Gelehrsamkeit, Trajan in der Herzensgüte übertroffen hat.‘ — ‚Dieser Kaiser ließ wahrlich‘, sagt er anderswo [4], ‚alle Herrscher weit hinter sich, und niemals hat das Schicksal den Deutschen größere Hoffnung auf Sieg verliehen als unter diesem so gütigen und so mächtigen Fürsten.‘ — Von Maximilian hofft Rhenanus ganz besonders auch Förderung der wissenschaftlichen Interessen Deutschlands, da ja ein solches Streben der hervorragenden Bildung dieses Herrschers naturgemäß entspreche. Aehnliches Lob

[1] Vergl. das sehr schöne Bekenntniß von sich selbst: ‚Non enim ex eorum numero sum, qui aliud blacterant, aliud in pectore clausum gestant; sentit animus cum calamo, lingua cum corde‘ (Brief an Reuchlin, Briefwechsel S. 25).

[2] Vergl. z. B. Briefwechsel S. 578 (Brief aus dem Jahre 1510): ‚Deus optimus maximus faxit‘, fleht er, ‚ut nobilissimas Italiae urbes a superba Venetorum tyrannide vendicet et mox in Turcas, sanguinarios christianae fidei hostes, velis et remis (ut aiunt) expeditionem paret. Verum‘, setzt er bezeichnend hinzu, ‚ignorant Itali, quam tolerabile sit clementissimi Caesaris iugum, quam non ad vivum is suos spoliet ac deglubat, sed Tyberiani dicti memor summo moderamine tondeat. Quas praeclarissimas optimi principis dotes, clementiam atque auri contemptum vel sine exemplo possidet.‘ In schwungvoller Begeisterung schließt er: ‚Vivat igitur ac vincat, vivat inquam imperator Caes. Maximilianus P. F. Aug., *quo sospite omnibus est bene,* ut de eo Marullus cecinit.‘

[3] Briefwechsel, vor der Anm. 2 erwähnten Stelle.

[4] In dem ‚Leben Geilers‘, Briefwechsel S. 34.

ertheilt er manchen seiner Vorgänger auf dem Throne, ganz besonders aber den Nachfolgern des Kaisers, Karl und Ferdinand, von denen er hofft, daß sie nach dieser schätzenswerthen Seite hin Maximilian noch übertreffen werden, sobald nur die leidige Türkengefahr erst beseitigt ist [1]. — Dieser Begeisterung des Beatus für sein Kaiserhaus entspricht es, wenn der Autor seine Schriften zum Theil den erlauchten Trägern der römischen Krone widmete; so dedicirte er seine Deutsche Geschichte Ferdinand, sein ‚Leben des Erasmus' dem Kaiser Karl. Die Widmungsbriefe zu diesen Schriften enthalten begeisterte Lobsprüche auf das Haus Habsburg, dessen ehrwürdiges Alter rühmend betont wird, Worte der Ehrerbietung und Hochachtung, der Ergebenheit und Treue sowie die ehrfurchtsvolle Bitte an die Herrscher, doch in Huld und Gnade den wissenschaftlichen Bestrebungen in ihrem Vaterlande sich geneigt zu zeigen.

Es ist schon in der Einleitung bemerkt worden, daß Beatus Rhenanus und Jakob Spiegel in gewisser Beziehung zusammengehören. Auch das nationale Empfinden beider zeigt manche verwandte Züge; die ruhige und jeder ungesunden Uebertreibung abholde Auffassung des Patriotismus bei Rhenanus treffen wir auch bei Spiegel, wie denn auch beiden der forschende, kritische Blick für Fragen wissenschaftlicher und politischer Richtung gemein ist. Unter der einfacheren und schlichten Hülle, in die sich bei beiden der nationale Gedanke kleidet, leidet der wahre und echte Patriotismus Spiegels so wenig wie der des Rhenanus.

Auch in Spiegel sehen wir einen durch und durch deutsch denkenden und fühlenden Mann, der seinem Kaiser in aller Treue zugethan ist und Heimat und Vaterland [2] geliebt und verherrlicht hat wie nur einer der elsässischen Humanisten. Schon seine schriftstellerische und amtliche Thätigkeit ist eigentlich ein fortwährender Dienst in des Kaisers und des Reiches Interesse; unentwegt hat er in Glück und Unglück als kaiserlicher Secretär treu zur habsburgischen Dynastie gestanden und ihrer Wohlfahrt nicht nur seine Hand, sondern auch sein Herz geweiht [3]. Kaiser Maximilian wurde

[1] Vergl. z. B. Brief an Faber, Briefwechsel S. 42; ebd. den Widmungsbrief S. 412.

[2] ‚Quod superest', bekennt er einst von sich (Ant. Panormit. fol. a 5), ‚quando patriae meae interoblivisci nequeo, cui secundum Deum et parentes plurimum debeo.' S. auch seine unwilligen Worte über die Reisläufer (ibid. p. 277): ‚... Contra principem patremque patriae, cui post parentes alterae debentur partes, obliti naturalis pietatis iurisiurandique militantes. . .'

[3] Vergl. sein eigenes Bekenntniß in der Widmung zu Iur. civ. lex.: ‚Es ist nämlich die Eigenart unserer Familie, den Fürsten des Hauses Oesterreich zu dienen, denen wir bis jetzt in aller Treue zugethan waren und denen unsere Nachkommen für alle Zukunft noch ergebener sein werden.' Vergl. auch die Widmung zu Ant. Panormit., ferner die für Spiegel höchst ehrenvollen Urkunden Maximilians und Karls bei Knod a. a. O. 2, 28. 29. — Er legte allerdings schon 1526 infolge einer Hofintrigue sein Amt nieder (s. Knod a. a. O. 2, 20); daß er in den auch für ihn persönlich unheim-

von Spiegel aufrichtig geliebt und aus innerster Ueberzeugung hochgeschätzt; er war ihm ein Kaiser, ‚den die Nachwelt einst wohl staunend bewundern, dem sie aber keinen andern ebenbürtig zur Seite setzen könne'[1]. Deshalb ist auch Spiegels Klage um den so früh und unerwartet Dahingeschiedenen so groß wie innig und ehrlich. Der treue Diener kann seinen kaiserlichen Oberherrn noch lange nicht vergessen; das Bild des Verewigten, des Einzigen und Unerreichten, an dessen Sterbelager zu knien auch ihm vergönnt gewesen war, schwebt fortwährend vor seiner Seele[2], und nicht selten erfaßt ihn ein tiefes Weh, wenn er die ruhigen, friedlichen Zeiten Maximilians (!) vergleicht mit den sturmbewegten Tagen unter seinem Nachfolger[3].

Um das Andenken an den hohen Verblichenen wachzuhalten und die Trauer über den unersetzlichen Verlust nicht erkalten zu lassen, widmete Spiegel seine Scholien zur Austrias[4] Maximilians Sohne, dem Bischof von Brixen; namentlich aber gab er zu diesem Zwecke den Panegyricus des Latomus sowie die Trauerklage des Petrus Aegidius heraus[5]; dieser letzteren fügte er ein für

lichen und düsteren Tagen des Jahres 1519 wohl einmal schwankte, verzeihen wir ihm mit Knod (a. a. O. 1, 34) gern. — Vergl. noch Gebwilers Lob Panegiris fol. b 4.

[1] Vergl. Barth. Latom. fol. a 2; s. auch das schöne und ungeschminkte Lob der Tugenden Maximilians Ant. Panormit. p. 128: ‚Kein Mensch hat jemals unsern Kaiser Maximilian (freventlich) schwören noch ihn jemals ein unkeusches Wort aussprechen hören. Der Kaiser war eine Natur, rein wie eine Jungfrau, nicht nur dem Aeußern nach, sondern auch in Sprache und Sitte, und dabei leutselig, voll Geist und Witz, liebenswürdig und offenherzig gegen alle die, welche er in sein engeres Vertrauen gezogen hatte.' Vergl. auch die schöne Stelle ibid. p. 195 und viele andere. — Spiegel war es auch, der den schon erwähnten (s. S. 36 Note 1) Brief Geilers an Wimpheling über Maximilians Leutseligkeit veröffentlichte (s. Riegger a. a. O. S. 474).

[2] S. seine tief empfundenen Worte Barth. Latom. fol. a 2: ‚Equidem non possum non perpetim hunc ob oculos volvere optimum principem, itidemque umbras eius vereri, qui vivum amavi, qui scio laboribus nostris, quorum alter alteri minister, adiutor particepsque fuit, liberalissime respondisset.'

[3] Als schönste Aufgabe des verblichenen Kaisers sah Spiegel eine gedeihliche Friedensthätigkeit an, und darin — rühmt der Autor ihm nach — war der Kaiser groß, darin lag auch das Geheimniß seiner Erfolge (?); deshalb hebt Spiegel auch an Max, gerade wie an Friedrich III., immer wieder das Sanfte, Milde, Fromme und Gerechte hervor, das, was ihn so recht zum wahren Vater des Vaterlandes gemacht. Im Gegensatze zu den ‚glücklichen' Zeiten Maximilians sind ihm jetzt (1531) Deutschlands Tage düster, das Land unglücklich und durchrast von den wildesten Stürmen. Vergl. Widmungsbrief zur Austrias p. 733—734.

[4] S. den Widmungsbrief a. a. O. Der Verfasser der Austrias, Bartholinus, war Spiegels Freund (vergl. weiter unten S. 128 Note); auf directe Aufforderung Maximilians hin schrieb Spiegel seine Scholien zu diesem Werke (s. Knod a. a. O. 1, 21; 2, 24).

[5] Ueber Barth. Latomus s. Knod a. a. O. 2, 6, über Petrus Aegidius ebd. S. 4 und das den Verfasser warm feiernde Gedicht Brants bei Zarncke a. a. O. S. 199, 20; vergl. auch Riegger a. a. O. S. 474 fll. — S. auch Knod a. a. O. 2, 3 Anm. 5.

uns höchst bedeutsames Stück, die Oratio Germaniae, an, welche nicht nur ein schönes Zeugniß für den Patriotismus Spiegels im allgemeinen ist, sondern auch ganz besonders das ebenso warme und entschiedene als freimüthige Eintreten unseres Humanisten zu Gunsten der habsburgischen Thronansprüche in dem heißen Jahre 1519 documentirt.

‚Unendlicher Gott', läßt er Germania reden [1], ‚und ihr erlauchte Fürsten meiner Gaue, nach dem römischen Diadem und meiner Krone soll ein Feind die Hand ausstrecken, der mit meiner Art und Sitte nichts zu schaffen hat! Ihn hat von mir die Natur durch ragende Berggipfel geschieden, ihn, dessen Vorfahren mich und meine Stammeshäupter, ja den Kaiseradler selbst im Gaukelspiel verhöhnt und verspottet haben, ihn, den Verwüster meiner Fluren, den Vernichter meines lieben Schweizervolkes. Seinen Uebermuth und seine Zügellosigkeit konnten einst die hochgemuthen Sicilianer nicht länger ertragen, und sie vernichteten ohne Schonung und Erbarmen dieses Volk, bei dem Recht und Treue noch niemals viel gegolten haben.' Jetzt erzählt der Autor zur Erhärtung seiner Behauptung ein Vorkommniß aus seinem Leben und fährt dann fort: ‚In maßloser Eifersucht erfrechte sich einst diese Nation, mit dem Geifer ihrer bösen Zunge einen frommen und gerechten Kaiser zu verletzen, allerdings zu ihrer eigenen Schande. Einer von ihren Königen ging gar mit dem Gedanken um, meinem so friedliebenden Kaiser Friedrich seine Braut Eleonore zu entreißen, und ein anderer verstieß des frommen Maximilian Tochter, nachdem er sie vorher für gut genug befunden hatte, natürlich nach dem Muster jener Treue, die seine Ahnherren ihm vermacht haben; dann verführte und raubte derselbe König in ehrlosem Treubruche des Kaisers Verlobte, als sie auf dem Wege zu mir war [2]. O ihr Götter, verhindert den Frevel, verhindert auch ihr ihn, ihr geistlichen und weltlichen Fürsten, damit nicht aus einem solchen Volke einer mein Gebieter werde! Es gibt ja doch von meinem gut deutschen Stamme der Fürsten genug, die befähigt sind, über mich und mein Volk zu herrschen, nicht in Ueberhebung und Schande, sondern gewissenhaft und milde, Fürsten, deren Ruhm es sein wird, nicht wie Tyrannen gefürchtet, sondern vom deutschen Volke wahrhaft geliebt zu werden!'

[1] Freher-Struve a. a. O. 2, 768. — Die Oratio trägt zwar nicht ausdrücklich Spiegels Namen, doch kann man an seiner Autorschaft nach allem füglich nicht zweifeln.

[2] Wir sehen, wie man in unsern Kreisen das Sündenregister der französischen Könige immer in Bereitschaft hielt, um in jenen für jedes deutsche Herz so trüben Tagen im Kampfe gegen den mächtigen Gegner gewaffnet zu sein. Wahrlich, die Dynastie der Habsburger verdankt unsern Humanisten sicherlich nicht den geringsten Theil an ihrem Siege! Als Männer, die enge Fühlung mit den Volkskreisen hatten, haben sie treulich, soviel an ihnen lag, dazu beigetragen, den Enkel des ihnen unvergeßlichen Maximilian in des Reiches Westmark populär zu machen.

Die aus dieser Oratio sprechende Abneigung unseres Humanisten gegen Frankreich und die Franzosen tritt auch sonst häufig genug in charakteristischer Weise hervor, namentlich wo es gilt, die Intriguen der französischen Politik und Diplomatie zu bekämpfen [1]. Welche Genugthuung deshalb für unsern Patrioten, welch freudige Ueberraschung für ihn, als nach langer, banger Zeit Karl als Nachfolger des von ihm so gefeierten Maximilian gewählt wurde! Mit wahrem Frohlocken und stürmischer Freude verkündet er dieses glückliche Ereigniß seinen politischen Freunden [2]. Mit Karl beginnt für ihn eine schönere Zukunft [3]; er ist so recht stolz auf den Erwählten, dessen Regierung nunmehr Deutschlands ganzes Glück sichern würde.

Der Mann, der seinem Kaiser und seiner Dynastie so aufrichtig ergeben war, besaß auch ein warmes Herz für das ganze deutsche Volk; wir finden auch bei Spiegel jene ungekünstelte und echte Begeisterung für die ruhmvolle Vergangenheit seines Volkes [4], welche eine Eigenart unseres ganzen Kreises ist. Wo sich ihm nur Gelegenheit dazu bietet, sehen wir unsern Humanisten das Lob deutscher Größe und Tugend singen, wie er andererseits die Angriffe auf Recht und Ehre seiner Nation mit Entschiedenheit, oft sogar mit unverhohlener Derbheit zurückweist. Auch er legt, wie namentlich Beatus Rhenanus, großes Gewicht auf die Unterscheidung zwischen Franken und Franzosen [5] und zeigt an auffallend vielen Stellen, daß beide Begriffe nichts miteinander zu thun haben [6]; daß es dabei nicht ohne scharfe Seitenhiebe auf die vor den trutzigen

[1] Vergl. die folgenden Ausführungen und überhaupt viele Stellen seiner Scholien, die eine starke Antipathie gegen Frankreich athmen und gallisches Wesen und gallische Sitte nicht selten in derbster Weise abfertigen; bezeichnend ist für Spiegel nach dieser Seite hin schon die eine Thatsache, daß er seinem verehrten Oheim Wimpheling, wie so häufig, so auch namentlich in seinem Kampfe mit Gaguin, recht gibt und sich freut, daß Wimpheling einen getreuen Mitkämpfer in Pontanus — dessen Werk De immanitate Spiegel 1519 herausgab — gefunden hat (vergl. fol. L 1 der genannten Schrift: ‚Pro caesare Maximiliano et versu et prosa veritatis amore certavit. Pontanus noster non solum secutus est, sed et eum quasi excerpsisse videtur‘). S. auch den Brief bei Knod a. a. O. 2, 5 Anm. 3, der Spiegel so recht als Franzosenfeind kennzeichnet.

[2] Vergl. die von Knod (a. a. O. 2, 5 Anm. 4) angezogene Stelle aus einem Briefe.

[3] ‚Quamvis‘, schreibt er nach der Klage über den Verlust Maximilians (Barth. Latom. fol. a 2), ‚oneratum gaudio animum gestarim unanimi illa praeter multorum expectationem regis Catholici electione, in cuius fidem et bonitatem spes fortunasque nostras collocare tuto et possumus et debemus.‘ Aehnlich häufiger.

[4] Gerade an solchen Stellen erhebt sich die Sprache unseres Autors, die sonst den rhetorischen Schmuck nicht gerade liebt, häufig sogar — dem Charakter der Scholien entsprechend — dürr und trocken erscheint, zu wohlthuender Wärme und Begeisterung.

[5] Beatus Rhenanus ist in all diesen Fragen für Spiegel eine Hauptautorität, und dieser versäumt nicht, an einer Anzahl von Stellen von dem historischen Wissen seines Freundes mit großer Achtung zu berichten.

[6] Vergl. z. B. Ant. Panormit. p. 161; Ligurin. p. 282. 289.

Franken schmählich zurückweichenden Gallier abgeht, ist zu natürlich. Ganz Austrasien — und mit ihm sein liebes Elsaß — nimmt er selbstverständlich als echt deutsches Gebiet für das Reich in Anspruch und zeigt besonders, daß dort das Volk nach Sprache und Sitte mit den Franzosen nichts gemein habe [1]; auch ihm ist der Rhein Deutschlands Strom und nicht Deutschlands Grenze, da an ihm nur germanische Völker wohnen, ein stolzer Strom, der die Donau, wenn auch nicht an Länge, so doch an Bedeutung übertrifft [2]; ebenso wie Austrasien gehört zum deutschen Reiche auch Burgund, dessen Bewohner zu derselben Zeit, wo die Germanen in Gallien einfielen, von den Rheinburgen aufbrachen, die Gallier vertrieben und sich in ihrem Lande festsetzten [3]. Auch die Schweizer, wenigstens die jetzigen, sind echt deutschen Ursprunges und haben mit den Franzosen nichts zu schaffen, wenn auch einige Schwätzer das Gegentheil behaupten [4]. Daß Sicilien sowie Arelat [5] einst der römischen Krone entrissen wurde, erfüllt unsern Autor mit Schmerz und Erbitterung, wie er sich andererseits aufrichtig freut, daß das Erbe eines deutschen Kaisers nunmehr wieder im Besitze eines den Deutschen verwandten Volkes ist [6].

Auffallend stark ist bei Spiegel der sich nirgends verläugnende Haß gegen alles Italienische. Daß diese hochfahrende Nation mit stolzer Verachtung auf die Deutschen herabsieht, daß sie sofort gegen jedermann mit dem Vorwurfe der Barbarei bei der Hand ist, kann er ihr nicht vergessen und verzeihen. Dieses Volk, führt er aus [7], hat ja doch keinen Funken altrömischer Tugend und keinen Tropfen altrömischen Blutes mehr in seinen Adern; es zeigt vielmehr in seinem ganzen Bestande eine bunte Mischung von allen möglichen Nationen [8]. Das Prunken der Italiener mit ihrer Bildung wird derb zurückgewiesen, indem Spiegel stolz versichert, der deutsche ‚Barbar' Erasmus zeige

---

[1] Vergl. z. B. Ligurin. p. 350. ‚Unde nihil vetat', folgert er, ‚vere Germanos in Gallia habitare.' [2] Ibid. p. 281.

[3] Ibid. p. 353. An einer andern Stelle (p. 397, vergl. auch p. 282) werden ‚Lothringen, Brabant und Burgund' genannt als dem deutschen Reiche gegen alles Recht entrissene Länder; daß auch Belgien trotz mancher entgegenstehenden Nachrichten ein deutsches Land ist, müssen ihm Peutinger und Irenicus bezeugen (Austrias p. 627).

[4] Vergl. Pontani De immanitate liber (s. S. 124 Note 1) fol. f 1.

[5] Unter den Gründen, die ihn gegen Karl IV. aufgebracht sein lassen, ist auch der Umstand, daß dieser Kaiser, ‚was ihm doch gar nicht erlaubt war', Arelat den Franzosen überließ; s. Ant. Panormit. p. 266; vergl. auch die folgende Anm.

[6] Ant. Panormit. p. 169. Vergl. auch Iur. civ. lex. fol. a a 5.

[7] Ibid. p. 29; vergl. ebenda p. 204 sein Urtheil über die theologische ‚Gelehrsamkeit' des italienischen Clerus.

[8] Er empfiehlt den Italienern für solche Fragen die Lectüre ihres Landsmannes Campanus, der doch sicher ein unverdächtiger Zeuge sei. Vergl. auch seine abfällige Bemerkung Ant. Panormit. p. 164: ‚Notat Italiae ipse Italus (Aeneas Sylvius) inconstantiam eiusque principes ignobiles fuisse servos.'

auf einer einzigen Seite seiner Schriften mehr Gelehrsamkeit und Scharfsinn als jene gelehrt sein Wollenden in ganzen Bänden [1]. Daß sie trotzdem mit dem Titel ‚Barbaren' auch jetzt noch so freigebig sind, ist deshalb doch wahrlich lächerlich [2]. — Darum erfüllt es unsern Autor mit sichtlicher Genugthuung, daß Kaiser Friedrich I., ‚der echt deutsche Fürst', den eingewurzelten Hochmuth und die Anmaßung dieses treulosen Volkes, das stets gegen die deutschen Kaiser gewühlt, einmal gründlich gedämpft und daß dort das gute deutsche Schwert mal gehörig dreingeschlagen habe [3].

Wie Spiegel so mannhaft und freimüthig Angriffe auf deutsche Ehre und deutschen Besitz [4] abwehrt, so setzt er andererseits die Vorzüge des deutschen Volkes ins hellste Licht. Auch ihm gilt der Stamm der Germanen als der einzig reine und unvermischte, der sogar fremden Nationen ihre Herrscher gegeben habe; der deutsche Adel ist wie der edelste so auch der älteste, dessen Stammbaum im Gegensatze zu dem der französischen Königsfamilie — man merkt überall die Absicht — keine Lücke aufzuweisen hat; es ist deshalb eine schmachvolle Verleumdung, zu behaupten, der deutsche Adel, ja sogar das Geschlecht Maximilians, stamme aus Italien, wo doch gerade das Gegentheil ersichtlich ist; denn es gibt thatsächlich in Italien kein erlauchtes Geschlecht, das nicht aus Deutschland dorthin gezogen wäre [5].

Uralt wie sein Adel ist des deutschen Volkes Tapferkeit, die einst so unverwüstlich und unüberwindlich war, die aber auch jetzt noch, trotz der Verweichlichung der neueren Zeit, im alten Glanze erstrahlt [6]. Was einst deutsche Heere geleistet, das weiß ganz Italien, ganz Griechenland, ja ganz Europa zu erzählen; namentlich muß noch jetzt, wenn auch widerwillig, der stolze

[1] Ibid. p. 30. — Wir glauben hier so ganz seinen Oheim Wimpheling sprechen zu hören; wie diesem ist es auch ihm ein glänzender Ruhmestitel der deutschen Herrscher, daß unter ihnen ‚kaum einer war, der nicht selbst gebildet oder doch ein Freund und Gönner gebildeter Männer gewesen wäre' (Ant. Panormit. p. 270).

[2] Man vergl. z. B. Ligurin. p. 304.

[3] Ligurin. p. 328. 334; über die Treulosigkeit der Italiener s. die bezeichnende Stelle Ant. Panormit. p. 169.

[4] Es ist für ihn so recht charakteristisch, daß er für die deutschen Kaiser auch den Titel ‚christianissimi' in Anspruch nimmt; vergl. seine Worte Ant. Panormit. fol. a 5: ‚Movemini tituli' — des ‚allerchristlichsten Königs' nämlich — ‚novitate fortassis, qui tamen Augustorum est proprius, ut testimoniis ex antiquitate petitis constare potest, non alia ratione Galliarum regibus attributus nisi quod Germanicae originis e Francis veteres illi reges Carolus Magnus et Ludovicus Pius Imperii Romani fascibus, sciscente Quiritum populo, fuere exornati.' Vergl. auch Abschnitt VI.

[5] Vergl. Ligurin. p. 282; Ant. Panormit. p. 22, wo er bezeichnenderweise von den spanischen Königen u. a. bemerkt: ‚... tametsi eius regum gentis origo summa nitatur nobilitate, *ut qui originem referant Germanicam*.' Vergl. auch Ligurin. p. 328.

[6] Ligurin. p. 281.

Franzose den glänzenden Erfolg der deutschen Waffen anerkennen, denn germanische Scharen sind eigentlich die Gründer seines Reiches gewesen [1]. Und bei diesem Volke, dessen Weiber tapferer sind als anderswo die Männer, finden wir eine Keuschheit, die fremde Schriftsteller zur Bewunderung hinriß; von der Treue, die allbekannt ist, gar nicht zu reden [2]. — Daß man gerade gegen die Deutschen den Vorwurf der Trunkenheit schleudert, empfindet natürlich auch Spiegel höchst peinlich, und deshalb sucht auch er diese Anklage so gut es eben gehen will, zu entkräften [3], wie er seine Nation überhaupt gegen ehrenrührige Angriffe schützt, wo und wie er nur kann [4].

Mit besonderer Freude und patriotischem Selbstgefühl verweilt der Autor bei den großen Gestalten der deutschen Vergangenheit. Von dem sagenhaften Merovàus bis hinab zum Kaiser seiner Tage erscheinen ihm diese Männer als die leuchtenden Vorbilder von Tugend und Ritterlichkeit, und aus den Zeilen, die er den größeren unter ihnen widmet, schaut der ganze Stolz unseres Patrioten hervor. Ganz besonders erregen sein Interesse Karl der Große und Barbarossa. Natürlich sucht auch Spiegel den großen Sohn Pipins für die Deutschen zu retten [5], und mit Barbarossa geht er — man verzeihe den trivialen Ausdruck — durch ‚dick und dünn‘ [6]; gerade im Lobe des letztern kann er sich nicht genug thun: er ist sein Ideal, er Deutschlands glänzendste Erscheinung [7], ein Held, dessen Lob niemals genügend gesungen werden kann. Solcher Männer Leben und Thaten zu schildern, sie dem Volke als Muster hinzustellen und dadurch zur Weckung und Förderung des patriotischen Gedankens bei-

[1] Austrias p. 474. 632 (‚sed hoc vix patiuntur Galli *pro solita gentis elatione* indignati, si Diis placet, quod Germanos patres et fundatores regni sui iubeantur agnoscere‘).

[2] Vergl. z. B. Panormit. Ant. p. 229; siehe auch die schöne Stelle über Maximilian oben S. 122 Note 1. Daß die Reisläufer den ‚berühmten Namen der germanischen Treue beflecken‘, erfüllt unsern Autor mit Schmerz und Erbitterung; vergl. Ant. Panormit. p. 277.

[3] Austrias p. 515: ‚Ebrietatem non tantum Germanis, verum et omnibus gentibus ascriptum docet Irenicus noster‘ — wiederum so recht die Art Wimphelings.

[4] Vergl. z. B. Ligurin. p. 284.

[5] An einer Unzahl von Stellen. Des großen Kaisers Bedeutung für Mit- und Nachwelt hat Spiegel ganz richtig erfaßt und voll gewürdigt; vgl. Abschnitt VI.

[6] Man beachte den ganzen Charakter des Ligurinus; s. darüber Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen 2³, 201 fll. — Daß unser Autor sich durch Parteilichkeit für seinen Helden — man denke daran, daß er der Held unserer ganzen Humanistenschar ist; vergl. oben S. 80 Note 1 — zu Einseitigkeiten und Unrichtigkeiten hat hinreißen lassen, kann uns nicht sonderlich wunder nehmen; man vergl. übrigens das in Abschnitt VIII Gesagte.

[7] Vergl. z. B. Ligurin. p. 272 (‚nihil habuit Germania Friderico animosius, fortius, constantius‘).

zutragen, sah Spiegel als eine hohe und schöne Aufgabe an; deshalb freut er sich auch aufrichtig, wenn er sieht, daß andere dieser Aufgabe nachkommen [1], und deshalb hat auch er selbst die Feder geführt und uns von dem Ruhme und der Herrlichkeit unserer Nation ein Bild entworfen, dessen Züge zwar nicht immer ganz naturgetreu und kritisch unanfechtbar sind, das aber durchhaucht ist von einem tiefen und ehrlichen Patriotismus [2].

---

[1] Daß das geschehen müsse, wenn nicht der Deutsche, aus trüben Quellen schöpfend, die Achtung vor sich selbst und seiner Vergangenheit verlieren wolle, betont Spiegel so gut wie Wimpheling, wie er überhaupt der national-deutschen Geschichtschreibung große Beachtung schenkte; vergl. z. B. die vielen Stellen über Beatus Rhenanus und Irenicus, den er sehr lobt, ‚quod primus illustrandae Germaniae tam late campum aperuerit' (Ant. Panormit. p. 207). Mehr als einmal sieht er sich gezwungen, darzuthun, daß die französischen Schriftsteller mit neidischen und mißgünstigen Augen auf Verdienst und Tugend der Deutschen blicken; vergl. z. B. Ligurin. p. 370 (‚... quam Germanorum gloriae atque virtuti invideant Gallicarum rerum scriptores'). S. auch seine anerkennenden und von aufrichtiger Freude zeugenden Worte über Bartholinus, der, obwohl ein Italiener, die deutsche Nation, der er von ganzem Herzen zugethan gewesen, durch eine ‚unsterbliche Dichtung' verherrlicht, der zugleich aus Liebe und Begeisterung für den deutschen Kaiser eine harte Verbannung mit männlichem Sinne ertragen habe (Ant. Panormit. p. 233).

[2] Uebrigens stand Spiegel, um das am Schlusse noch zu bemerken, dem altgermanischen Rechte durchaus nicht unsympathisch gegenüber; er scheint sich im Verein mit Peutinger ‚mit durchgreifenden Justizreformen getragen und namentlich eine Ausgleichung der Forderungen des fremden Rechts und der altehrwürdigen heimischen Rechtsüberlieferungen angestrebt zu haben' (Knod a. a. O. 1, 28).

V. Die Kaiseridee: Allgemeines[1].

Wer mit Aufmerksamkeit die politischen und staatsrechtlichen Ideen unserer Humanisten verfolgt, dem kann nicht die hohe und sich überall und bei jeder Veranlassung ausprägende Achtung entgehen, welche der Autorität entgegengebracht wird. In innerster Seele durchdrungen von dem Bewußtsein, daß nur bei Wahrung der von der Vorsehung gewollten Ordnung in der Welt ein glückliches und ersprießliches Staatsleben möglich sei, sehen wir diese Männer mit Wort und Beispiel, auf dem Lehrstuhl wie im Leben, für den Schutz und die Hochachtung der rechtmäßigen Obrigkeit unentwegt und mannhaft, zum Theil unter schwierigen Verhältnissen und persönlichen Opfern, eintreten.

Die höchste Verkörperung der weltlichen Autorität erblickten unsere Humanisten natürlich in der Person des römischen Kaisers, und wenn Peter von Andlau bezeichnend ausführt, die Erhabenheit eines römischen Kaisers bezeuge schon Christus, denn er sei in die Welt gekommen unter dem ersten römischen Kaiser und habe selbst in Pilatus des Kaisers Majestät geachtet, so ist damit der Standpunkt unseres ganzen Kreises gekennzeichnet[2]. Daher der uns schon bekannte Absolutismus der Kaiseridee bei unsern Humanisten[3], daher die Ueber-

---

[1] Zu unserem Abschnitt ist ganz besonders das erste Buch der Schrift De imperio Romano von Peter von Andlau zu vergleichen, außerdem viele Stellen in den pädagogischen Werken Wimphelings.

[2] Vergl. Andlau l. c. lib. II, c. 8; s. auch Abschnitt VII. — Peter von Andlau steht in seinen Ansichten über die Kaiserherrlichkeit auf dem extremsten Standpunkte.

[3] Der römische Kaiser erscheint im Nimbus seiner erhabenen Majestät sogar direct als Gott; vergl. z. B. den Kolmarer Anonymus (Haupt a. a. O. S. 156): ‚den' — den römischen Kaiser — ‚sol man billich fur ein irtischen got erkennen', und ebd. S. 156—157, wo ausgeführt wird, der Kaiser schaue in Gottes Antlitz wie in einen Spiegel; ebenso Adelphus (Türk. Chronik fol. A 4): ‚Aber die guten frummen obern seind zu eren und halten gleich als irdisch götter'; er stimmt Athanarich bei, der einst angesichts der Herrlichkeit des Kaisers in Byzanz in die Worte ausgebrochen sei: ‚On zwyfel der keyser ist ein irdischer gott, wider welchen wer sein handt underſtadt uffzuheben und im widerstreben, der soll seins bluts schuldig sein und verfallen. Darumb', setzt er hinzu, ‚sagen die kriechen, daß man am ersten soll gott eren und darnach den künig und ältern.' Vergl. auch Gebwilers Panegiris fol. b 1.

zeugung, daß der Träger der römischen Krone allen Sterblichen gegenüber, mochten sie sonst noch so hoch stehen [1], eine ganz besondere, eigenartige und unvergleichliche Stellung einnehme; daher endlich auch die Beachtung, welche die Träger des Diadems in der historischen Darstellung bei unsern Autoren finden [2].

Die Staatsform, für welche unsere Männer eintreten, für welche sie durchweg geradezu schwärmen, konnte nach der ganzen Entwicklung der Dinge nur die Monarchie sein [3]. Von einem constitutionellen System nach unserem Begriffe kann für die damalige Zeit natürlich keine Rede sein; insofern ist diese Monarchie eine absolute, nicht aber in dem Sinne, daß dem Kaiser zu thun gestattet wird, was ihn gelüstet. Ist einerseits der römische Kaiser — namentlich in der Theorie — erhaben über alle anderen Creaturen und seine Person die Verkörperung der Staats- und Reichsidee schlechthin [4], so wird andererseits häufig genug des Kaisers Verantwortung nicht nur Gott, dem Gewissen und dem Gesetze [5], sondern auch dem Volke gegenüber be-

[1] Von der Stellung des römischen Kaisers dem Papste gegenüber wird hier abgesehen; vergl. darüber Abschnitt VIII.

[2] So ist z. B. Wimphelings Deutsche Geschichte ganz vorwiegend Kaisergeschichte; s. darüber die treffliche Ausführung bei Freundgen a. a. O. S. 67.

[3] Das weiter auszuführen, ist bei der Selbstverständlichkeit der Sache überflüssig; man vergleiche unter anderem die Stelle bei Spiegel (Iur. civ. lex. fol. R 1): ‚Monarchia, haec vere legitima potestas, quae si innocua fuerit, Dei typum in terris refert . . .‘ Vergl. Peter von Andlau l. c. lib. I, c. 8. — Es ist deshalb schief, wenn Gothein (Polit. u. religiöse Volksbewegungen vor der Reformation S. 28) von Wimpheling als von einem Idealisten spricht, ‚dessen Kopf mit den Bildern römisch-republikanischer Herrlichkeit erfüllt war‘. Daß Brants ‚Freiheitstafel‘ nicht gegen unsere Behauptung spricht, ist schon S. 84 Note 2 angedeutet worden. Mehr scheint sich mit andern Systemen befreunden zu können Adelphus. Er gibt uns in der Einleitung zu seiner ‚Türkischen Chronik‘ einen historischen Ueberblick über die verschiedenen Staatsformen. Die Monarchie hält auch er für die beste nach dem Satze:

‚Ein got, ein künig, ein glauben,
Ein rych und regiment,
Ein bündtniß und ein eyd
Soll sein in aller welt.‘

Indessen bemerkt er doch am Schlusse: ‚Mag ein yeder folgen, was im am füglichsten duncket, dann in sollichen dingen seind die urtheil der menschen frey und niemandt underworffen‘ (fol. A 4).

[4] Vergl. namentlich auch Abschnitt VII. — Reich und Kaiser werden häufig genug — so besonders natürlich von Peter von Andlau — als vollkommen identisch angesehen; was dem einen angethan wird, gilt auch als dem andern gethan; s. unter anderem die bezeichnende Stelle bei Wimpheling, Apologia c. 40, die den Absolutismus der Kaiseridee in unserem Kreise vorzüglich illustrirt; vergl. S. 31; s. auch S. 88.

[5] Die Frage, ob und inwieweit der Kaiser dem Gesetze unterworfen sei, wird vielfach erörtert; abgesehen von dem absolutistischen Peter von Andlau, kommen unsere

tont [1]. Es wird deshalb — oft geradezu auffällig und stark bevormundend — dem Kaiser eingeschärft, sich des Beirathes erprobter und ehrlich denkender Männer zu bedienen und ihrem guten Rathe treulich zu folgen. In bezeichnender Weise wird dabei von Wimpheling auf Cäsar hingewiesen. Solange, erörtert er [2], der große Römer auf die Rathschläge und Beschlüsse des Senates hörte, war der Erdkreis ihm unterthan; als aber der Wille eines Einzigen galt und das Gesetz nicht mehr beachtet wurde, da fiel das Reich in Trümmer. Wenn du also, ruft er Max zu, glücklich regieren willst, dann richte erst nach Sitte der Alten den ‚Senat‘ [3] wieder ein und halte dich an dessen Rath.

Entsprechend seiner großen Verantwortlichkeit sind die Pflichten des Kaisers wie jedes Herrschers ungemein ernste und schwere. Der Regierende soll — entwickelt Wimpheling [4] — sich jeden Augenblick der hohen Aufgabe bewußt sein, die nach dem Willen der Vorsehung auf seinen Schultern ruht. Nicht weil er Fürst ist, darf sich der Herrscher über die Gebote Gottes hinwegsetzen, sondern gerade in seiner Eigenschaft als Fürst liegt für ihn die heiligste Verpflichtung, den Absichten des göttlichen Willens überall zu dienen. Er soll wissen, daß er berufen ist zu rastloser Arbeit, zu unermüdlichem Schaffen im Interesse des öffentlichen Wohles; er soll sich aufopfern für das ihm anvertraute Volk, dessen

Autoren durchweg zu dem Grundsatze, daß hier zwischen Theorie und Praxis zu unterscheiden sei: theoretisch steht der Kaiser über dem Gesetze, thatsächlich aber soll er demselben sich fügen; vergl. die Ausführungen von Spiegel, z. B. Ligurin. p. 405 und 406, wo geradezu der Standpunkt vertreten wird, der Kaiser sei ‚der Wächter, nicht der Verletzer‘ der Gesetze, und gerade ihm gezieme es, nach den Gesetzen zu leben; das Gegentheil könnten nur elende Schmeichler behaupten (die Unterscheidung zwischen lex civilis und lex honestatis daselbst ist beachtenswerth). Vergl. Hug (fol. F 1): ‚Es ist auch eyn römischer keyser uber das keyserlich gesatz und dem selben unverbunden, doch sol er leben nach dem gesatz, wan nüt ist nützlicher dem reich, dan leben nach dem gesatz‘; vergl. Gebwilers Ansicht Paneg. Carol. fol. b 2. — Bemerkenswerth ist auch Wimphelings Urtheil über Maximilian bei Freher-Struve a. a. O. II, 767, und das des Kolmarer Anonymus bei Haupt a. a. O. S. 159; auch hier vergleiche man die Ausführungen in Abschnitt VII.

[1] Vergl. weiter unten über die Pflichten eines guten Herrschers. — Zu beachten ist der demokratische Standpunkt des Kolmarer Anonymus (s. S. 133).

[2] Adolescentia fol. L 3.

[3] Entweder der Fürstentag oder der Reichstag; vergl. die Anmerkung bei Schmidt l. c. I, 172.

[4] Das folgende Idealbild eines guten Herrschers ist vorwiegend seiner ‚Agatharchie‘, einer immer noch beachtenswerthen, im innersten Grunde antimacchiavellistischen Schrift, entnommen; vergl. dann auch namentlich seine Philippica sowie Ad Eberhardum, endlich noch seine Oratio querulosa und Immunitatis defensio. Im einzelnen weichen die Ideen unserer Humanisten hier mehr oder weniger voneinander ab, wobei mannigfache Rücksichten, z. B. ihre Auffassung der päpstlichen Machtbefugnisse — vergl. z. B. Spiegel — maßgebend gewesen sind; auch hier verweise ich wieder auf Abschn. VIII.

Diener er ist. Namentlich soll er seine starke Hand der Verbreitung und Sicherung der göttlichen Religion weihen; die Priester sind ganz besonders seinem Schutze empfohlen, und deshalb soll er sie, gerade wie den Besitzstand der Kirche, zu jeder Zeit zu schirmen und zu vertheidigen bereit sein. Wehe ihm, wenn er seine Hand nach kirchlichem Gute ausstreckt, oder wenn er diejenigen, die Christi Diener auf Erden sind, verfolgt und sie durch Abgaben bedrückt! Das Strafgericht des Allmächtigen wird ihn treffen, und seine Regierung wird dem Lande zum Unsegen gereichen [1]. Ein guter Herrscher achtet die geistliche Autorität und hält die Entscheidungen der kirchlichen Gerichte für heilig und unverletzlich; deshalb hütet er sich auch vor Einmischung in Fragen, welche nur die Kirche angehen. Daß der Herrscher von innigem Glauben an Gott beseelt sein muß, daß er ein sittlich lauterer und reiner Charakter sein soll, versteht sich von selbst; insbesondere soll er sich hüten vor Unkeuschheit, Trunksucht, Ungerechtigkeit und Härte gegen seine Untergebenen; ebenso soll der gute Herrscher — wir hören hier so recht Wimpheling — Bildung und wissenschaftliches Streben nicht nur selbst besitzen, sondern auch nach besten Kräften fördern und unterstützen [2].

So wird trotz der hohen Verehrung, die unsere Humanisten allerorten dem Träger der Krone entgegenbringen, doch nirgends einer willkürlichen Cäsarenwirtschaft das Wort geredet; im Gegentheil: dem Kaiser gegenüber werden die Rechte des Volkes ebenso entschieden als freimüthig betont [3]. Spiegel ertheilt dem Volke in Fällen des Zwistes und der Uneinigkeit die ausschlaggebende Stimme, denn die ‚Satzung des Volkes geht über die fürstliche Constitution', da ja ‚der Fürst nur der Diener und bloß ein Theil des Volkes' ist [4]. Viel schroffer noch betont die Souveränität des Volkes gegenüber der

---

[1] Vergl. z. B. über das Schicksal Arnulfs, der, weil er die Geistlichen bedrängte, an der ‚Läusekrankheit' starb (Epit. c. 15). ‚Wir finden nicht,' schließt Wimpheling ernst, ‚daß irgend einer die Söhne seiner Söhne geschaut oder eines glücklichen Todes gestorben ist, der den Clerus, die Kirche, die Diener Gottes verfolgte, sie schädigte oder schmähte.' Vergl. namentlich auch seine Klagen in den am Schlusse der vorigen Anmerkung genannten Schriften. — Peter von Andlau widmet der heiligen Verpflichtung des Kaisers der Kirche gegenüber ein eigenes Kapitel, das 17. des 2. Buches.

[2] Weiteres über die Pflichten des Kaisers s. in einem andern Zusammenhange unten S. 136 u. 137.

[3] Vergl. dazu unter anderem die Worte des entrüsteten Wimpheling (De arte impress. bei Janssen-Pastor 1, 570): ‚Nach der verabscheuungswürdigen Lehre der neuen Rechtsgelehrten soll der Fürst im Lande alles sein, das Volk aber nichts. Das Volk soll nur gehorchen, Steuern zahlen und Dienste verrichten, und obendrein nicht allein dem Fürsten gehorchen, sondern auch seinen Beamten.' Aehnlich äußert er sich häufiger.

[4] Ligurin. p. 405. — Gerade Spiegel urtheilt in solchen Fragen äußerst nüchtern und verständig; häufig allerdings läßt er aus weiser Vorsicht bloß seine Quellen

Krone der Kolmarer Revolutionär. Das Volk macht bei ihm, dem radicalen Demokraten, recht eigentlich den Staat aus trotz der hohen Meinung, die er von seinem Kaiser-Ideal und von seinem Ideal-Kaiser hat [1]. Einem Kaiser gegenüber, der seine Pflichten nicht erfüllt, der namentlich nicht ‚under den gescribenen rechten beliben' will, ist das Volk zum Einschreiten ermächtigt; ‚wen (denn) daz volk macht ein keiser, und der keiser macht nit daz volk'; ja das Volk beziehungsweise dessen oberster Vertreter ‚het macht, im sin gewalt zu nemmen', und er ist berechtigt, ‚an sin stat ein puren zu eim keiser' zu machen [2]. Wir finden demnach beim Kolmarer Anonymus die ihm ganz ‚geläufige Vorstellung eines socialen deutschen Königthums, das sein in jedem Augenblicke widerrufliches Mandat aus der Hand des souveränen Volkes erhält' [3].

Auch der Pflicht des Gehorsams, den unter normalen Verhältnissen das Volk dem Kaiser bedingungslos schuldet, werden vernünftige Grenzen gesetzt, zunächst und namentlich natürlich in den Fällen, wo das kaiserliche Gebot dem göttlichen widerstreitet [4]. Die Unterthanen sollen eben, bemerkt Hug [5], ‚des keisers gebot volbringen, das sie die gottes gebot nit verseümen, und underscheiden die gottes gebot von den zeitlichen herren'; der Verfasser führt zur Illustrirung seiner Ansicht das Beispiel Julians des Abtrünnigen und seiner ‚kristenlichen ritter' an, die niemals dem Befehle des Kaisers folgten, falls er einem göttlichen Gebote zuwiderlief, sonst aber in allem gehorsam waren [6].

---

reden, doch geht aus allen seinen Ausführungen mit Deutlichkeit hervor, daß er ein ganz entschiedener Gegner des Systems Macchiavellis ist; das ‚L'état c'est moi' Ludwigs XIV. hätte an unserem kaiserlichen Secretär einen entschiedenen Gegner gefunden. Aus der Unzahl von Aeußerungen über Fragen dieser Art sind besonders diejenigen bezeichnend und von Interesse, die sich mit Fällen des Conflictes zwischen Fürst und Staatswohl beschäftigen; der Autor bekennt in solchen Fällen offen und freimüthig seine Farbe; man vergleiche z. B. Ligurin. p. 405: ‚Quoniam princeps non nisi iustas leges potest condere. Iustitia pendet a publica utilitate, *eius gratia princeps est*. Quando igitur factum principis est contra publicam utilitatem aut aequitatem, cessat pro eo vulgaris praesumptio. Nam nihil, ut verum fatear, magis esse decorum aut regale puto.'

[1] Widersprüche dieser Art können uns bei der ganzen Richtung des heißblütigen Reformators nicht wunder nehmen.

[2] Haupt a. a. O. S. 159 fll. [3] Ebd. S. 153.

[4] Das beruht im letzten Grunde auf dem Vorzuge, den unsere Humanisten durchweg der geistlichen bezw. päpstlichen Gewalt der weltlichen respective kaiserlichen gegenüber einräumen; s. Abschnitt VIII. Vergl. Wimphelings Adolescentia fol. XII, wo die Pflicht des Gehorsams gegen Könige und Fürsten ausdrücklich von der Gerechtigkeit ihrer Befehle abhängig gemacht wird. [5] L. c. Fol. G 3.

[6] Man vergleiche auch die freimüthige Aeußerung bei Spiegel, Ligurin. p. 328. Der Deutsche, versichert uns der Autor, gehorcht gern und freudig seinem Kaiser; aber

Das hervorragendste politische Recht des deutschen Volkes ist das der Königswahl, das es einzig seinen hervorleuchtenden Tugenden verdankt; es ist ein Recht, das so vollständig mit der deutschen Nation verwachsen ist, daß keiner, und sei es auch der Papst, dieses Recht nehmen beziehungsweise schmälern kann, falls nicht ganz außergewöhnliche Verhältnisse vorliegen [1]. Deshalb ist es auch heilige Pflicht jedes Deutschen, vor allen andern Fürsten diejenigen ganz besonders zu achten, die ‚macht hont, zu welen ein römischen kunig, der darnach zu krönen ist von dem heilichen stul zu Rom zu eynem römischen keiser‘ [2]; die drei geistlichen unter den sieben wirken auf friedlichem Wege für des Reiches Wohlfahrt und schirmen es tapfer, denn ‚ein drifach seil kümerlich (difficulter) bricht‘, während den vier weltlichen ‚zimpt, mit gewalt und mit dem schwert ungehorsamme und böse zu zwingen‘ [3].

Sind so unsere Humanisten begeisterte Anhänger des Wahlreiches [4], so wird andererseits doch auch immer wieder das Königthum von Gottes Gnaden betont; gerade diese Idee zeigt bei ihnen eine Tiefe und Innigkeit, die über die ganze Auffassung der Kaiserwürde bei unsern Autoren eine höhere Weihe ausgießt. Sehr schön entwickelt seine Ansicht Brant in seiner Darstellung des ‚Reiches Christi‘. Alle Gewalt im Himmel und auf Erden geht auf Christus zurück, und nur durch ihn und seinen göttlichen Vater regieren die Könige der Welt; denn er ist der Herr alles Erschaffenen [5]. — ‚Und niemandt hat gewalt‘,

---

sich durch Plackereien aller Art mürbe machen zu lassen wie Sklavenseelen — er exemplificirt auf die Gallier —, das ist nicht seine Art; Tyrannei erträgt eben das deutsche Volk, das allein von allen Nationen seine ursprüngliche Art treu bewahrt hat, auf keinen Fall. — Hier mag man auch die Ausführungen Brants in seiner ‚Freiheitstafel‘ beachten; die Lobpreisung der Freiheit als des höchsten, unschätzbaren Gutes, die Verdammung der Tyrannei und der Hinweis auf bezeichnende Beispiele sind sehr bemerkenswerth.

[1] Vergl. das Nähere darüber in Abschnitt VIII.

[2] Vergl. Hug a. a. O. fol. F 1. — ‚Pars corporis Caesaris‘ nennt sie Andlau (l. c. II, 12), den man auch hier vergleichen wolle.

[3] Hug a. a. O. fol. A 6. B 1.

[4] Sie preisen deshalb auch Gregor V., der — nach der bekannten Tradition — das erhabene Recht, den römischen Kaiser zu küren, den Deutschen ob ihrer einzigen Stellung allen andern Völkern gegenüber verliehen habe; vergl. z. B. Wimphelings Epit. c. 21: Gregor bestimmte nicht ohne des Kaisers Zustimmung — ‚und diese Verordnung wird noch jetzt beobachtet‘ —, ‚daß einzig und allein den Deutschen das Recht zustehe, den Herrscher zu wählen, der „Cäsar“ und römischer König genannt würde, der aber dann erst als Imperator und Augustus anzusehen sei, wenn er vom Papste die Salbung erhalten‘. — Vergl. namentlich auch Andlaus De imp. Rom. lib. I, c. 1 sqq., und Brants Var. carm. fol. a 8.

[5] S. das Gedicht im Anhang Nr. 6; vergl. auch Var. carm. fol. d 1 sqq., namentlich fol. e 2ᵃ.

schreibt Adelphus in seiner Türkischen Chronik [1], ‚oder oberkeit in disem ertrich dann allein von im‘, und an einer andern Stelle [2]: ‚Es spricht der Prophet: Das hertz des künigs ist in der handt gottes, und wo er hyn will, do wendet er es hyn, dann aller gewalt ist allein von got, und wer dem widerstrebt, der thut wider got, dan die obern seind gottes hand und werkzeug, durch die er würcket in diser welt nach heil unser selen.‘ [3]

Des Kaisers Majestät und Würde, zugleich aber auch seine Aufgabe wird versinnbildet durch den Glanz und die tiefere Bedeutung seines äußeren Schmuckes. Hug widmet den Attributen der kaiserlichen Macht eine längere, nicht uninteressante Betrachtung [4]. Der Reichsapfel, führt er aus, reprä-

[1] Fol. 390. [2] Fol. A 4.

[3] Vergl. Gebwiler, Panegiris fol. a 4: ‚Nemo quippe regum est, qui non divina providentia populo praeficiatur, unde principem esse fato dari Tiberius caesar asserebat, divinae praeterea literae omnem potestatem a Deo manare testantur, quod et Christus in evangelio approbans non haberes ait in me aliquam potestatem nisi tibi superne data esset, item et alia scriptura, qui potestati resistit, deo resistit etc.‘ (er legt weiter dar, daß auch die schlechtesten Könige — man beachte den Gegensatz zu Spiegel (s. S. 137 Anm.) — Anspruch auf Achtung und Liebe seitens des Volkes hätten, denn sie sind eben auch von Gott eingesetzt). — Spiegel entwickelt seine Ansichten über das Königthum von Gottes Gnaden (‚a solo Deo ius et potestatem imperii derivari‘) mit heftigen Ausfällen gegen Rom. Vergl. die folgende Anmerkung und Abschnitt VIII; siehe namentlich auch Peters von Andlau De imp. Rom. lib. I, c. 2; lib. II, c. 9.

[4] Vergl. besonders noch Peters von Andlau De imp. Rom. lib. II, c. 4, p. 89; er fügt seiner sehr eingehenden Betrachtung auch eine historische Ueberſicht bei. Bezüglich der goldenen Krone bemerkt er (p. 96): ‚Est autem sciendum, quod haec tertia corona, qua coronatur per papam, de puro auro esse debet et designat aurum, quod omnibus metallis est excellentius, ipsum imperatorem aliis regibus et principibus in potentia et iustitia excellentiorem esse debere.‘ Vergl. Abschnitt VII. — Bemerkenswerth ist auch, was Peter (l. c. lib. II, c. 14) über den Reichsadler sagt. Dieser, das stolze Siegeszeichen der römischen Heere, ist jetzt, wie es sich gebührt, das kaiserliche Wappen geworden, das allen andern Völkern und Königen den einzigartigen Vorrang des römischen Kaisers anzeigen soll. — Aeußerst wenig Gewicht (für seine Zeit höchst auffällig) legt auf die Formalien bei der Kaiserkrönung bezw. auf die kaiserlichen Attribute Spiegel; er betont wieder und wieder, daß Gott und durch ihn als sein Werkzeug das ‚Volk den König mache‘; alles andere ist ihm Nebensache, ja nicht selten spottet er förmlich über solche Aeußerlichkeiten; vergl. die sehr starke Stelle (Ant. Panormit. p. 201): ‚Henricus septimus Italis, *nobis* vero debet esse *octavus*‘; denn Heinrich I. ‚non dignantur nomine catalogove Romanorum Augustorum, quod Romae nec unctionem nec coronam susceperit, quod *nugatorium ridiculumque est*, quum sub Romanis pontificibus plerique fuerint imperatores nec inuncti nec coronati‘. Vergl. auch Ligurin. p. 376 und namentlich ibid. p. 381: ‚Uno simul ore parique consensu omnes legum interpretes statuunt haec, quae ad coronationem attinent, fieri magis honoris et officii caussa, quam vel necessario, vel ut ex hac actione quicquam Caesaribus accedat. Si quidem *electio solum*

sentirt die ‚gewalt, die eyn römischer keyser hat uff dem ertrich und uff dem wasser'; der Kaiser soll überall ‚frid und gerechtikeit' handhaben und nicht nur im Kriege, sondern auch im Frieden ‚freveler menschen boßheit uß treiben und nieder trucken'. Das Haupt des deutschen Kaisers zieren nicht weniger als drei Kronen, die alle eine hohe symbolische Bedeutung haben. Die eiserne Krone, die er in Aachen vom Kölner Erzbischof empfängt, soll ihn erinnern an die ‚stercke, durch die ein römischer keiser die figende des heiligen römischen reichs uberwinden und die unglaubigen nyder drucken sol'. Die zweite Krone ist die silberne, welche dem Kaiser vom Erzbischof von Mailand aufgesetzt wird; sie deutet darauf hin, daß ‚ein römischer keyser eins reynen und claren lebens sol syn', denn ‚das silber bedüth reinikeit und clorheit'. Die dritte Krone endlich, die goldene, ist das Symbol der Weltherrschaft des deutschen Kaisers, und deshalb wird dieser kostbare und einzige Schmuck auch nur verliehen vom Papste ‚in sant Peters münster'. Ein wesentliches Attribut des römischen Kaisers ist das Schwert, das ihm bei seiner Krönung feierlich überreicht wird. Es soll ihm sein eine heilige Wehr, ‚domit er die widerspenstigen und ungehorsamen straffen und zwingen soll, wan (denn) er ist ein richter und diener an gottes stat gegen eim jeden, der ubels und unrecht wurcken ist'. Deshalb soll der Träger dieses heiligen Schwertes sich immer wohl bewußt bleiben, was Gott von ihm fordert; er

---

ad imperatoris substantiam pertinet, ad solemnitatem reliqua, ut confirmatio, inunctio, consecratio, coronatio. Nec illud officit, quod ante coronationem appelletur rex Romanorum, et perinde nequeat usurpare nomen gubernaculave, quandoquidem hae duae voculae rex Romanorum et imperator idem omnino valent et synonymae sunt, ... scribitur promiscue et imperatoris maiestas et regale culmen etc.' Er stimmt vollständig seinem Gewährsmanne bei, der behauptet, daß der von den Deutschen gewählte König ‚wahrer und gesetzmäßiger Kaiser' und daß er von der Stunde an alle Obliegenheiten eines römischen Kaisers zu erfüllen befugt sei. Doch, fügt Spiegel etwas zahm hinzu (ibid. p. 382), wenn alle diese Dinge — Krönung u. s. w. — auch im Grunde an der kaiserlichen Gewalt nichts ändern, so sind sie doch nicht gerade zu verachten — man beachte den Widerspruch mit obiger Stelle (Ant. Panormit. p. 201) —, ‚cum eam vim habeant, ut sancti spiritus munera conferant augeaturque interius quod exterius unctio praesignat'. Eine starke, wohl durch die Politik seiner Tage veranlaßte Abneigung gegen Rom spricht aus all diesen Ausführungen; vergl. darüber weiter Abschnitt VIII. — An manchen dieser Stellen wird man unwillkürlich an Lupold von Bebenburg (s. folgenden Abschnitt) erinnert. — Spiegel selbst fühlte übrigens sehr wohl das Abweichende und Auffällige, das in seiner schroffen Ansicht über diese Dinge lag, aber er war überzeugt von der Wahrheit seines Urtheils; vergl. z. B. die bezeichnende Stelle im Iur. civ. lex. fol. L 5: ‚Imperatorem verum fieri, qui septem virorum Germaniae, quos electores vocamus, suffragiis Caesar i. e. Romanorum rex designatus est, *libere* sed tamen *vere* ... copiosius aliquanto a me (im Ligurinus) relatum est.' — Weiteres über Spiegels Ansichten s. in den folgenden Abschnitten.

soll ‚das unrecht zu straffen nit liderlich noch seumig sein‘, denn sonst ‚bewegt er wider sich den gottes zorn und pestelenz, teürung und krieg und andere plagen verschafft er zu kommen uber das folck gottes‘. Das letzte Zeichen der kaiserlichen Würde ist das Scepter; es soll ‚bedeuthen den keyserlichen gewalt, den er soll beweisen allen menschen mit genaden, doch aller meyst den frummen und unschuldigen, dieselben zu beschirmen wider die frevelen und ungerechten menschen‘; das ist eine schöne Aufgabe und eine erhabene Pflicht, die den römischen Kaiser mehr ziert als alles andere. Gerade dadurch, daß er diese hohe Aufgabe erfüllt, arbeitet er im Sinne der göttlichen Vorsehung, indem er ‚einem yeden gibt, das sein ist . . . und abwent das recht von dem unrechten und abscheidt das zimlich von dem unzimlichen‘ [1].

[1] Vergl. über die Pflichten des Kaisers noch Peter von Andlau l. c. lib. II, c. 16, p. 129 sqq.; Kolmarer Anonymus, z. B. die Stelle bei Haupt a. a. O. S. 220 fll.; Adelphus, Türk. Chronik fol. A 4; Gebwilers Panegiris fol. b 3; Brant bei Zarncke a. a. O. XXXVII, 10 u. 196, 1; Var. carm. fol. e 2. — Namentlich ist zu vergleichen Spiegel, der uns in seinen Scholien zu Ant. Panormit. sein Kaiserideal entwickelt; er denkt dort wie auch sonst sehr strenge über den Kaiser und seine Pflichten nach seinem Grundsatze (Ligurin. p. 407): ‚Keiner kann ein guter Herrscher sein, der nicht zugleich ein guter Mensch ist.‘ ‚Huic‘, setzt er ernst und freimüthig hinzu, ‚tuto permitti possunt omnia, mediocri non omnia, malo nihil.‘ Vergl. Ligurin. p. 406, wo er seine Ansicht kurz und bündig mittheilt: ‚Si quidem . . . imperatoriam maiestatem non solum armis decoratam, sed etiam legibus oportet esse armatam, ut utrumque tempus et bellorum et pacis recte possit gubernari et princeps Romanus non solum in hostilibus praeliis victor exsistat, sed etiam per legitimos tramites calumniantium iniquitates expellat et fiat tam iuris religiosissimus quam victis hostibus triumphator magnificus.‘ Deshalb, fährt er fort, paßt es schlecht zu einem Kaiser, die Feinde zu besiegen, wenn er sich selbst nicht besiegen kann, wenn er der tägliche Sklave seiner Leidenschaften ist. — Dieser letzte Gedanke namentlich auch bei Geiler: ‚Dan regierst du wol ander, wan dich dein vernunfft regiert; wem wil der wol, der im silber (sich selber) übel wil? O künig, regierest du dich, so bist du ein künig; regierest du dich nit, so hast du den namen. . . . Das wer das recht regiment, sich selber regieren, aber es würt selten funden uff erdtreich‘ 2c. (Predigt über das Narrenschiff, Ausgabe 1520, fol. i 6). Vergl. auch Hug (l. c. fol. L 1), der entwickelt, der König wie alle Herrscher sollten sein ‚ein gut exempel den glöbigen menschen in worten, in wesen, in götlicher liebe, in glouben, in keuscheitt‘.

VI. Das römische Kaiserthum der deutschen Nation.

Unter den Ehren- und Ruhmestiteln, welche unsere Humanisten den von ihnen so gefeierten deutschen Kaisern beilegen, gilt ihnen — von dem Kaiser als ‚Herrn der Welt‘ wird hier abgesehen — als der erhabenste und ehrwürdigste der des imperator Romanus. In ihren Augen sind die Herrscher auf dem deutschen Throne die directen Nachfolger der römischen Kaiser, und unsere Autoren construiren deshalb, wie das ganze Mittelalter, eine ununterbrochene Reihe römischer Imperatoren von Cäsar oder Augustus bis auf ihre Tage. Daher erklärt sich die Beachtung, welche bei der historischen Darstellung jene beiden Römer finden: man glaubte eben die Nachkommen nicht würdig feiern zu können, wenn man dem Ahnherrn nicht gerecht geworden sei[1]. Auf dieser Idee von der hohen geschichtlichen Bedeutung und der einzigartigen Stellung des römisch-deutschen Imperiums ist zum guten Theile die bis ins Schwärmerische sich steigernde Verehrung begründet, die den Trägern der Krone bei jeder sich bietenden Veranlassung, oft genug auch ohne eine solche[2], entgegengebracht wird. Gerade an denjenigen Stellen, die der Betrachtung dieser unvergleichlichen Würde der deutschen Kaiser und der Begründung ihres Anspruches auf das imperium Romanum gewidmet sind, werden unsere Humanisten außergewöhnlich lebhaft, warm und entschieden. Und gerade an Stellen dieser Art blickt der uns schon bekannte trotzige und

[1] Vergl. unter anderem die Schrift von Ringmann Philesius: Julius der erste Römisch Keiser . . . erstmals uß dem latein in tütsch gebracht . . . Straßburg 1508, Einleitung; s. dort namentlich auch über den Zweck seiner Uebersetzung (fol. A 6): ‚Was mag aber under allen historien Tütscher nacion fruchtbarer und anmütiger sein, dann in welicher gestalt das keiserthum entsprungen sey?‘ u. s. w. Vergl. auch die echt Wimphelingsche Auffassung Philippica fol. B 1.

[2] Das ist namentlich bei Wimpheling der Fall; man sieht eben aus allem, welches Gewicht er gerade auf diese Würde der Deutschen legt. Mitten in eine fremde Materie hinein wirft er nicht selten — für den Leser geradezu überraschend und auffällig — ein paar Worte, eine kurze Phrase, eine scharf pointirte Bemerkung, welche diese Lieblingsidee des Autors zum Ausdrucke bringt; es ist, als ob er fürchte, man könnte diese Thatsache vielleicht immer noch zu wenig würdigen; s. weiter unten die Bemerkung im Texte S. 139.

trutzige Nationalsinn unserer Autoren aus jeder Zeile hervor; sie hüten und schützen dieses kostbare Palladium mit ebenso großer Entschiedenheit als edlem Freimuthe, und das oft in Zeiten, die wohl danach angethan waren, ihr Herz erzittern zu lassen; in ihren rein theoretischen und historischen Erörterungen über unsere Frage ergehen sie sich — so namentlich Wimpheling und Brant [1] — häufig genug in absichtlichen Weitschweifigkeiten; ja sie scheuen auffallende Wiederholungen nicht, als müßten sie fürchten, der Leser könne wohl noch nicht voll und ganz überzeugt sein.

Die historische Darstellung der Uebertragung der römischen Kaiserwürde auf die Deutschen macht einen Haupttheil von Wimphelings Epitome wie dessen Germania aus. Der Autor weist bis ins einzelne nach, wie das Kaiserthum von den Römern auf die Griechen und von diesen auf die deutsche Nation überging [2]; ja er gibt noch speciell [3] die Volksstämme an, die bis auf Karl den Großen beziehungsweise Pipin im Laufe der Jahrhunderte das Imperium innegehabt haben. Es kommt ihm in seiner ganzen Darstellung hauptsächlich darauf an, zu zeigen, daß durch eine ununterbrochene Reihe von Trägern sich die Kaiserkrone fortgeerbt habe bis auf Maximilian, und daß ein legitimer Zusammenhang zwischen dem Imperium der deutschen und der vorher mit dem Diadem ausgestatteten Nationen bestehe; nebenher läuft der andere Zweck, zu beweisen, daß speciell die Franzosen niemals im Besitze der römischen Krone gewesen seien [4], falls — Wimpheling ist

[1] Zu beachten ist für unsern und die folgenden Abschnitte das lebhafte Interesse, welches Brant und Wimpheling rechtshistorischen Studien zuwandten; letzterer gab die rechtsgeschichtliche Untersuchung des uns schon bekannten (s. S. 23 Note 1) Bamberger Bischofs Lupold De iuribus et translatione imperii (Straßburg 1508) heraus. Die Schrift dieses schwärmerischen Patrioten legt im allgemeinen die Gedanken unserer Humanisten über das Kaiserthum der Deutschen dar (vergl. die einleitenden Verse von Brant bei Riegger a. a. O. S. 310; über Lupold s. Riezler, Die literarischen Widersacher der Päpste zur Zeit Ludwigs des Baiers [Leipzig 1874] und die folgenden Kapitel); bemerkenswerth ist in all diesen Fragen der Einfluß Peters von Andlau, dessen Ansichten deshalb im Folgenden eingehendere Beachtung und Würdigung gefunden haben. — Uebrigens trug sich auch Adelphus mit dem Plane einer Darstellung der Uebertragung des Imperiums auf die Deutschen. S. seine Türkische Chronik fol. C 3: ‚Wie aber und durch was mittel derselbig — der keiserlich stul — uff die Teutschen und Latinischen kommen sey, wöllen wir nachmals in einem besondern tractat setzen.' Man vergl. zur Beliebtheit dieses Themas noch die Schrift Opusculum Mich. Coccinii Tübing. alias Köchlin dicti: De imperii a Graecis ad Germanos tralatione. Am Ende: J. Grüninger impr. Argent. — ein von glühendem Patriotismus getragenes Büchlein, das so ganz an die Art der elsässischen Humanisten erinnert (vergl. auch oben S. 138 Anm. 1).

[2] S. z. B. Germ. fol. d 2^b; Epit. c. 9. [3] Germ. ibid.

[4] Vergl. namentlich die Ausführungen in seiner Germania. Für die Franzosen

vorsichtig genug, das hinzuzufügen — der betreffende König nicht etwa nach ‚Ursprung, Abstammung und väterlichem Geschlecht ein Deutscher gewesen sei‘ [1].

Um nicht Bekanntes zu wiederholen, greife ich hier nur einiges aus der Beweisführung Wimphelings heraus. Als besonders gewichtiger Zeuge gilt unserem Autor der Papst Innocenz III., der die Thatsache der Uebertragung des imperium Romanum auf die Deutschen ausdrücklich bestätige [2]. Von Karl dem Großen, dessen Deutschthum, wie wir wissen, Wimpheling an einer Unzahl von Stellen zu beweisen sucht [3], ist dann die römische Krone übergegangen auf dessen Nachfolger im Reiche, auf Männer ‚aus den edelsten Häusern Deutschlands, aus Sachsen, Bayern, Oesterreich, Schwaben, Habsburg, Nassau und Luxemburg‘ [4]. So blieb, wie unser Humanist immer wieder betont, die Kaiserkrone seit dem großen Karl stets bei Deutschland, und das, fügt er mit Stolz hinzu, nach Fug und Recht, denn das Diadem war eben eine hohe und einzige Auszeichnung, die nur einer solchen Nation zu theil werden konnte, die sich derselben in jeder Weise würdig gemacht hatte; ein solches Volk aber waren die ‚hochherzigen, charakterfesten und wahrheitsliebenden‘ Deutschen, nicht aber die ‚kleinmüthigen, leichtsinnigen und wetterwendischen‘ Franzosen [5]. Wahrlich, auf die Krone der Cäsaren konnte nur eine Nation Anspruch machen, die stets gern und freudig ihr Blut für die Vertheidigung ihrer höchsten Güter vergoß, die immer mannhaft und furchtlos für den heiligen Glauben eintrat und der Kirche ebenso treue Söhne als tapfere Kämpfer schenkte [6]; eine Nation zugleich, die mit ungestümem Mannes-

(oder ein anderes Volk) bleibt hier gar kein Raum; denn, wie Wimpheling (Orat. querul. l. c. p. 385) ausdrücklich zu bemerken sich veranlaßt sieht, das Imperium ging von den Griechen *‚absque ullo intervallo‘* auf die Deutschen über; vergl. auch seine Versicherung Epit. c. 9: ‚Die eine Thatsache steht außer allem Zweifel fest, daß nämlich die römische Kaiserwürde wegen der Nichtswürdigkeit der Kaiser von Konstantinopel auf die Deutschen übertragen worden ist.‘

[1] Germ. fol. d 2^b (an zwei Stellen). [2] Epit. c. 22. Germ. fol. d 4^a.

[3] Die Frage nach der Nationalität Karls des Großen bedeutet für unsere Hauptfrage natürlich schließlich alles, und es ist deshalb verständlich, daß man überhaupt bei historisch-politischen Untersuchungen dieser Art immer wieder an seine Person anknüpfte (vergl. den folgenden Abschnitt).

[4] Vergl. Germ. fol. d 2^b; Epit. c. 22.

[5] Vergl. Epit. ibid.

[6] Vergl. die schöne Stelle Orat. querul. l. c. p. 391: ‚Proh pudor! Germani quondam principes, proceres atque satellites pro Christi fide, pro terra sancta recuperanda, pro Romanae sedis defensione, pro ecclesiastica libertate tutanda bella susceperunt, sanguinem fuderunt, animas Deo sponte dedicarunt atque ita sibi primum nominis sui memoriam sempiternam, deinde posteritati suae perpetuam ac immortalem gloriam, postremum vero nationi nostrae summam laudem excelsumque Romani regni solium gloriose pepererunt.‘

muthe Bildung und edles wissenschaftliches Streben verband [1]. So begreift man es, wenn durch den Willen der Vorsehung einerseits die Königskrone von dem entarteten Merowingergeschlecht überging auf den ‚deutschen' Pipin [2] und andererseits des Papstes Einsicht den großen Karl zum römischen Imperator erhob, ‚da er erkannte, daß die Kaiser von Konstantinopel die Ehre dieses Namens mit Füßen traten und daß deshalb Rom und selbst ganz Italien großes Ungemach zu leiden habe' [3]. Die Franzosen machten anfänglich gegen eine solche Auszeichnung der ihnen verhaßten Deutschen Front; als aber nach dem Aussterben des karolingischen Geschlechtes in ihrem Lande eine neue Linie auf den Thron kam, da hörte die Opposition allgemach auf; Frankreich gab nach und erkannte eben durch diesen Verzicht den Anspruch der Deutschen auf die römische Krone als factisch zu Recht bestehend an [4]. Sein Eifer für die Sache reißt Wimpheling auch hier wieder zu Uebertreibungen hin; es ist ihm nicht genug, daß die Germanen die rechtmäßigen Nachfolger der Griechen auf dem Kaiserthrone sind: nein, er behauptet sogar, daß die römische Kaiserwürde eigentlich nur zu den Deutschen ‚zurückgekehrt' sei, da ja schon die Kaiser Diocletian, Decius, Probus, Jovinian und Valentinian Deutsche gewesen seien [5].

Bei B r a n t finden wir ganz dieselben Anschauungen und Gedanken wie bei Wimpheling [6]. Auch bei ihm haben sich die Deutschen durch ihre hervor-

---

[1] Daß bei Wimpheling dieser Gedanke nicht fehlen durfte, ist selbstverständlich; vergl. z. B. Ad Eberhardum fol. b 4, wo er geradezu sagt, das imperium Romanum hätte von den Päpsten unmöglich auf die Deutschen übertragen werden können, wenn die Altvorderen so roh und ungebildet gewesen wären wie die ‚bäurischen Gesellen' seiner Tage; denn, schließt er, die Päpste erkannten sehr wohl, daß ohne die Wissenschaft ‚weder auf militärischem Gebiete etwas geleistet noch das römische Kaiserthum mit Glück verwaltet werden konnte'. Deshalb auch die düstere Befürchtung bei ihm, daß das Imperium von Deutschland genommen werden könnte, wenn man auf Bildung nicht mehr Gewicht lege. Vergl. unter anderem seine bezeichnenden Worte (Pro concordia dialecticorum . . . [s. über die Schrift S. 10 Note 1] fol. a 3): ‚Quid mirum, si a nostra natione Romanum tandem transferatur Imperium, *quae summa tamen est gloria Germanorum,* quam maiores nostri sanguine suo pepererunt?'

[2] S. viele Stellen der Germania und Epitome. — Philippica fol. A 5 wird die Einfältigkeit und Dummheit Childerichs als Grund seiner Entthronung angegeben, ein Beispiel, das der Pädagoge natürlich wieder für seine Mahnung zur Pflege der Wissenschaft ausbeutet. [3] Epit. c. 9. [4] Ibid. c. 22.

[5] Ibid. c. 9 (‚unde magis a Graecis in Germanos rediisse imperium dici potest quam translatum').

[6] Vergl. auch Ringmann Philesius, Julius der erste Röm. Keiser fol. A 5: ‚. . . Nach dem allen fiel daz keiserthum uber lange iar Carolo magno zu, der ein geborner teutscher . . . waz, und ist also vor und nach verlierung Constantinopolis biß uff den hütigen tag s u n d e r l i c h e r t u g e n t u n d r e d l i c h e r m a n h e i t h a l b e n by

ragenden Tugenden die Würde des imperium Romanum erworben. ‚Der Tütschen lob', singt er [1]:

Der Tütschen lob was hochgeert
Und hatt erworben durch solch rum,
Das man jnn gab das keyserthum.

Deshalb ruft der Dichter seinen Landsleuten zu, des Reiches Glanz immer als ein theures Vermächtniß der Ahnen anzusehen, deren Schweiß und Waffen ihrer Nation diese einzige Würde verschafft hätten [2].

Eine Geschichte des Imperiums, die an die ähnliche Wimphelings erinnert, gibt Brant in seinem Gedichtecyklus De corrupto ordine vivendi [3]. Da sehen wir vor unsern Augen entstehen die Reiche der Assyrer, Meder, Juden, Perser, Alexanders, der Römer, das Reich Christi, Konstantins des Großen und seiner griechischen Nachfolger. Von ihnen ging das Imperium, da die Kirche bei den Byzantinern keinen Schutz fand, auf die ‚frommen und tapferen' Deutschen über; denn Karl der Große, dem es zuerst übertragen wurde, war ein deutscher König, und zwar ein Ostfranke [4]. Nach Karl verblieb die Kaiserwürde beim Stamme der Deutschen alle Jahrhunderte hindurch. Das ist für unser Volk ein ewiger Ruhm, zumal von allen Nationen, welche jemals das Diadem

den tütschen und, ob got will, würt füro lenger bleiben.' Peter Schott sagt kurz und bündig (Lucubrat. fol. 156):

‚Me tibi si cupias Germanas pandere vires,
Romanum virtus nostra habet imperium.'

[1] Narrenschiff 99, 140 fll. Vergl. De orig. fol. S.

[2] Vergl. unter anderem Var. carm. fol. h 1 (s. daraus die Stelle auf S. 98).

[3] Var. carm. fol. a 1 sqq.; vergl. auch manche Stellen von De origine.

[4] Var. carm. fol. a 7:

‚Translato imperio a Graecis Germana repente
Natio suscepit regia sceptra et opus,
Germanus quia nam nostro quoque notus in orbe
Karolus et vero semine theuton erat,
Nempe orientalis francus fuit, unde recepit
Francia Gallorum quod modo nomen habet.'

Interessant ist die Beobachtung, daß diese Versicherung bezüglich der Nationalität Karls dem Dichter noch nicht genügend erscheint; denn in der Gedichtsammlung In laudem Divi Maximiliani macht er zu obiger Stelle den bezeichnenden Zusatz (siehe Zarncke a. a. O. 196, 2): ‚Ein Franke war dieser Karl, kein Franzose' — offenbar in der Absicht, jeden Versuch, den ‚Franken' hier für einen ‚Franzosen' zu halten, direct von der Hand zu weisen. Vergl. auch De orig. fol. J 1. — Allerdings unterscheidet Brant — ein damals sehr geläufiger Fehler — selbst häufig nicht genau zwischen Franken und Franzosen. — Peutinger stützt sich übrigens auf diese Beweisführung Brants und führt dessen Verse wörtlich an. Vergl. Sermon. conviv. fol. d 4.

besessen, keine diese Würde so lange behauptet hat als gerade die deutsche. Und diese Ehre ist um so bedeutungsvoller und kostbarer, als bei den Deutschen nicht das blinde Geschick den Nachfolger auf dem Throne bestimmt, sondern die freie Wahl erlauchter, der Krone selbst würdiger Männer; so wurde durch die Erhebung der Tüchtigsten der Nation jene Würde in ihrer alten Herrlichkeit erhalten [1].

Brant empfand es nach seinem Standpunkte in dieser Frage natürlich schmerzlich, daß Maximilian, wenngleich rechtmäßiger Inhaber des Imperiums, die äußere Sanction seiner kaiserlichen Würde durch den Papst noch nicht empfangen hatte [2]. Wieder und wieder ermahnt er deshalb den Kaiser, nach Rom zu ziehen, um sich das Diadem zu holen [3]; mit inbrünstigem Gebete begleitet er seinen kaiserlichen Herrn auf seinem Zuge über die Alpen. Aus aufrichtigem Herzen kommt ihm die Bitte:

> Laßt um Gnade uns flehn und Erbarmen an den Altären,
> Mög' unser heißes Gebet rühren der Himmlischen Herz,
> Daß doch wenigstens ihn, den Herrscher, die heilige Jungfrau
> Schütze mit schirmender Hand, ihn, so hochherzig und mild!
> O, jetzt weilt er im Lande der schrecklich wüthenden Seuche,
> Möge er dort im Glück führen das kaiserlich Schwert!
> Bringe zurück, o König, uns Waffen und Krone des Kaisers,
> Strahlend in Ehre und Glanz einzig vor allen, o Fürst!
> Ja, wir wollen dir folgen als Christen in Liebe geeinigt;
> Möge die Welt nun seh'n, daß Gottes Streiter wir sind.
> Namentlich du, Italiens Volk, gehorche dem Kaiser,
> Daß nicht des schlimmeren Herrn rächende Strafe dich treff!' [4]

‚Dein Rom ruft dich, dein Rom wartet auf deinen Triumph', singt er in Erwartung der Ehre, die seinem Kaiser dort zu theil werden würde [5].

Unheimlich und erschütternd ist für Brant der Gedanke, daß eine Zeit kommen könnte, wo die Auszeichnung des imperium Romanum von den Deutschen genommen würde — und doch mußte ihm die Trostlosigkeit der damaligen Verhältnisse im Reiche jenen Gedanken mehr als einmal nahelegen; dazu kommen noch allerlei Wunderzeichen, die den Dichter schrecken und ihm die

---

[1] Var. carm. fol. a 8.

[2] Brant unterscheidet, wo der principielle Standpunkt in Frage kommt, noch strenge zwischen ‚Kaiser' und ‚König' in der geläufigen Auffassung. Vergl. unter anderem De orig. fol. J 8: ‚Qui Caesar tunc et Romanorum rex dictus, si a Romano pontifice coronabitur, imperator Augustus appellatur.' — Spiegel steht mit seiner uns schon bekannten schroffen Ansicht über diesen Punkt in unserem Kreise isolirt.

[3] Vergl. namentlich Var. carm. fol. f 5 sqq.; vergl. die Stelle daraus oben S. 90.

[4] Var. carm. h 1 (das Gedicht handelt von der damals grassirenden Lustseuche).

[5] Zarncke a. a. O. S. 198 (natürlich zu einer Zeit geschrieben, wo Brant einen solchen Erfolg noch für möglich hielt).

Möglichkeit eines solch schmachvollen Ereignisses vor die Seele rücken. ‚O Deutschland‘, hören wir ihn wiederholt klagen [1], ‚hülle dich in Trauer, denn das Scepter wird aus deinen Händen genommen werden! Wer gibt meinen Augen Thränen, um den Zusammenbruch des Reiches zu beweinen!‘

In dieser düsteren Stimmung ist der schon mehrfach erwähnte Brief an Peutinger geschrieben, der uns in ergreifenden Worten den ganzen Schmerz eines mitfühlenden, wackeren Patrioten vor Augen führt; diese ernste Klage Brants zeigt uns so recht, wie tief in ihm die Ueberzeugung von der Würde des deutschen Kaiserthums wurzelte. Freilich, er scheint sich bei einer stoischen Betrachtung der Dinge zu trösten; aber aus jeder Zeile blickt der Gram eines Mannes hervor, der im Begriffe steht, von einer lang gehegten und gepflegten Idee Abschied zu nehmen; wir fühlen, wie unser Humanist förmlich danach ringt, ruhig und gefaßt zu erscheinen, aber die innere Bewegung zittert doch in all seinen Gedanken nach. ‚Lange habe ich‘, sehen wir ihn erörtern [2], ‚des Reiches Geschick beklagt; fast habe ich für dasselbe keine Thränen mehr, denn ich sehe, daß alles nach einer eisernen Nothwendigkeit geschieht. Was ich vor langer Zeit über die verkehrte Ordnung in der Welt geschrieben und geweissagt habe, das ist leider eingetroffen: Alles in Zwietracht, kein Gesetz, keine Freundschaft mehr auf der Welt! Alle wüthen gegen einander wie Löwen und Wölfe. O wie sehr fürchte ich, daß die inneren Kämpfe so weiter gehen werden! Und noch eine andere Furcht beschleicht mich: das Schicksal nimmt uns vielleicht gar das Scepter, und unser Reich sinkt in den Staub! Viele Vorzeichen deuten darauf hin, aber keiner denkt, daß der Tag so nahe ist. O das ist schrecklich! Und doch braucht sich niemand über diesen Verlauf der Dinge zu wundern! Denn nicht klebt das imperium Romanum so an der deutschen Scholle, daß es nicht auch anderswohin gehen könnte; es kann ja doch auf demselben Wege, auf dem es von den Assyrern auf die Perser, von den Medern auf die Griechen, von den Griechen auf die Römer und von diesen auf die Germanen übertragen ist, weiter gehen, wenn das Schicksal es will. — Einst gab es eine Zeit, wo der Kaiser von sich ungefähr behaupten konnte: Ich bin der Herr der Welt. Nun ist das römische Kaiserthum kein Gegenstand der Freude mehr, nein es ist ein Beweis für die menschliche Hinfälligkeit und die Laune des Glückes. Keine besseren Zeiten werden

[1] Vergl. z. B. Var. carm. fol. a 7:

‚Tempus erit, sceptrum a nobis tolletur et ibit
Longius, ah saltem theutona terra dole!
Quis mihi, quis lachrymas dabit, ut deflere ruinam
Communem possim vel gemere interitum!‘

[2] Ich lege zu Grunde die — etwas unvollständige — Wiedergabe des Briefes bei Wencker, Apparat. archivorum p. 26 sqq.

kommen, im Gegentheil: ich fürchte, schlimmere, weil eben, wie große Männer ahnten und die Dinge durch offenbare Anzeichen uns darthun, die Menschheit immer schlechter wird, da ja alles zu Verderben und Sturz sich hinneigt. Und da nun anzunehmen ist, daß der Untergang des Scepters der Deutschen nicht anders erfolgen wird, was für ein Ende, glaubst du denn, würde jenes nehmen, wenn nicht das, welches bis jetzt die großen Reiche und Staaten genommen haben und welches allen Dingen bevorsteht: Staub und Asche, elende Trümmerhaufen und nackte Namen! Nichts von Dauer und Bestand gibt es in der Welt, nichts ist unsterblich außer der menschlichen Seele, und allem Geschaffenen ist ein Ziel gesetzt, dem es nicht entrinnen kann; mag dasselbe auch noch ein wenig aufgehalten werden, kommen wird es doch. Sollten wir denn glauben, daß unser Deutschland allein eine Ausnahme mache von dem gebieterischen Schicksal, da doch die ganze Welt vergänglich ist?'

Gleichwohl verlor unser Humanist niemals ganz den Muth; er baut beim Tode des geliebten Kaisers auf die Kurfürsten, von denen er voraussetzt, daß sie ‚für Deutsche einen Deutschen' auf den Thron erheben und so des Reiches Herrlichkeit noch einmal retten werden. Freilich steht auch da bei ihm im Hintergrunde der düstere Gedanke, daß seine bange Ahnung sich erfüllen könnte. ‚Geben die Götter,' schließt er, ‚daß ich ein falscher Prophet bin!' [1]

Der kritischen Zeit nach dem Tode Maximilians gehören zwei deutsche ‚Epigramme' Brants an. In dem ersten [2] ruft der Dichter seinem gefährdeten Vaterlande zu:

Sich für dich wohl, o heyliges Reych,
Das dir der Adler nit entweich,
Zepter und Cron von dir entzieh,
In frembden Nationen flieh,
Dann würdt es ubel umb uns stahn
Und alls Teütschlandt zu scheytern gahn.

Das zweite [3] enthält einen warnenden Zuruf an Deutschlands Kurfürsten, die dem Franzosen gegen alles Recht die Krone zugedacht haben:

O ihr Churfürsten,
Will uch nit türsten
Nach Gerechtigkeit,
Dem Frantzosen ihr hant zugeseyt,

[1] Vergl. Zarncke a. a. O. S. 198, 18; s. Anhang Nr. 5. — Diesen Wunsch hören wir den bekümmerten Patrioten schon lange vorher in banger Ahnung äußern; schon 1496 ruft er aus:

‚Vera quidem canimus, sed vana et inania multis
Atque utinam vates vanus ubique forem.'

[2] Zarncke a. a. O. XXXVII, 5. [3] Ebd. XXXVII, 8.

Fürwahr, fürwahr es würdt uch leidt,
Lahnt uchs ein Narren han geseit,
Wehm frembd Gutth liebt, da sein ihm leydt,
Teütschlandt dir kombt ein Niderkleidt.

Der Gedanke, daß die Kaiserkrone an die Franzosen übergehen könnte, ist Brant unerträglich[1]; er räth deshalb dem Könige Franz, sich in die deutsche Thronfolgefrage ja nicht einzumischen; es würde ihm und seinem Volke nur zum Unsegen gereichen. ‚Waffenmächtiger Franz', hören wir den Dichter mit unverblümter Deutlichkeit und in kräftiger Sprache ausrufen[2]:

Waffenmächtiger Franz, du Stolz des gallischen Volkes,
Streckst nach der Deutschen Land lüstern die Hände nun aus,
Würdest Kaiser so gern, doch spar dir die Sorge und Arbeit!
Kommst du auch glücklich ins Reich, nimmermehr wird es dich freun.
Deiner Lilien Schmuck wird welken in strömendem Blute,
Lassen wirst du dem Feind Krone und Scepter und Thron.
Schmetterte einst zu Boden Neapel Galliens Adel,
Wird ihm das deutsche Schwert schlagen noch größere Wund'.
Bleib denn daheim, Franzose, und pflege die eigenen Lande,
Reich in üppiger Füll' werden sie spenden ihr Gold.

---

[1] Man erinnere sich an die Sorge Maximilians in dieser Hinsicht; es ist bekannt, daß der Kaiser sich eine Zeitlang sogar mit dem Gedanken trug, Heinrich VIII. von England die Nachfolge im Reiche zu sichern, um nur die Ansprüche des französischen Königs zu vereiteln; vergl. Ulmann a. a. O. 2, 694; Janssen-Pastor 1, 654. — Uebrigens waren diese Ansprüche des Franzosen alt; vergl. darüber die schöne und gehaltvolle Schrift von Kampers: Die deutsche Kaiseridee in Prophetie und Sage (München 1896) S. 110: ‚Vom Gefühle der Subordination unter das Imperium waren die französischen Könige schon im Verlaufe des 13. Jahrhunderts zum Gefühle der Gleichheit gekommen, und dieses Gefühl bietet der französischen Kaiserpolitik eine Unterlage.' — Interessant ist eine neue Stimme über diesen Gegenstand. ‚Les rois de France étaient', entwickelt der Verfasser, ‚les fils aînés de l'Église, les héritiers de Charlemagne. Ils possédaient un État compact, qui dès le début du XIV[e] siècle avait déjà bien avancé l'œuvre de son unité territoriale. L'Empire, bien qu'il eût été presque toujours donné à des princes allemands depuis Otton le Grand, était saint et romain autant que germanique. C'était une dignité catholique, oecuménique, européenne, où tous les princes chrétiens semblaient pouvoir aspirer... Comment un roi de France aurait-il été déplacé sur le trône des Césars chrétiens? L'opinion ne repoussait nullement cette hypothèse. Si des papes non italiens pouvaient porter les clefs de saint Pierre, des empereurs non germaniques pouvaient ceindre le diadème etc.' (Vast in seinem Aufsatze: Des tentatives de Louis XIV pour arriver à l'empire. Revue historique 1897, Septemberheft). Solche rein theoretische Erörterungen Späterer nehmen sich neben der gewaltigen nationalen Opposition gegen die Ansprüche des Franzosenkönigs eigenthümlich aus.

[2] Zarncke a. a. O. S. 198, 19. — Mitten im Gedichte treten statt der Hexameter plötzlich Distichen ein; ich habe nur letztere angewandt, wodurch zwei Verse in einen zusammengezogen werden mußten.

Warnend und im Tone trotzig-nationalen Selbstgefühls fährt dann der Patriot nicht ohne bittere Ironie fort:

Willst du, o König, dies Gold auf deutschem Boden verschwenden,
Wirst du verlieren dein Geld und deine Mühe zugleich.
Sitte der Deutschen ist's, nach Gold und Krone zu trachten,
Nicht jedoch stillest du leicht ihre — der Hungrigen — Gier!
Nehmen ist ihre Art, Entrissenes wiedergewinnen;
Finden sie dann kein Geld, ziehn sie zum Kampfe ihr Schwert.

Nochmals ruft der Dichter am Schlusse dem Franzosenkönig zu:

Bleibe deshalb im Frieden daheim, verzicht auf die Krone;
Denn es haben noch nie Deutsche dem Franzmann getraut!

Derselbe Gedanke kehrt, mit beißendem Spotte und durchscheinendem Hohne gewürzt, wieder in einer geharnischten Apostrophe in deutscher Sprache[1]. In sarkastischer Derbheit ruft Brant dem Franzosen zu:

O Han[2], du suchst anschlag und lyst.
Wie du kompst uff den tytschen mist,
Und meinst denselben auch zerscherren,
Hütt dich vor strickhen unnd vor herren,
Daß du nit werdst darin gehangen,
Als es dein eltern auch ist gangen!
Du würst versetzen ein thürs pfandt,
Kompst du mit gwalt in teutsches landt.
Man würdt die federn dir außrupffen,
Daß du nit wieder heimb würdst hupffen,
Unnd lassen hinter dir dein cron,
Die würdt eim andern uffgethon,
Der deim landt auch pringt fremde gest.
Plibstu heim, es wer dir das best.

Auch Hug vertritt in seinen rechtshistorischen Ausführungen ganz den Standpunkt Brants und Wimphelings; auch er fordert die Würde des imperium Romanum für die deutsche Nation mit Entschiedenheit und gibt für seine Auffassung eine entsprechende Begründung; in einem besondern Kapitel führt er seine Ansichten näher aus: das römische Kaiserthum ist in den Händen der ‚Germanen und Teutonen', welche das Staatsoberhaupt durch sieben Wähler küren lassen. Dieses Wahlrecht haben die Deutschen ‚von Rechts wegen und nach alter Gewohnheit'[3]. In früherer Zeit hatten allerdings die

[1] Zarncke a. a. O. S. 155, 2. [2] Natürlich der ‚Gallier' (gallus = Hahn).

[3] Fol. F 1: ‚Das heilige romische rich das ist bey der deutschen nacion, und die haben süben kurfürsten' u. s. w. ‚Also hont die Teütschen das romisch reich und regiment der gantzen welt, und von recht und alter gewonheit gehort inen zu das recht und den gewalt, zu welen einen romischen kunig.'

‚Frantzosen'[1] die Ehre, aus ihrer Mitte den römischen König zu wählen; später aber ist dieses Recht, und zwar als Belohnung für ihre Tugend, auf die Germanen übergegangen[2]. Die deutsche Nation besitzt das imperium Romanum nach Gebühr und Verdienst für alle Zeiten, da eben alle Deutschen, und nur diese, von wahrhaft edler Abkunft sind[3]. Der besondere Grund für die Verleihung des Diadems an die Deutschen war die Bereitwilligkeit, mit der gerade sie stets die heilige Kirche beschützt haben; dieses mannhafte Eintreten für die Interessen ihres heiligen Glaubens hat die deutsche Nation gezeigt seit den Tagen des Bedrängers Aistulf; die Deutschen waren es, welche zu einer Zeit, wo der Kaiser in Konstantinopel sich feige zurückzog, edelherzig und opferfreudig für die Rechte der Kirche eintraten[4]. — Der Autor bringt dann eine kurze und etwas verschwommene Geschichte der Uebertragung des Imperiums in der geläufigen Auffassung.

Daß auch Gebwiler, Beatus Rhenanus und Spiegel das imperium Romanum für ihre Nation in Anspruch nahmen, ergibt sich schon aus dem Kampfe, den diese Männer im kritischen Jahre 1519 für die Rechte der habsburgischen Dynastie führten; Gebwiler und Spiegel betonen außerdem auch in ihren theoretischen Erörterungen die Rechtmäßigkeit des Anspruches auf die Kaiserwürde seitens der Deutschen mit Bestimmtheit und Entschiedenheit.

Gebwiler entwickelt aus seiner uns schon bekannten These, daß kein Gallier jemals das römische Diadem getragen, sein System von der Alleinberechtigung der Deutschen, soweit es sich um die Kaiserkrone handle[5]; alle seine Ausführungen hauchen echten Freimuth und kühnen Trotz[6], im übrigen aber bieten sie nichts Bemerkenswerthes, das für unsere Frage speciell noch in Betracht käme; ebenso sind Spiegels Ansichten über die Uebertragung des Imperiums auf die Deutschen die üblichen, so daß wir uns hier kurz fassen können. Auch Spiegel legt der Frage nach der Nationalität Karls des

[1] Vielleicht statt ‚Franken', wie so häufig? Dann bestände allerdings ein Widerspruch mit dem Folgenden. [2] Fol. F 2.

[3] Fol. F 2: ‚Es ist ouch billich, das die Dütschen das römisch reich haben, wan (denn) sye sint von rechtem edelen stammen erboren, darumb sy seint genant Germani und seint dar zu alle edel' (vergl. im latein. Texte ‚cum omnes sint de vero *germine* nati et vero nobiles', eine damals ganz geläufige Etymologie).

[4] Ebd. Vergl. auch fol. A 3.

[5] Vergl. seine Libertas Germaniae, namentlich fol. a 2 sqq.; s. auch die früheren Ausführungen über Gebwiler S. 60 fll.

[6] Man lese, um das so recht zu verstehen, die einschlägigen Kapitel seiner Libertas Germaniae. Wahrlich, Deutschlands Sache — das muß man gestehen — hat damals unter den bescheidenen Laien und Priestern am Oberrhein noch eine mannhafte und entschiedene Vertretung gefunden! — Man vergleiche auch seine Epitome, namentlich die mancherlei Weissagungen daselbst über Deutschlands Bestimmung und glänzende Zukunft.

Großen ein ausschlaggebendes Gewicht bei [1]; deshalb sehen wir ihn an auffällig vielen Stellen das Deutschthum des großen Kaisers — eines ,Herrschers von reinstem deutschen Blute' — betonen [2] und daraus, oft in derber und seinen Unwillen verrathender Sprache, die Schlußfolgerungen ziehen [3]. Wie unser Autor überhaupt den Franzosen sehr wenig hold ist, so spricht er in seiner historischen Betrachtung unserer Frage unverhohlen von der ,Lächerlichkeit', ja der ,bodenlosen Unverschämtheit', welche in einer Geltendmachung französischer Ansprüche auf das Imperium liege [4]; denn, das führt er häufig aus, wir haben mit den Franzosen überhaupt nicht mehr zu rechnen seit dem Tage, wo nach dem Aussterben des karolingischen — also eines deutschen — Geschlechtes Hugo Capet den ,königlichen Namen an sich riß' [5]; übrigens hat — auch dieser Gedanke kehrt häufig wieder [6] — ein deutscher Stamm, nämlich das trutzige Volk der Franken, lange Zeit über die Franzosen geherrscht und diesen schließlich auch den Namen gegeben, eine Thatsache, die eine Bewerbung der Gallier um die römische Krone als eine arge Frechheit erscheinen lassen muß. Kommt so für Spiegel der Franzose — oder ein anderes Volk — in unserer Frage gar nicht in Betracht, so hat andererseits die deutsche Nation die Würde des imperium Romanum lediglich ihren hervorragenden Tugenden zu verdanken; bei unserem Autor wird diese Thatsache, entsprechend seiner ganzen Stellung der päpstlichen Macht gegenüber, mit besonderem Nachdrucke und unter Ausfällen gegen Rom betont [7].

[1] Siehe die für unsere Frage bedeutsame Stelle Ligurin. p. 396: ,... Nec enim negandum quosdam ex Gallorum regibus olim imperasse, *sed imperium a Graecis in Gallos aliquando esse translatum id vero pernegandum.* Sed quoniam hic Carolus originem a Sicambris seu Francis illis Rhenensibus ... duxit et illi sese partim Galliae partim Germaniae insinuaverant et ob virtutes eximias, quibus conspicui erant et ad principatus gerendos rapiebantur: *hinc est, quod tam Galli quam Germani hunc virum suum esse volunt.*'

[2] Z. B. Ant. Panormit. fol. a 5, p. 161. 212; Ligurin. p. 396; Austrias p. 633.

[3] Vergl. Ligurin. p. 327: ,Cum Germania omnis Caroli Magni tempore Franciae Orientalis nomen acceperit, ut ostendunt recepti autores ..., mirum est, cur tam impudenter quidam negent imperium in Germanos a Carolo transmissum.'

[4] Vergl. z. B. Ant. Panormit. p. 125: ,... *Ridiculum autem imo per summam impudentiam nonnulli sibi Gallorum* dynastae stemma Germanicum usurpant' etc. Vergl. auch die vorhergehende Anmerkung.

[5] S. Ant. Panormit. p. 125; in dem ,*invadere* regium nomen' liegt die Anspielung auf das Unrechtmäßige des Vorganges; ähnlich Gebwiler (s. S. 65).

[6] Vergl. unter anderem Ant. Panormit. p. 161. Ligurin. p. 289: ,... Francos Germanos non tam *victores* Gallorum, quam *extinctores* fuisse, quod nemo mirabitur, quando fortissima haec gens primum sub Clodovaeo ... Galliam occupavit, deinde sub divo Carolo' etc.

[7] Vergl. unter anderem Ligurin. p. 283.

Wichtig sind für unsere Frage vor allem die Darlegungen Peters von Andlau, zumal sie sich vom Standpunkte des Rechtshistorikers über eine Controverse verbreiten, die für unsern Abschnitt besondere Bedeutung hat. Es handelt sich nämlich um die Frage: Können die deutschen Kurfürsten auch einen Ausländer durch ihre Stimmen auf den römischen Thron erheben?[1] Wir sehen, diese Frage ist enge und bestimmt formulirt, und daß sie praktische und factische Bedeutung hatte, wird niemand bezweifeln, zumal wenn man die damaligen unsicheren Reichsverhältnisse ins Auge faßt.

Einige Rechtskundige, entwickelt der Autor, haben diese Frage bejaht. Sie schlossen also: Bei der Uebertragung des Imperiums von den Griechen auf die Germanen handelte es sich um die Verleihung des activen Wahlrechtes an die Deutschen, d. h. nur Deutsche können den römischen König wählen; daß sie diesen aber aus einer ganz bestimmten, speciell der deutschen Nation küren müßten, steht nirgends geschrieben, ja es kann eben der Fall eintreten, daß ein Ausländer sich für die Krone besser eignet als ein Deutscher, und dann müssen die Kurfürsten diesen wählen; das widerstrebt auch gar nicht der Tradition, da auch auf dem Throne der alten Römer Ausländer gesessen.

Gegen diese Ansicht, führt nun Peter aus, tritt aber als höchst gewichtiger Zeuge der ausgezeichnete Rechtskundige Panormitanus — es ist Nikolaus von Tudeschis[2] — auf. Er legt dar, daß durch jenen Act der Uebertragung des Imperiums den Deutschen das passive Wahlrecht zugesprochen sei, da eben Karl der Große zur Kaiserwürde — passive — erhoben, ihm aber nicht — active — das Recht ertheilt worden sei, selbst den römischen Kaiser zu wählen. Nur das konnte die Absicht der Vorsehung gewesen sein, welche sich bei diesem Vorgange ihres Werkzeuges, des Papstes, bediente. ‚Es wollte also', schließt Andlau — für seine Stellung in unserer Frage bezeichnend —, ‚der Papst das imperium Romanum auf den erlauchten Stamm der Deutschen sowohl in activem als auch passivem Sinne[3] übertragen; diese Auffassung erscheint nicht nur als die wahre, sondern sie ist auch gefordert im Hinblicke auf die Erhaltung des Imperiums.'[4] Daß Peter sich in diesem

[1] Vergl. lib. 2, c. 3: ‚An electores imperii principem non Germanum eligere in Caesarem possint.'

[2] Vergl. Hürbin a. a. O. S. 74 u. 146.

[3] Während Peter in De imperio Romano (p. 84) ausdrücklich als Meinung des Panormitanus hinstellt, daß das imperium auf Karl den Großen *passive et non active* übertragen sei, hat er als dessen Worte in den Vorlesungen (s. Hürbin a. a. O. S. 89) *‚non solum active sed passive'*, was natürlich den Sinn alterirt.

[4] Wie bitter mußte deshalb nicht auch Peter das Gebaren der Fürsten seiner Zeit, das häufig genug dem Träger der Krone Hohn sprach, empfinden! Durch viele Stellen bei ihm geht ein Zug herber Klage und tiefen Grames über das ‚sträfliche und verabscheuungswürdige' Treiben dieser Herren; vergl. z. B. die Stellen Abschnitt VII.

Sinne entscheiden mußte, geht aus seiner ganzen Stellung unserer Frage gegenüber hervor, wie andererseits dafür auch ein directes Zeugniß aus seinen Vorlesungen vorliegt. ‚Die Kurfürsten', heißt es dort einfach und bündig, ‚können einen Nicht-Deutschen nicht zum römischen Könige wählen.' [1]

Das historische Factum der Uebertragung des Imperiums auf seine Nation macht auch unsern Canonisten stolz, und mit Begeisterung spricht er von diesem einzigartigen Vorgange [2]. Zu einer Zeit, wo für Kirche und Papstthum alles auf dem Spiele stand, übernahmen Deutschlands Herrscher den Schutz des Reiches Christi und seiner Diener. Und nur die deutsche Nation konnte von der Vorsehung ausersehen sein, die Krone des römischen Reiches zu empfangen; denn sie allein war geschmückt mit den Tugenden, welche eines solchen Kleinodes würdig machen [3]. So wurde denn, da die Kaiser von Byzanz nur noch dem Namen nach Kaiser waren, das Diadem nach Gottes Fügung einem germanischen Fürsten aufs Haupt gesetzt, jenem großen Karl, dessen Name schon damals in der ganzen Welt bekannt war. — Mit großer Umständlichkeit, aber auch großer Wärme schildert nun Peter Karls Krönung und fernere Regierung; aus jeder Zeile blickt der Stolz des Deutschen über diese Erhebung seines mächtigsten Kaisers hervor. Ausdrücklich betont dann der Autor, daß Karls Nachfolger auf dem deutschen Throne und nur sie rechtmäßige römische Kaiser seien, und ebenso ausdrücklich vertheidigt er am Schlusse das Deutschthum Karls des Großen, wobei er naturgemäß besonderes Gewicht auf die Feststellung legt, daß gallische Ansprüche hier nicht zu Recht bestehen könnten [4]. Um seiner Auffassung noch mehr Halt zu geben,

---

[1] Vergl. Hürbin a. a. O. S. 86. — Auch da beruft sich Peter auf den Panormitanus; es folgt eine ähnliche Ausführung über gegentheilige Ansichten u. s. w., wie wir sie an unserer Hauptstelle in De imperio Romano fanden.

[2] Vergl. namentlich zur Sache lib. I, c. 13, p. 55 sqq.

[3] Ibid. p. 55; s. besonders auch das von nationalem Stolze getragene c. 15, p. 67. Vergl. außerdem die Vorrede zu De imp. Rom. (p. 2): ‚Quorum' — der Deutschen — ‚*utique virtute* gestum est, ut inclitum Imperium summaque rerum majestas ex remotissimis Graeciae claustris migrando *caetera plane orbis despiciens climata soli Germaniae gremio* insideret.' — Die Deutschen waren damals in aller Munde, sie waren ‚viri fide firmissimi, usu prompti, robusti viribus, in hostes alacres, belloque et armis potentissimi atque ad Christ. regendum imperium aptissimi' (l. c. p. 61). — Wie elend waren gegen ein solches Volk die entnervten Byzantiner! ‚Vires pene confractas, ad reipublicae defensionem tardas minusque utiles' bezeugt Peter (ebd.).

[4] Karl wurde, entwickelt Peter (l. c. 1, c. 13), auf deutschem Boden geboren; überhaupt gehörten Theile Deutschlands und Galliens dem deutschen Volke der Franken, die nach ihren Eroberungszügen theils im ‚Frankenlande' theils in Deutschland ihre Sitze aufschlugen. Beide Bezeichnungen sind deshalb gleichbedeutend für ein deutsches Land; so tritt uns auch Pipin entgegen als ‚non solum Francus, sed et Teutonicus'. Karl vereinigte in sich römisches und deutsches Blut (‚Romuleus matre, Teutonicusque

verbreitet sich Peter in einem eigenen Kapitel[1] über eine ‚zweite Ursache‘ der Uebertragung des Imperiums auf die Germanen; diese findet er darin, daß einst ein glaubenseifriger Missionär des Elsasses — Maternus — durch den von seinen zwei Gefährten auf des Apostels Geheiß aus Rom geholten Stab des hl. Petrus vom Tode zum Leben zurückgerufen worden sei. Der Stab aber ist nichts anderes als das Imperium, das somit auf die Germanen überging[2].

Besondere Erwähnung verdient noch der interessante Briefwechsel zwischen Thomas Wolf und seinem Lehrer Beroaldus[3]. Dieser gefeierte Gelehrte hatte bei einer Vorlesung Maximilian den Titel eines ‚Kaisers der Deutschen‘ gegeben; der patriotische Wolf nahm an diesem Wort seines Meisters Anstoß; er richtete an ihn einen Brief, in welchem er höflich über jene ihn sehr befremdende Aeußerung um Aufklärung bat. Kaiser Maximilian sei doch, so führt Wolf aus, römischer Kaiser; so hätten ihn stets der Papst und alle christlichen Fürsten und Könige genannt[4]. Deshalb habe er mit Ueberraschung und Bestürzung jenen Ausdruck aus seinem Munde vernommen, und er bitte ihn jetzt, ihm seine Gründe für eine solche Aeußerung mitzutheilen. Beroaldus antwortete beschwichtigend — nicht ohne einen gewissen ironischen Anflug —, er habe nur einen Sprachfehler gemacht; übrigens sei der Titel ‚deutscher Kaiser‘ jetzt wenigstens doch hervorragender als die Bezeichnung ‚römischer Kaiser‘, weil ja die deutsche Nation in schöner Blüthe

---

patre‘), oder wie Peter sich ausdrückt, ‚in ihm vereinigte sich das Geschlecht der Griechen, Römer und Germanen‘; deshalb war er sicher der Würdigste. Da er aber, fährt der Autor fort, als Deutscher geboren war und hauptsächlich mit deutscher Kraft herrliche Siege errungen, so wurde ganz nach Verdienst das Imperium in seiner Person auf die Germanen übertragen. Vergl. auch hier c. 15, wo in einer von patriotischer Begeisterung durchhauchten Sprache eine Urgeschichte der Germanen gegeben und insbesondere die Identität der Franken — der ‚feroces‘ — mit den Germanen dargethan wird. Beim Lesen dieses Kapitels ist es uns, als hörten wir Wimpheling sprechen; hier wird Andlau wirklich warm, hier wird er begeistert; nicht nur den deutschen Männern singt er das Lob, sondern auch den deutschen Frauen, und die Fülle des Adels im deutschen Lande ringt ihm Staunen und Bewunderung ab.

[1] Lib. I, c. 14. Auf diese eigenthümliche, namentlich für den Elsässer schmeichelhafte Sage näher einzugehen, verbietet mir Raum und Zweck meiner Arbeit.

[2] ‚Quid vero,‘ fragt er, ‚per baculum pastoralem, per quem sustentatur pastor et ovis errans ad ovile reducitur lupusque rapax repellitur, *nisi sacrum imperium designatur?*‘ ‚Manifestum itaque est‘, schließt er resumirend, ‚non solum humana dispositione factum, verum etiam divina praeordinatione praesignatum esse, quod Romanum imperium *in fine seculorum transferri deberet in Germanos.*‘

[3] In der Ausgabe der Epitome Wimphelings.

[4] Man erinnere sich, daß ‚schon Heinrich VII. es für eine Beleidigung hielt, wenn man ihn König von Deutschland nannte und nicht, wie er vor aller Krönung genannt zu werden das Recht hatte, König der Römer‘ (Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation 1 (3. Ausg.), 40).

stände, während die römische in Trümmern liege. — Gewiß, dies Vorkommniß ist an sich höchst unbedeutend; es ist aber bezeichnend für den nationalen Stolz unseres Humanisten und für die hohe Bedeutung, welche er der Würde des römischen Kaiserthums beimaß, und nicht weniger charakteristisch ist es, daß man diesen Zwischenfall für wichtig genug hielt, ihn zu drucken und so der Nachwelt zu überliefern.

Zum Schlusse noch einige Worte über den Kolmarer Anonymus! Auch er, also ein Mann, der so recht mit dem Volke und für das Volk fühlt, tritt ganz entschieden für das imperium Romanum der Deutschen ein. Mit tiefem Schmerze und ingrimmiger Erbitterung sieht er des Reiches Herrlichkeit mehr und mehr dahinschwinden; namentlich erregt es sein Mißtrauen und seinen ganzen Unmuth, daß durch die unheilvolle Gestaltung der Dinge infolge der Ligue von Cambrai der Franzosenkönig im Verein mit dem Papste mächtig genug sein könnte, über die römische Krone zu verfügen [1]. Die Franzosen erscheinen bei unserem Autor, gerade wie die ihm ebenfalls höchst unsympathischen Italiener, in so ungünstigem Lichte, ihre Geschichte ist für ihn so sehr eine Geschichte ewiger Niederlagen und Demüthigungen, daß schon diese schmachvolle Vergangenheit der Gallier es verbietet, ihnen das Diadem zuzuerkennen [2]; die Deutschen sind unserem Revolutionär überhaupt von jeher das einzige Volk gewesen, das eine historische Betrachtung verdient, ein Volk, dem die Franzosen von Rechts wegen — seit den Tagen des großen Karl, eines echt deutschen Fürsten — noch zinspflichtig sind; dies zeigt sich noch in ihrem Lilienwappen, denn das ist nichts anderes als das Wappen Karls des Großen [3]. Deshalb dauert unsern Anonymus auch die unwürdige Stellung des deutschen Kaisers dem anmaßenden Franzosen gegenüber, der doch im Vergleich zum römischen Imperator eigentlich nichts bedeute. ‚Es ist ellend ze sagen,‘ klagt er [4], ‚ein kunig mit eim knecht (dem französischen König) frid ze machen‘; noch deutlicher wird er, wenn er im Hinblick auf den Krieg gegen Venedig unwillig ausruft [5]: ‚Schandlich ist, wen sich ein geborner man ergipt, mit eim puren zu kempfen. Besigt er, ist im kein er, lit er nider, so kans niemantz genug verachten.‘

[1] Vergl. Haupt a. a. O. S. 123 (‚an im — dem Papst — sol es nit erligen, begert ein kunig die Romsch kron, si wirt im verscriben‘ . . . der Papst ‚tut mer, den er von got in befel hat‘). [2] S. ebd. S. 146 fll.

[3] Haupt a. a. O. S. 147. [4] Haupt a. a. O. S. 123.

[5] Ebd. — Zum Ganzen vergleiche man die Ausführungen über den Kolmarer Anonymus in Abschnitt VII.

VII. Die Herrschaft des deutschen Kaisers als Weltherrschaft.

Die Auffassung, daß der Inhaber des imperium Romanum zugleich auch das imperium mundi besitze, entsprach der politischen Rechtsanschauung des ganzen Mittelalters [1]. Beide Würden galten als untrennbar miteinander verbunden, so daß die eine ohne die andere — in der principiellen Auffassung wenigstens — nicht denkbar war. In dem Basler Kreise unserer Humanisten wurde dieser Gedanke — man möchte gerade hier einen starken Einfluß Peters von Andlau annehmen [2] — mit besonderer Entschiedenheit betont. Man gefiel sich förmlich darin, in dem Träger des römischen Diadems den Herrn der Christenheit, den Herrn schließlich der ganzen Welt zu erblicken. Diese Idee eines großen christlich-germanischen Weltreiches durchdrang die Basler Gelehrten so lebendig, daß sie und ihre Schüler sich dagegen sträubten, die Ungereimtheit, die innere Unmöglichkeit der Realisirung eines solchen Gedankens unter den damaligen Zeitverhältnissen, welche die Entwicklung des modernen Staates anbahnten, einzusehen. Und wo endlich die Erkenntniß von der Unhaltbarkeit einer solchen Idee sich Bahn bricht, da sehen wir diese Männer,

[1] Ueber die Entwicklung dieser Idee siehe die vorzügliche Darstellung bei Kampers a. a. O. S. 45: ‚Ausgehend von dem Begriffe des nationalen Staates, ging die Idee vom Weltberufe des römischen Reiches mit Naturnothwendigkeit Hand in Hand mit der Idee eines Weltbürgerthums. Das stete Fortschreiten vom Nationalen zum Kosmopolitischen im römischen Staatswesen bewirkte, daß das abstracte Ideal einer römischen Weltmonarchie — wenn auch nicht überall praktisch, so doch theoretisch — zu einer concreten Idee umgewandelt wurde. Ging nun rückwärts schreitend das Abendland, das diese Idee als Erbstück der antiken Welt übernahm, vom Kosmopolitischen zum Nationalen zurück, so mußte die Idee naturgemäß wieder zum Ideal werden. Und als Ideal hat der Begriff der Weltmonarchie dem Mittelalter vorgeschwebt, oft ein lockendes Zauberbild, das die Kräfte der Nationen, vornehmlich der deutschen, weckte und mehrte; oft ein trügerisches Phantom, welchem nutzlos die beste Volkskraft geopfert wurde, immer ein Gegenstand der Sehnsucht der vornehmsten Völker des Abendlandes, der Deutschen und der Franzosen.‘ Vergl. auch Geiger, Renaissance und Humanismus S. 4. Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation 1, 38 fll. Janssen-Pastor 1, 580 fll. Ficker, Das deutsche Kaiserreich in seinen universalen und nationalen Beziehungen. Innsbruck 1861.

[2] Ueber dessen Standpunkt in dieser Frage s. weiter unten in diesem Abschnitt.

bis ins innerste Mark erschüttert, sich mit dumpfer Resignation in das Unvermeidliche ergeben, wir sehen sie ringen nach Trostgründen, an denen sie sich in der von ihnen mißverstandenen Zeit anklammern.

Gewiß, es ist leicht, über unsere Humanisten wegen ihres Festhaltens an diesem Gedanken [1] den Stab zu brechen, in ihnen Phantasten und wirre Köpfe zu sehen und sich ob ihrer Consequenzen aus diesen Fragen — und die gehen allerdings oft weit — zu entsetzen; aber gerecht ist das nicht. Ich beschränke mich, auf das hinzuweisen, was ich kurz in der Einleitung gesagt habe; im übrigen kann man für unsere Männer das Wort gelten lassen, das Riezler über eines ihrer Vorbilder, den uns schon bekannten Lupold von Bebenburg [2], niederschrieb: ‚Unzufrieden mit dem Weltlauf, weil er sich nicht nach dem System im eigenen Kopfe gestalten will, gehört Lupold zu jener nie aussterbenden Klasse von Gelehrten, die über der Betrachtung der alten Geschichte vergessen, daß es auch eine neue gibt, daß ein ewiges Werden und Vergehen waltet. Auf ihn hat das Traumbild der christlichen Weltmonarchie mehr Eindruck gemacht als die unzweideutigsten Erfahrungen des Lebens. Zu einer Zeit, da in Frankreich und England sowohl Staatsgewalt als Nationalbewußtsein schon mehr erstarkt sind als in Deutschland, will er eine deutsche Suprematie über diese Länder erneuern; während das Imperium am tiefsten daniederliegt, will er es in der weitgehendsten Bedeutung wiedererwecken; er bemerkt nicht, daß diese Belebungsversuche einem Leichnam gelten, und ist ungehalten, daß die Reichsfürsten nicht gleichen Luftschlössern nachjagen. Indem sich aber in seinen Klagen zugleich der wohlberechtigte Unmuth über den Particularismus der Deutschen ausspricht, erwirbt sich Bebenburg doch auch ein Verdienst, das man um so weniger unterschätzen darf, je seltener in der Zeit solche Gesinnungen laut werden.‘ [3]

Am ausgesprochensten tritt uns der Gedanke von der universalen Macht und der einzig dastehenden Würde des deutschen Kaisers als Herrn der ganzen Welt entgegen bei Brant. Man kann ungefähr sagen, daß dessen sämtliche politische Gedichte, zumal die an Maximilian gerichteten, jenen Gedanken mehr oder weniger ausgeprägt zum Ausdruck bringen. Und solche Stellen, solche

---

[1] ‚Dem Dogma, an welches das ganze Mittelalter glaubt‘ (s. Kampers a. a. O. S. 48; die Stelle ist für das Folgende zu beachten). — Uebrigens ist wohl zu berücksichtigen, daß die ganze Politik ihrer Tage unsere Humanisten Gedanken dieser Art besonders liebgewinnen und pflegen ließ; man denke einerseits an die phantastische Richtung ihres Idealkaisers, der den Titel ‚Kaiser von Konstantinopel‘ als besonders passend für sich ansah, andererseits an die Geltendmachung ausländischer Ansprüche auf die Kaiserwürde, die eine lebhafte nationale Opposition hervorrufen mußten.

[2] Vergl. aus Lupolds Schrift für unsern Abschnitt namentlich die einleitenden Kapitel. [3] A. a. O. (s. S. 139 Note 1) S. 192.

Mahnungen, Warnungen und Klagen [1] — sie zeigen, wie tief die Idee einer christlich-germanischen Weltmonarchie in des Dichters Brust wurzelte, wie schwer es ihm fällt, diesen Gedanken aufgeben zu müssen innerhalb einer Welt, die für den einsamen Kämpfer vielleicht nur noch das Lächeln des Mitleids oder des Hohnes hatte. Brants Ansichten gerade in unserer Frage näher zu verfolgen, bietet einen eigenthümlichen Reiz und läßt uns einen tiefen Blick thun in die Seele eines Mannes, der Kaiser und Reich sein Leben lang so lauter und selbstlos geliebt hat.

Die Deutschen sind bei Brant das auserwählte, von der göttlichen Vorsehung zur Mitarbeit an der Ausführung ihrer ewigen Pläne berufene Volk, dem wegen seiner einzigen Vorzüge das Schicksal die Lenkung der ganzen Welt anvertraut hat. ‚Das römsch rich', singt der Dichter [2]:

Das römsch rich blibt so lang got will,
Got hat jm gsetzt syn zytt und moß,
Der geb, das es noch werd so groß,
Das jm all erd sy underthon,
Als es von recht und gsatz solt han [3].

Alle Nationen sollen Zeugen der unvergleichlichen Ehre des deutschen Volkes sein; sie alle sollen sehen, daß die Deutschen das ‚Volk Gottes' sind [4], daß gerade sie ‚billich durch ire frumbkeyt, macht und manheyt willen die keyserliche kron aller erden erlangt haben und auß sonderer ordnung und fürsehung des allmechtigen mit tapfferlich regierung und fürwesen erlich aufftragen' [5]. Und diese auserlesene und zu hohen Thaten bestimmte Nation wird gelenkt von einem Kaiser, der mächtiger ist als alle Könige der Welt,

[1] Hier ist auch besonders der S. 144 mitgetheilte Brief an Peutinger zu vergleichen.

[2] Narrenschiff 56, 90 fll.

[3] Eigenthümlich berührt es, wenn man mit solchen Stellen gewisse, oft geradezu grob tendenziöse Auslassungen späterer französischer Politiker zusammenstellt; man lese z. B. Janssen, Frankreichs Rheingelüste S. 78, wo ein königlicher Rath unter Richelieu in seinen luftigen Deductionen schließlich zu dem Satze kommt: ‚Uebrigens sei den Deutschen das drückende Gefühl, sich ihren rechtmäßigen Herren — nämlich den Franzosen — entzogen zu haben, beständig geblieben, und deshalb träten auch Kurfürsten und Fürsten mit Frankreich in Verbindung, wogegen die deutschen Kaiser, aus Furcht, die Franzosen würden ihre Rechte zurückfordern, den französischen Königen den Eintritt ins Reich nicht gestatten wollten, aber denselben doch eine solch ausgezeichnete Ehre erwiesen, daß man leicht daraus sehen könne, auch sie hielten Deutschland nur für einen Theil von Frankreich.' Vergl. auch die bezeichnenden Worte ebd. S. 80 Anm. über Frankreichs Absichten 1661 und 1861. Die Franzosen haben demnach am wenigsten Veranlassung, über den Standpunkt unserer Humanisten zu spötteln. Zum Ganzen vergleiche weiter unten S. 165 Note 4.

[4] Var. carm. fol. h 1; vergl. De orig. fol. S.

[5] S. seine Chronik über Teutschland fol. T t 3.

der über alle Herrscher der Erde als Oberhaupt gesetzt ist und dem deshalb jeder Fürst auf der Welt zu gehorchen hat. — Diese Gedanken kehren bei unserem Dichter immer wieder, und zwar oft in einer hochpoetischen, von Schwung und edler Begeisterung getragenen Sprache; besonders in seinen lateinischen Gedichten finden sich bezeichnende Stellen dieser Art [1]. Da hören wir Brant bei Gelegenheit der Krönung Maximilians (1486) in jubelnder Freude ausrufen [2]:

Oesterreichs Fürstengeschlecht gebietet nun jeglichem Volke,
Das die Erde bewohnt, herrschet von Pole zu Pol.
Vater und Sohn, sie haben in Händen die Zügel des Weltalls,
Ihre Herrschaft bringt einst goldene Zeiten zurück!

‚Siehe‘, ruft er an einer andern Stelle [3] Maximilian zu:

Siehe, du hältst, o König, als Lenker die Zügel des Weltalls,
Dir gehorcht ja mit Recht, was nur die Erde belebt!
Unter dir wird nun wachsen der christliche Staat hier auf Erden,
Nunmehr kannst du mit Macht mehren das heilige Reich!

Und als der Dichter den Sieg Ferdinands von Aragonien über die Muhammedaner feiert [4], da wirft er auch einen Blick auf Deutschlands Verhältnisse, und wie ein leiser Vorwurf klingt es:

Glückliches Deutschland du, mein Vaterland, gäbe doch solche
Herrscher das Schicksal dir oder der gütige Gott!
Längst schon wäre die Welt — nicht zweifle ich — uns unterworfen,
Alles gehorchte schon längst unserm Gebot und Gesetz!

---

[1] Außerdem vergleiche manche Stellen seiner Schrift De origine, z. B. fol. J 8, fol. S etc. [2] Var. carm. fol. bc 4.

[3] Var. carm. fol. e 8; vergl. fol. e 3. S. auch das oben S. 98 mitgetheilte Gedicht sowie die Stelle aus der Dichtung auf die Schlacht von Salins (S. 83):

‚Dich forcht all welt und nation,
Turck, heiden, all ertrich wirt gon
Under din gewalt, gebot und kron.‘

An Brants panegyrische Art, Max als imperator mundi zu feiern, erinnert auch das im Anhange (Nr. 8) gebrachte Gedicht von Ringmann Philesius. Auch Gebwiler kleidet seine Verehrung für den römischen Kaiser als Herrn der ganzen Welt, der alle Völker unter sein Scepter zwingen und dann im Frieden regieren wird, oft in eine von schwärmerischem Enthusiasmus getragene Sprache. Vergl. z. B. den ganzen Ton seiner Panegiris Carolina sowie viele Stellen seiner Libertas Germaniae, wo von der erhabenen Bestimmung des deutschen Volkes die Rede ist; Europa wenigstens soll schon bald dem deutschen Kaiser unterworfen werden, der da ist ‚maximus imperator, maximus rex ac maximus princeps, cui nobilitate et potentia similem Europa vidit nullum‘ (Paneg., Schluß); vergl. auch sein Gedicht in der Epitome fol. P 1 und die Stelle ebd. fol. O 1. [4] Var. carm. fol. bc 4.

‚Doch‘, setzt er in freudiger Hoffnung hinzu:

Doch, was klag' ich denn noch, da nunmehr Max, unser Kaiser,
Zieret den römischen Thron, führet die Zügel des Reichs!

Ja, Maximilian wird den alten Glanz des deutschen Namens wiederherstellen; er wird Deutschlands Adler wieder siegreich in alle Länder tragen und mit starker Faust der Christenheit Erlösung von ihrem Erbfeinde bringen. Allerdings, der Kampf bis zu diesem schönen Ziele wird noch heiß sein. Deshalb ruft unser Humanist aus[1]:

Möge der waltende Gott dem Kaiser die Gnade verleihen,
Daß jedes Volk auf der Welt nennt seinen Namen in Furcht!
Alle jedoch, die des Reiches Haupt und die heilige Krone
Höhnen mit frevelndem Sinn, treffe das rächende Schwert!
O so blicke denn hin, du unbezwinglicher Cäsar,
Wie sie dein herrliches Reich plündern mit viehischer Gier!
Blicke denn hin, wie sie, die scheußliche Herde, so schmählich
Ueberall raubet vom Reich, überall schändet die Kron'.

Und den Kaiser ermuthigend fährt der begeisterte Dichter fort:

Sammle denn alsobald Germanias Streiter! Soviel nur
Deutschland zu geben vermag, gibt es dir willig und gern.
So wird der Osten verehren den strahlenden Schmuck deines Hauptes,
Und der Norden zugleich huldigen deinem Gebot.
So wirst leicht du besiegen die Reiche und Völker der Erde,
Und die gesamte Welt beuget sich deinem Gesetz.
Möge der große Lenker im Himmel, der gütige Vater,
Dir recht bald, wie ich wünsch', glückliche Reiche verleih'n!
Ja, mein König und Herr, dich mögen die Himmlischen segnen,
Bis zu Füßen dir liegt, was nur die Sonne bescheint.

So wird die Zeit nicht mehr fern sein, wo Deutschland unter den Völkern der Welt seine gebührende Stellung wieder einnimmt, wo auf seinen Kaiser alle Nationen und ihre Herrscher schauen in Ehrfurcht und Achtung. Diese Stellung des Reiches ist des Dichters Ideal, und dieses der Verwirklichung schon nahe glaubend, singt er von Maximilian[2]:

Ihm gehorchen die Großen der Welt, der Könige Scharen;
Treu in heiliger Pflicht weihn sie ihm Waffen und Hand.
Deutschland, das kühne, ist sein und des Römerreichs weite Gebiete
Und was Donau und Rhein schauen in eilendem Lauf.
Nichts auf der Welt kann trotzen dem allgewaltigen Cäsar,
Nichts seinem Joch sich entziehn, alles gehorcht seiner Macht.
Seinem Gebot beugt sich der Barbar, der Maure, der Türke,
Selbst Venedig, so stolz, horchet auf seinen Befehl.

---

[1] Var. carm. fol. f 8; ähnlich häufiger. Vergl. Zarncke a. a. O. S. 196, 8.
[2] Vergl. Zarncke a. a. O. S. 197, 13.

Die unvergleichliche Würde des deutschen Kaisers als Herrn der ganzen Welt, namentlich als Herrn der Christenheit, gibt ihm das Recht, ja legt ihm die heilige Verpflichtung auf, als weltlicher Stellvertreter Gottes die von der Vorsehung gewollte Ordnung hier auf Erden zu überwachen, und falls sie gestört ist, wiederherzustellen. Deshalb erscheint Maximilian als ‚Leuchte des Erdkreises‘, als ‚Lenker und Leiter des Menschengeschlechtes‘, als ‚Schutzherr der Welt‘, durch den alles unter der Sonne ‚Bestand hat und Gesetz und Ordnung‘ [1].

Daher ist es auch die Pflicht der anderen Herrscher der Welt, treu zum römischen Reiche zu stehen; namentlich sollen sie den Träger der römischen Krone unterstützen im Kampfe gegen die gemeinsamen Feinde der Christenheit. So nur dienen sie den Absichten des göttlichen Willens, der nun einmal den römischen Kaiser an ihre Spitze gestellt hat, und nur so ist es möglich, daß jene glücklichen Zeiten zurückkehren, wo Einer für Alle und Alle für Einen standen, wo man es nicht für Schande hielt zu gehorchen, sondern wo man sich glücklich schätzte, ein starkes Oberhaupt zu haben [2].

Wie bitter unser für die höchsten Ideale von Kaiser und Reich so begeisterter Humanist den echten und rechten Krebsschaden seiner Zeit, Zwietracht und Unbotmäßigkeit, empfand, wissen wir bereits [3]; er machte sich auch gar

[1] Vergl. Zarncke a. a. O. S. 197, 14; 198, 18; 198, 16 u. s. w. Der Dichter wird nicht müde, uns diesen Gedanken in allen möglichen Schattirungen immer wieder vorzuführen und ihn bis ins Einzelne auszuspinnen.

[2] Auch diese Gedanken kehren immer und immer wieder. — Daß in dem großen Türkenkriege der Zukunft der römische Kaiser Oberanführer und die übrigen Fürsten Europas Vasallen sein müßten, war für unsern Humanisten ein selbstverständlicher Gedanke. S. über Brants Stellung zur Türkenfrage S. 101 fll., wo namentlich die Stellen der dort wiedergegebenen Gedichte zu beachten sind, welche von einer Gefolgschaft der europäischen Herrscher sprechen. — Vergl. auch die Worte des Adelphus am Schlusse seiner Türk. Chronik fol. H 1: ‚Aber wir wöllen hoffen, das uß götlicher würkung der syg und überwindung unserm künig Maximiliano unzweifellich künfftig sey, so die andern nationen disem künig und allerbesten hörfürer nachfolgen, das rych Welschlandt, das edel Gallia, das starck Hyspania.‘

[3] S. oben S. 94 fll. — Vergl. noch des Dichters Klage Var. carm. fol. a 6:

‚Cernimus hoc pacto nullam sub Caesare terram
Stare diu, paret rex quia nullus ei.
Atque instar regum populique urbesque fideles
Imperio quondam libera abire student.
Nemo magis curat regni defendere honorem,
Sed privata magis commoda cuique placent.
Acephalos sine fine vides pedibusque levatis
In caelum supra perplacet ire caput . . .
Proinde levem voluit agitatque Germania cancrum
More meant cancri multa agitata retro.‘

kein Hehl daraus, daß gerade diese beklagenswerthe Zerrissenheit im Innern ein Hauptthinderniß für die Verwirklichung der rechtlichen Ansprüche des deutschen Kaisers auf die Weltherrschaft sei. ‚Und ach und o lieber gott‘, hören wir ihn ernst und bitter klagen[1], ‚das doch die Teütschen in irem wesen und fürsichtigkeyt sich dermassen zusamen hielten als andere züngen und nationen thund, wer sunder zweifel nit alleyn der regierend titel, ja vielmehr der regierend gewalt und herrliche oberkeyt aller erden nun langest bei den henden und gepotten der Teütschen gestanden.‘ — Wir sehen aus allem, wie ernst unser Dichter die Fragen behandelte, welche des Reiches und des Kaisers Glanz und Ehre, namentlich aber dessen Anspruch auf die Weltherrschaft betrafen.

Wie Brant vertritt auch Wimpheling, zumal als historischer Schriftsteller, die Idee von der universalen Macht und Würde des Imperiums[2] der deutschen Nation mit Entschiedenheit und Begeisterung, wenn er natürlich auch den hohen Schwung der Brantschen Sprache vermissen läßt. Wir sahen schon früher, wie sich Wimpheling ereiferte über alle diejenigen, welche das Recht des Kaisers als obersten Herrn der Christenheit antasteten, namentlich über den Abfall deutscher Stämme — man denke an die Schweizer[3] — und über die Anmaßung anderer Nationen dem Träger der römischen Krone gegenüber. Dem Kaiser, dem obersten aller Könige der Welt, nicht gehorchen zu wollen, erschien ihm als ein ungeheuerlicher Frevel, den nur ein Volk begehen könne, das in seiner Verblendung die natürliche, von der Vorsehung gewollte Ordnung der Dinge in der Welt nicht mehr erkenne oder nicht mehr erkennen wolle. Was er so dachte und fühlte, das spricht er namentlich deutlich und ungeschminkt aus an einer von hoher patriotischer Begeisterung

---

[1] In seiner Deutschen Chronik fol. T t 3. — Die Stelle zeigt so recht, daß auch Brant noch ernstlich an die Möglichkeit einer Verwirklichung seiner Kaiseridee in dem weitesten Umfange glaubte.

[2] Natürlich zieht auch Wimpheling aus dieser einzigartigen Stellung des römischen Kaisers seine Schlußfolgerungen für dessen Pflichten als Werkzeug der göttlichen Vorsehung; namentlich ist auch ihm der Kaiser Gottes lenkender und rächender Arm, er ist deshalb auch ‚fidelium defensor, dux et caput miliciae christianae‘ (Epit. c. 63).

[3] Aus seiner ganzen Polemik gegen dieselben geht hervor, daß er von dem Gefühle der principiellen Alleinherrschaft des römischen Kaisers tief durchdrungen war; sein Grundsatz den Schweizern gegenüber: ‚Es ist eben nicht genug, nicht gegen das römische Reich zu sein, sondern man hat die Pflicht, ganz eins zu sein mit dem Reiche und dasselbe anzuerkennen‘, kann, soweit Wimphelings Theorie in Betracht kommt, unbedenklich ausgedehnt werden auf alle Fürsten und Könige der Christenheit, denen gegenüber, wie wir aus einer Unzahl von Stellen bei unserem Humanisten bereits wissen, der römische Kaiser in einer ganz einzigartigen und unvergleichlichen Stellung erscheint.

getragenen Stelle, wo er Karl dem Großen und seinen Nachfolgern ihren erhabenen Rang über alle Fürsten und Könige der Welt vindicirt. ‚Was kann es‘, ruft er aus [1], ‚Ruhmvolleres, was Herrlicheres für die Germanen geben als die Thatsache, daß sie wegen ihrer vorzüglichen kriegerischen Tugenden und wegen der Vertheidigung des heiligen Glaubens die Alleinherrschaft über den ganzen Erdkreis und die Zügel und Leitung als Oberherren sich verdient haben!‘ Also auch diese einzige Stellung in der Welt haben die Deutschen nicht einem blinden Zufalle zu verdanken, sondern ihren hervorragenden Eigenschaften, die sie über alle Völker des Erdkreises erhoben; Tugend und wahres Verdienst sind auch hier die Grundlagen gewesen für eine Auszeichnung, die das deutsche Volk und seine Herrscher in den Augen der anderen Nationen beneidenswerth erscheinen läßt [2].

Besondere Beachtung verdienen für unsere Frage die entsprechenden Erörterungen Hugs; sie sind deshalb so interessant, weil sie uns zeigen, mit welchem Ernste auch nüchterner denkende Köpfe noch an der Idee der absoluten Universalität der deutschen Kaisermacht festhielten. Gerade bei Hug erscheint uns diese Idee als ein Anachronismus absonderlicher Art, denn er steht auch in der Begründung seiner Ansicht sowie in der Darlegung seiner Gedanken im einzelnen ganz auf dem Standpunkte der früheren Jahrhunderte, wie das ja schon die Benutzung der alten Rechtsquellen bei ihm mit sich brachte [3]; namentlich sind die Consequenzen, die Hug aus seinem System zieht,

[1] Epitome c. 9. Karl der Große erscheint unsern Humanisten mit Recht auch für unsere Frage bedeutsam; vergl. die Worte von Kampers a. a. O. S. 39: ‚Diese frühe Apotheose des Kaiserthums Karls mußte den Gedanken des universalen Imperiums in dem Vorstellungskreise der Völker des Westens so befestigen, daß die Idee des universalen Kaiserthums im Laufe der Jahrhunderte ein immerfort lockendes Ideal blieb, welches Kaiser und Könige, Staatsmänner und Theoretiker beschäftigte und die Träume der vorherrschenden Völker des Westens, der Franzosen und der Deutschen, erfüllte.‘ — Je mehr die nackte Wirklichkeit den idealen Forderungen unserer Humanisten Hohn sprach, je stärker der Contrast wurde zwischen der Traumwelt unseres Kreises und der realen Welt, desto stärker klammerte man sich gerade auch für die Frage des imperium mundi der Deutschen an die Persönlichkeit des großen Karl.

[2] Vergl. unter anderem noch Epit. c. 54: ‚Durch ihre Leistungen im Kriege und ihre militärische Tüchtigkeit haben sie (die Deutschen) die Oberherrlichkeit über das Römerreich verdient und sich die Alleinherrschaft über den ganzen Erdkreis erworben.‘

[3] Vergl. Schmidts Bemerkung über ihn (l. c. II, 53): ‚Jean — Hugonis — n'est remarquable que pour l'assurance avec laquelle il reproduit, à une époque où l'on commençait à penser plus librement sur ces matières, des théories qui ne pouvaient plus se soutenir.‘ — Oft erscheinen ganze Partien bei ihm als mehr oder weniger getreue Uebersetzungen aus den Werken älterer Canonisten; diese starke Anlehnung an die Vorlage hat er, wie es bei solchen Werken naturgemäß ist, gemein

ungemein weitgehend und in ihrer Schroffheit für einen Mann damaliger Zeit auffallend. Unserer Frage widmet der Autor ein eigenes Kapitel: ‚Wie groß und mechtig ein römscher keiser ist'. Gleich im Beginne steht die Summa der ganzen Erörterung, im lateinischen Texte in die kurzen Worte gefaßt: ‚Est autem imperator princeps et dominus mundi.' [1] Alle Könige in den verschiedenen Theilen der Welt, alle Nationen überhaupt stehen unter ihm [2]. Dieser Gedanke, der übrigens an vielen Stellen wiederkehrt, wird mit auffälliger Breite — zumal in der deutschen Fassung — behandelt. Es heißt dort [3]: ‚Der (Kaiser) ist ein fürst und ein herr des gantzen erterreiches; wann (denn) alle künig in allen landen und orten der welt seind under ym. Es seind ouch nit allein alle künig des erterreiches under ym, sunder es seind ouch under ym alle land, sie seind ferr oder nahe. Es ist ouch des gleichen under ym ein jede nacion. Es seind ouch nit allein under ym die land und nacion der cristen und der heiden, sunder es seind ouch under ym die juden.' Dem römischen Kaiser vor allem ziemt die goldene Krone, welche anzeigt, daß er über allen Herrschern der Welt steht an Gerechtigkeit und Macht [4]. Ihm gehört, weil eben alles auf der Welt ihm unterthan ist, aller irdische Besitz. ‚Darzu', entwickelt der Verfasser, ‚so seind alle ding in seinem gewalt und darumb so sollen eim römischen keiser alle ding versorgt werden und behalten durch den adel und die ritterschaft' [5]. Diese Behauptung wird dann näher erläutert und beleuchtet, und so kommt der Autor in seiner rigorosen Consequenz schließlich zu dem Satze des alten Rechts: ‚Uff das so ist zu wüssen, wer da nit wil sein under dem römischen reich, der mag nit erben oder erbe besitzen oder andere gütter, die durch keiserlich oder menschlich recht eim yeden zugezalt werden. Darumb so ist zu merken, das durch keiserlich recht erbe und eigenthom besessen werden, und jedermann durch keiserlich recht spricht: Daz dorff ist mein, der acker ist mein. Und wer da spricht: Was

mit Spiegel und Peter von Andlau, dessen Schrift De imperio Romano selbstverständlich auch ‚nicht das reine Erzeugniß originalen Denkens' ist; vergl. die Ausführungen bei Hürbin a. a. O. S. 159 fll. [1] Fol. E 5.

[2] Vergl. den lateinischen Text ebd.: ‚Nam omnes reges in diversis mundi partibus sub eo sunt; sub eo sunt etiam omnes provincie et etiam sub eo sunt omnes nationes, et etiam iudei sunt sub eo.'

[3] Fol. F 1; vergl. fol. E 6: ‚Der dann ist ein fürst und ein herr der gantzen welt', und fol. F 1: ‚Also hont die Teütschen das römisch reich und regiment der gantzen welt.'

[4] Fol. F 3: ‚Mit der selben kronet yn unser heiliger vatter, der bapst, in sant Peters münster; die güldene kron bedeütet, das ein römischer keiser an gerechtikeit und gewalt alle könig und fürsten uber treffen soll.'

[5] Fol. F 1: ‚Et omnia sunt in potestate imperatoris, et omnia debent regi servari per militarem disciplinam.'

gedt mich der künig oder der keiser an, dem anwort sanctus Augustinus und spricht: Waz gat dich dan erb und eigenthom an? Hast du uff den keiser verzigen, so hast du uff erbe und eigenthom verzigen.'[1] Eine weitere Consequenz der unumschränkten Herrschaft des römischen Kaisers über alles auf dieser Welt ist der Absolutismus seines Willens, der, allerdings unter gewissen Voraussetzungen, Gesetz ist[2]; ebenso resultirt aus dieser Stellung des Kaisers seine principielle Ungebundenheit dem Gesetze gegenüber: er steht theoretisch als Herr des Gesetzes über demselben, doch soll er aus Gründen der Vernunft factisch dem Gesetze gehorchen[3].

Den krassen Absolutismus der Hugschen Kaiseridee theilt seinem schroffen Standpunkte als unbedingter Verfechter altrömischer Rechtstheorien entsprechend Peter von Andlau. Er entwickelt uns seine Ansicht über unsere Frage namentlich eingehend im achten Kapitel des zweiten Buches seiner Schrift über die römische Kaiserherrschaft[4]. Der Autor hält sich für unwürdig und außer stande, die Hoheit des deutschen Kaisers gebührend darzustellen; er will deshalb nur die Hauptpunkte berühren. Der deutsche Kaiser, beginnt er, übertrifft in dreifacher Hinsicht alle andern Könige: an Würde, an Macht und an äußerem Glanze. Seine Würde ist so erhaben, daß selbst Christus es nicht verschmähte, unter einem römischen Kaiser geboren zu werden, unter ihm zu stehen und sich seinen Geboten und Satzungen zu fügen; er, der Herr der Heerscharen, zahlte ihm willig Tribut und gebot der Welt, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers sei; er sanctionirte die kaiserliche Macht neben der kirchlichen und wollte, daß sie immer zugleich mit dieser beachtet würde. Und als er vor Pilatus stand, da wies er darauf hin, daß der Landpfleger seine Würde nur von oben, vom Himmel, habe, von welchem eben dem Kaiser, dem Vorgesetzten des Pilatus, die Macht verliehen sei[5]. Diese Macht des Kaisers ist ohnegleichen,

---

[1] Fol. F 1. Denselben Gedanken finden wir bei Peter von Andlau; vergl. Janssen-Pastor 1, 503; s. weiter unten S. 164, namentlich Note 2.

[2] Vergl. fol. F 1: ,Dar zu hat eyn römscher keyser in seinem hertzen alle recht verschlossen, und alles, das er wil, gat sein will für das recht, wan alles, waz im gevellt, hat krafft eins gesatzten rechten, dwiel durch konigcklich gesatz, daz durch sein gebot gesprochen ist, das folck im und in inen (ei et in eum) alle sein herlichkeyt und gwalt zugeben und verlihen hat. Dorumb was ein keyser durch brieff oder epistel schribt oder rechtlich erkennet oder durch keyserlich gebot ist gebieten, ist gewißlich eyn recht unnd eyn gesatz.' [3] Vergl. S. 130 Note 5.

[4] L. c. p. 99 sqq. — Für die ganze Auffassung Peters ist höchst bezeichnend die Stelle lib. I, c. 2, p. 12: ,Ipse autem Iesus Christus vicarium suum constituit Petrum et successores, quando ei dedit claves regni coelorum et quando dixit: Pasce oves meas, *a quo imperialis auctoritas et deinceps ab imperiali caetera regna, ducatus, principatus et dominia mundi subalterna quadam emanatione defluxerunt.*'

[5] Vergl. p. 101: ,Deus enim fuit auctor potestatis Pilati primarius, Caesar

fast ohne Grenzen. Der Träger der römischen Krone unterwirft den ganzen Erdkreis seinen Geboten, und er einzig und allein kann Gesetze erlassen, welche von allen Menschen zu beobachten sind. Der Kaiser selbst untersteht indessen dem Gesetze nicht [1]. Alles, was die Welt besitzt, ist Eigenthum des Kaisers [2]; ihm sind unterthan alle Nationen der Erde, ihm sollen gehorchen alle Mächtigen der Welt, denn sie alle haben von ihm Anfang und Ursprung ‚wie die Bächlein aus dem Flusse'. Heute aber, muß Peter klagend bekennen, haben sich die meisten Könige von der Oberherrschaft des Kaisers losgesagt; das ist leider Thatsache, aber damit noch kein Recht geworden [3], ebensowenig, wie jene Könige die Machtmittel, die allein dem Kaiser vorbehalten sind, ohne Rechtsverletzung für sich in Anspruch nehmen können.

Schon früher [4] hatte Peter von Andlau ausgeführt, daß Hugo Capet, der den Thron in Frankreich an sich gerissen, rechtlich verpflichtet gewesen wäre, den römischen Kaiser als seinen Oberherrn anzuerkennen; es hätte überhaupt die Krone Frankreichs niemals auf ihn übergehen dürfen, denn im Falle der Erledigung des Thrones war der römische Kaiser ganz selbstverständlich Erbe des Landes. Auch in unserem Kapitel wird der französische König im Verein mit dem von Spanien und England besonders genannt [5]; man sieht, daß es Andlau namentlich darauf ankommt, darzuthun, daß diese Könige, und ganz besonders der französische, ihr Abhängigkeitsverhältniß zum römischen Kaiser durchaus widerrechtlich und freventlich gelöst haben. Aus der längeren Erörterung, bei der er den Stimmen pro und contra Gehör gibt, geht deutlich hervor, daß unser Autor mit dem bestehenden Zustande unzufrieden ist; er stellt sich am Schlusse die eigenthümliche Frage, ob die Könige von Frankreich, Spanien und England eine Sünde begingen, wenn

---

autem secundarius.' ‚Quid', fragt er weiter, ‚enim est potestatem dari desuper, nisi dari ab eo, cuius potestas supereminet alias potestates mundanas tamquam inferiores et minores sub se contineat et includat, *unde omnes aliae potestates a Romano imperio subalterna quadam emanatione defluere dicuntur*.'

[1] Wir bemerken hier einen mehr oder weniger starken Gegensatz zu der durchweg herrschenden Ansicht unserer Humanisten; vergl. oben S. 130 Note 5.

[2] Vergl. seinen bekannten — übrigens entlehnten — Grundsatz: ‚Tolle enim iura imperatoris, et quis potest dicere: haec domus est mea, haec villa mea est?' S. jedoch die Einschränkung der kaiserlichen Eingriffe l. c. p. 103.

[3] Vergl. Spiegels Ausführungen im folgenden.

[4] L. c. lib. II, c. 1, p. 78.

[5] ‚Bezeichnend', bemerkt Hürbin a. a. O. S. 198, ‚für Peter von Andlau als Elsässer ist der Umstand, daß er von den namentlich bezeichneten Königen die von Frankreich, Spanien und England besonders hervorhebt . . . de iure *rex Francie* subsit Romano imperio.' — In seinen Vorlesungen (Hürbin a. a. O. S. 95) spricht er von ‚rex Francorum et nonnulli alii reges'.

sie den römischen Kaiser als Oberherrn nicht anerkennten. Eine klare und bündige Antwort auf diese heikle Frage gibt er allerdings nicht.

Bei der Erwähnung der dritten Auszeichnung des Kaisers, der Reichsinsignien[1], beruft sich Peter von Andlau auf seine frühere Darlegung und fügt dann seine Bemerkungen über Schwert, Scepter und Reichsapfel hinzu. Das Schwert eignet ganz vorzugsweise, neben dem Papste, dem römischen Kaiser; denn nur diesen ist es speciell von der Vorsehung verliehen. Ebenso gebührt auch dem Kaiser vor allen anderen Herrschern der Welt das Scepter, weil er die Stelle desjenigen vertritt, von dem es bei Daniel heißt: Qui sedes super sceptrum divinitatis tuae, und im Psalm: Virga directionis virga regni tui. Der goldene Reichsapfel endlich ist ein Symbol, das einzig und allein dem römischen Kaiser zukommt, bezeichnet doch dieses Attribut die ganze, weite Welt, deren Herr und Oberhaupt der Kaiser ist; in der Hand jedes andern Herrschers wäre deshalb dieses Symbol eine wahnwitzige Anmaßung, da ja eben niemand außer dem Träger der römischen Krone dem gesamten Erdkreise gebietet.

Trotz der traurigen Zeitverhältnisse verliert Peter nicht den Glauben an den Weltberuf des römischen Kaiserthums: das Scepter wird vom Reiche nicht genommen werden — das ist sein Trost —, bis der ‚bitterste Feind unseres Glaubens', der Antichrist, erscheint[2]. Kommt aber einst das Ende der Zeiten, dann werden alle Völker sich lossagen vom römischen Reiche[3]; alsdann wird der letzte Herr der ganzen Welt nach Jerusalem eilen, und an der Stelle, wo ‚der König der Könige und der Herr der Mächtigen am Kreuze hing', wird er, angethan mit den Zeichen der kaiserlichen Würde, seine Krone und damit Reich und Herrschaft niederlegen. Dann stirbt der Kaiser, und mit ihm — stirbt der ganze Erdkreis, der ihm einst gehorchte.

Dem Glück und der Wohlfahrt eines so erhabenen Kaisers gehören die aufrichtigsten Wünsche Andlaus; wenn er an der Idee der Weltherrschaft seines Monarchen festhielt, so hat er redlich geglaubt, durch die Geltendmachung solcher Ideen dem Reiche und seinem Kaiser einen Dienst zu erweisen[4]. Und wie aufrichtig ist auch hier überall der gute Wille des Patrioten,

[1] Vergl. l. c. p. 103. [2] Vergl. l. c. lib. II, c. 20, p. 140.

[3] ‚Quam autem prope sit', fügt er (p. 141) hinzu, ‚finis mundi et imperii, ex hodierna oboedientia provinciarum dinosci poterit.'

[4] Vergl. die Worte Hürbins a. a. O. S. 98: ‚Wie Peter von Andlau in seinem Libellus und in seinen Vorlesungen den Kaiser als Nachfolger der römischen Cäsaren betrachtet, so glaubt er auch, daß eine Gesundung der politischen Ohnmacht von Kaiser und Reich nur dann erfolgen könne, wenn die Aufnahme dieser antiken Staatsidee in jeder Beziehung consequent durchgeführt wird' (vergl. oben S. 34 Note 2). — Daß man übrigens namentlich gegen den französischen König nach dieser Seite hin Front machte, kann nach den thatsächlichen Bestrebungen dieser Herrscher nicht auffallend er-

wie brennt er vor Begier, seinem Volke und seinem Kaiser in allem zu nützen, ihnen namentlich die einzige Stellung wieder erringen zu helfen, die sie einst besessen! Ein tiefes Weh ergreift ihn, wenn er rings umherschaut im Reiche, und bitter strömt die Klage von seinen Lippen über das, was einst ruhmvoll erworben, nun ruhmlos verloren gegangen. ‚Aber wahrlich,‘ hören wir Peter in ernster Stunde bekennen[1], ‚man darf sich durchaus nicht darüber wundern, wenn jenes Reich, einst mächtig wie keines und unbesiegbar, jetzt zu einem elenden Schatten herabgesunken ist. Durch Tapferkeit, Klugheit, Gerechtigkeit, durch Zucht und Sitte und durch weise Mäßigung, durch glänzende Thaten im Kriege und Frieden haben einst unsere Altvordern dieses Reich erlangt und gemehrt, und auch nur so kann das Erworbene behauptet werden. Nun aber, wo jene Tugenden geschwunden sind, haben sich die Völker vom Reiche losgesagt und nach und nach das Joch abgestreift, und so ist es jetzt dahin gekommen, daß des Reiches Grenzen so eingeengt sind, daß der erhabenen Kaiserkrone, der einst fast der ganze Erdkreis unterthan war, jetzt alles bis auf ein kleines Gebiet im Occident entrissen ist. Wahrlich, o Schmerz, kaum ist uns von der einstigen Reichsherrlichkeit noch ein Schatten und ein Abbild geblieben! Aber zu euch, erlauchte deutsche Fürsten, wende ich mich nunmehr mit meiner Klage; denn zu mächtig lodert in mir die heiße Liebe zum Reiche, als daß ich mich zurückhalten könnte. Einst haben eure Ahnen durch ihrer Tugenden Glanz und Fülle in ernster Arbeit sich die Herrschaft über die ganze Welt errungen, und euch haben sie dieselbe als theures Vermächtniß anvertraut. Eure Nachlässigkeit aber, eure Unthätigkeit und — um die Wahrheit zu sagen — euer Hader haben aus dem Reiche das gemacht, was wir heute thränenden Auges vor uns sehen. Wie werdet ihr einst dem Höchsten Rechenschaft geben können? Und niemals kannst du dich, mein Kaiser, mit Fug und Recht Augustus nennen, falls du dich nicht aufraffest; denn alle blicken ja zu dir empor, und die dir unterworfen sind, entschuldigen sich im Hinweis auf dich, den, wie sie wohl fühlen, alle diese Dinge ganz besonders angehen, da du ja eben als Haupt der christlichen Welt eingesetzt bist. So

scheinen; in der That hatte man von der Seite — man vergleiche oben S. 156 Note 3 — bezüglich der deutschen Ansprüche auf das imperium mundi alles zu fürchten. Der König Karl VIII. war überzeugt von dem Glauben an seine weltumspannende Macht, an sein Imperium über Orient und Occident; vor seinem Aufbruche nach Italien erschien er ‚im Ornate eines Kaisers, mit den Sinnbildern der Weltherrschaft, dem Reichsapfel und dem Scepter, in den Händen‘ (Janssen-Pastor 1, 585; vergl. auch Kampers a. a. O. S. 133 fll. und Pastor, Geschichte der Päpste 3², 337).

[1] S. diese bedeutsame Stelle De imp. Rom. lib. II, c. 18, p. 137 u. 138. Unwillkürlich denken wir an die düstere Klage Brants oben S. 144.

erhebe dich denn endlich, der du im Schlummer liegst! Denke daran, daß in deine Hand gegeben ist das herrliche Reich, Deutschlands Zier, und die Krone der ganzen Welt! Laß deine Augen rings umherschweifen und komm zu Hilfe dem erhabenen und einzigen Reiche, das schon so lange matt daliegt in Entkräftung aller Art. O mögen dich doch entflammen die leuchtenden Vorbilder deiner Ahnen, möge doch in dir neu aufblühen der Germanen alter Ruhm! O erhebe, erhebe denn machtvoll, wie du es ja noch kannst, den Arm deiner Tapferkeit und laß weithin dein Schwert blitzen, das des Allmächtigen Majestät dir verliehen, so daß wir hoffen können, daß sich an dir wieder das Wort Vergils erfülle:

Jenseits Garamanten und Indern
Dehnt er das Reich —

und jenes andere, das sich auf die Lobpreisung Cäsars bezieht:

Der zu den Sternen den Ruhm, zum Oceanus dehnet die Herrschaft! [1]

Am Schlusse seiner freimüthigen Rede fingirt dann der Autor einen Einwand des schwachen Kaisers, dahin lautend: er könne unmöglich vollbringen, was seine großen Vorfahren vollführt hätten; denn er sei arm und hilflos und der römische Adler von allen Seiten gerupft. Da richtet der feurige Patriot seinen Kaiser auf, er zeigt hin auf das Geheimniß der Erfolge der früheren Herrscher, das einfach in ihrem unverdrossenen Schaffen für Volk und Reich, in ihren glänzenden Tugenden und ihrer Klugheit bestanden hätte. Danach könne auch er streben, und alles würde sich dann wieder glücklich fügen.

So sehen wir auch Peter von Andlau gerade wie seine jüngeren Schüler und Freunde aus aufrichtigem Herzen für des Kaisers und des Reiches Glanz und Größe mannhaft eintreten; er ließ nicht müßig die Hände sinken, sondern zeigte unentwegt und unverzagt auf das Ideal hin, das seinem Geiste noch immer vorschwebte: das römische Reich als Beherrscher aller Völker und Länder, der Kaiser als imperator mundi [2].

In etwa erinnern die rechtsgeschichtlichen Darlegungen Peters von Andlau an die Auffassung unserer Frage bei Spiegel; was das Princip angeht, so steht Spiegel ganz auf dem Boden des Basler Kreises; auch er sieht theoretisch in dem Inhaber des imperium Romanum zugleich den des imperium mundi. Sicherlich, sehen wir ihn entwickeln [3], haben die übrigen Könige vom römischen Kaiser ihre Macht, und sie können eigentlich nur gelten

[1] Vergl. Vergilii Aen. VI, 794 und I, 287 (Uebers. von Voß). Die Stellen feiern — man beachte die bezeichnende Analogie — die providentielle Verleihung der Weltmonarchie an Kaiser Augustus; die Garamanten wohnten in Innerafrika.

[2] Man vergleiche unter anderem noch die von warmem Patriotismus durchhauchten Ausführungen De imp. Rom. lib. I, c. 16, p. 75 u. 76. [3] Ant. Panormit. p. 124.

als Statthalter und Verwalter; denn einzig und allein der römische Kaiser, der zugleich König der so tapfern und in Wahrheit freien deutschen Nation ist, kann als wirklicher Alleinherrscher — monarcha — angesehen werden. Die Könige der auswärtigen Provinzen — denn das sind ihre Länder mehr als Königreiche — haben sich nicht rechtlich, sondern bloß factisch der Oberherrlichkeit des römischen Kaisers entzogen, wie wahrheitsliebende Schriftsteller es dargestellt haben, obwohl ein nichtswürdiger französischer Lügenpatron und offenkundiger Verleumder, nicht achtend des Kaisers Majestät, dagegen schwätzt [1]. In Verbindung mit dieser Betrachtung weist Spiegel entschieden und derb, wie wir das schon gesehen haben [2], die gallischen Thronansprüche zurück — als absurd und im höchsten Grade unverschämt. Ueberhaupt geht aus seiner ganzen Opposition gegen Frankreich und Italien deutlich hervor, wie er über unsere Frage denkt; doch bleibt er auch hier, wo die Versuchung doch so nahe lag, von aller Schwärmerei fern. Er beschränkt sich, soweit es sich wirklich um das imperium *mundi* [3] schlechthin handelt, auf den Unterschied zwischen Theorie und Praxis in unserer Sache hinzuweisen und so Deutschlands principielles Recht zu wahren, und das an einer Anzahl von Stellen — aber, wie durchweg die übrigen Humanisten, aus seinen theoretischen Erörterungen die starren Consequenzen zu ziehen, also wirklich für seinen Kaiser das imperium mundi ohne Einschränkung zu verlangen, das hat Spiegel verschmäht; er sah zu ruhig, zu objectiv und nüchtern, um in seiner Zeit die schroffe und absolute Realisirung einer Theorie zu fordern, die von ihrer Verwirklichung bis dahin vielleicht noch niemals weiter entfernt gewesen war. Auffällig ist es auch — und das kann unser obiges Urtheil nur bestätigen —, daß Spiegel gerade an so manchen Stellen, die über das imperium mundi handeln, sich hinter seinen Gewährsmännern verschanzt und deren Ansichten ohne eigenen Commentar einfach nebeneinander stellt, obwohl er, um das nochmals zu betonen, über seinen principiellen Standpunkt in unserer Frage keinen Zweifel läßt [4].

---

[1] Ibid.: ‚. . . quidquid *pro rege suo* Sorbonicus quidam Beda mendacii patronus calumniatorque, quod orbi constat, nequissimus deblateret . . .‘ — An sehr vielen Stellen vertritt der Autor diesen Standpunkt, namentlich in seinen Ligurinus-Scholien, wie er das selbst in seinem Iur. civ. lex. fol. R 1 bemerkt: ‚. . . Nunc proprie est — monarchia — apud Romanorum hoc est *omnium Christianorum* imperatorem regemve, qui absque Augusto rerum potitur; *facti enim non iuris est, quod caeteri reges imperatoriae maiestati detrahunt, ut alicubi in schol. ad Ligurin. latius indicari.*‘ [2] S. oben S. 149.

[3] Also, was man wohl beachten wolle, um die thatsächliche Alleinherrschaft des römischen Kaisers in der — christlichen — Welt.

[4] Vergl. z. B. noch seinen bezeichnenden Zusatz über Alciatus, der von der herrschenden Meinung abgehe, ‚indicans, si quandoque imperatores orbis dominos se

Das gerade Gegenstück des so vorsichtig urtheilenden und kritisch kühl abwägenden Spiegel ist auch bezüglich unserer Frage — und hier namentlich — der Kolmarer Anonymus; sein System ist ein wunderbares Gemisch von phantastischer Träumerei, tollkühnen Deductionen und auf realer Basis beruhenden Erwägungen. Wir wissen schon, daß ihm der Kaiser als ‚irdischer Gott' gilt [1], und als solcher ist er natürlich Herr der ganzen Welt; er ist ‚daz obrist houpt der welt, den all welt soll eren' [2]. Seine These lautet: Die Deutschen haben einst ‚das ganz erdrich regiert und gewaltiglich besessen' [3]. Der Beweis für diese Behauptung ist eigenthümlich genug [4]: Adam war ein deutscher Mann, und seine Sprache war die ‚all Mann's', d. h. die alemannische [5]; auch Seth, Enoch und Japhet sind deutschen Blutes gewesen, ebenso Alexander der Große, dem der sechste Platz unter den germanischen Heroen gebührt. — Was nun den Deutschen gegen alles Recht entrissen ist, das soll, und zwar in nicht ferner Zeit, wiedergewonnen werden: ‚In kurzen wellen (wir) mit der hilf gotz alle land wider in die alten statut bringen', schreibt er selbstbewußt und kühn [6]; und an einer andern Stelle [7]: ‚Die Tutschen hand zum dikermol daz ganz erdrich in ieren henden gehebt und in kurzen abermols tun werden, und mechtiger dan nie' — ein Beweis, daß für unsern Schwärmer das imperium mundi nicht lediglich in der Theorie bestand, sondern daß er demselben auch praktische und factische Berechtigung und Bedeutung beimaß. ‚Ich sag', hören wir ihn versichern [8], ‚daz rich des keisers ist allein

appellent, id vel per hyperbolem accipiendum esse, vel eorum dictis minime credendum, quia in caussa propria — *sed et alibi guelphisare videtur*' (Iur. civ. lex. fol. L 5).

[1] Vergl. oben S. 129 Note 3. Auch bei ihm ist der deutsche Kaiser ein Herrscher, ‚in des herzen all rechten verschlossen sint' (Haupt a. a. O. S. 156). Es ist dem Verfasser mit dieser Auffassung wie überhaupt mit seiner Idee über das deutsche Imperium ‚heiliger Ernst'. ‚Sein Glaube an die weltgeschichtliche Mission des deutschen Kaiserthums bildet den Ausgangspunkt für sämtliche Reformgedanken', und es geht bei ihm ‚die Frage der innern Reform mit der Durchsetzung der providentiellen Ansprüche Deutschlands auf die Suprematie über alle Staaten Europas Hand in Hand' (ebd.). — Als Herr der Welt ist der Kaiser nach der Auffassung unseres Anonymus auch Herr über Papst und Priester (vergl. weiter unten S. 184).

[2] Haupt a. a. O. S. 220. — Die ganze ‚Textprobe' dort ist sehr beachtenswerth.

[3] Haupt a. a. O. S. 129.

[4] S. die höchst interessante Stelle bei Haupt a. a. O. S. 141 fll.

[5] Vergl. oben S. 13 Note 5. Das Elsaß wird als Ziel des aus Asien wandernden Japhet besonders gefeiert; namentlich ist auch für unsern Autor die Stadt Trier ebenso alt wie mächtig und berühmt; vergl. seine Worte: ‚Darumb so sond die Romer und Hispanier und Franzosen under eim kunig von Trier (d. h. von Deutschland schlechthin) sin' (Haupt a. a. O. S. 146).

[6] Haupt a. a. O. S. 129. Vergl. ebd. S. 141.

[7] Haupt a. a. O. S. 157. [8] Ebd. S. 157.

von got uns geben als ein kunig uber all kunig, und alle land under im und all provincen, und ein kunig von Frankreich' — man beachte das für ihn als Elsässer [1] —, ,Hispanien und Sicilia sont im tribut geben.' [2] Daß dieses Verhältniß der Ueber- und Unterordnung nun bald auch wirklich wieder zur That werde, dafür wird — eine Lieblingsidee des Autors — der große Zukunftskaiser sorgen: ,er wirt drei kung demutigen und zehn kung under sich bringen, und al kung werden im dienen' [3], ja ,an anderen Stellen läßt er zweiunddreißig Könige, selbst das ganze Erdreich der Herrschaft Kaiser Friedrichs sich unterwerfen' [4]; den Uebermuth fremder Nationen — namentlich werden genannt Frankreich, England, Spanien und Italien — wird dieser Kaiser zu Schanden machen und ,mit grussamkeit daz solch in forcht bringen' [5]. Und dann wird endlich Deutschlands Herrscher nach Besiegung der Türken ,mit einer menige volker ein herfart beston und daz heilig land gewinnen, Jerusalem besitzen, all kunig begrüßen, daz si ein wolgefallen werden an sim furnemen han' [6].

[1] Die Unmöglichkeit einer Gleichstellung der Franzosen und Deutschen wird auch für unsere Frage mit einem Nachdrucke betont, der zeigt, wie wichtig gerade diese Thatsache unserem Anonymus erschien. Es genüge hier, des Verfassers Wort anzuführen (Haupt a. a. O. S. 222): ,kundlich ist, daz Franzosen, Romer, Hispanier sint herkummen von unsern schlaffen' (Sklaven). Man vergleiche auch die wegwerfenden und schimpflichen Prädicate, mit denen der Autor auswärtige Herrscher, vor allen die französischen, bedenkt (s. unter anderem oben S. 153). In Auslassungen dieser Art liegt durchweg ein ,grausamer Hohn' (vergl. Haupt a. a. O. S. 146).

[2] Merkwürdigerweise fügt er hinzu: ,es sig dan sach, daz si sich bewisen, worumb daz nit.'

[3] Ebd. S. 200. — Vorher heißt es: ,Kung Fridrich wirt vil toden lossen priester und al bos regenten und wirt 4 kungrich under sich bringen, die er wirt behalten zu ewen' (d. h. ewiglich).

[4] Ebd. S. 200. [5] Ebd. [6] Ebd.

VIII. Papst und Kaiser [1].

Zwei gewaltige Leuchten erschuf der himmlische Vater,
Die da erhellen die Welt, strahlend in glänzendem Licht.
(Brant in seinen Varia carmina.)

Zwei Thatsachen verdienen besonders beachtet zu werden, wenn man die Stellung unserer Humanisten den beiden höchsten Gewalten gegenüber verstehen und ihr Verhalten ‚ohne Haß und Gunst' — was gerade hier von nöthen ist — beurtheilen und würdigen will. Zunächst muß immer wieder betont werden, daß unsere Männer [2], in einer Zeit des Ueberganges, der innerpolitischen und kirchlichen Gärung, in einer Epoche von ‚Sturm und Drang' lebend, gerade auch in unserer Frage häufig genug ein klar ausgesprochenes und entschieden vertretenes Programm vermissen lassen, daß sie dagegen um so stärker jene Verschwommenheit und jenes Tasten in ihren Ansichten zeigen, auf das schon in der Einleitung hingewiesen ist. Sodann — und dieser Umstand hängt mit der eben erwähnten Thatsache zusammen — waren die mannigfachen mehr oder weniger schwerwiegenden Conflicte zwischen Kaiser und Papst, wie sie mit zur Signatur jener Zeit gehören, nur zu geeignet, einen innern Zwiespalt und Mangel an starrer Consequenz bei Naturen hervorzurufen, wie unsere Humanisten es sind [3]. Bedenken wir eben wohl, daß diese Männer ihr Herz theilten zwischen Gott und Vaterland, zwischen Kirche und Reich, zwischen Papst und Kaiser, daß in ihnen der Katholik so echt und gut war wie der Patriot [4]. Beiden, ihrem weltlichen wie ihrem kirchlichen Oberherrn,

[1] Dieses Kapitel erschöpfend zu behandeln, verbietet der Rahmen, der meiner Arbeit gesteckt ist; ich muß mich darauf beschränken, die Hauptpunkte herauszugreifen.

[2] Es ist hier — mehr oder weniger ausschließlich — von der ältern Richtung die Rede, was man für das Folgende wohl beachten wolle.

[3] Daß unsere Autoren sich dem politischen Leben ihrer Zeit nicht verschließen, daß sie vielmehr häufig genug in Wort und Schrift in das Parteigetriebe jener Tage eingreifen, ist eine Thatsache, die namentlich auch für unser Kapitel wohl berücksichtigt werden will; man wird gerade durch Beachtung dieses Umstandes vor manchem einseitigen, mehr oder weniger verdammenden Urtheil über diese Männer bewahrt bleiben.

[4] Das im einzelnen darzuthun, ist überflüssig; nur möchte ich an dieser Stelle auf die oft schönen und tiefempfundenen Gedichte Brants auf die heilige Jungfrau hinweisen; vergl. den ersten Theil seiner Varia carmina.

haben sie ihr Leben lang treu gedient, beiden werkthätig zur Seite gestanden und an den von ihnen vertretenen Institutionen, dem Staate und der Kirche, zu bessern gesucht, was nur zu bessern war. Das Ideal unserer Humanisten war das einmüthige Zusammengehen beider Gewalten in Frieden und gegenseitiger Nachsicht [1]; Conflicte und Reibereien zwischen Papst und Kaiser sind ihnen ein Greuel und die Quelle aller Uebel bis in ihre Tage hinein [2]. Treten nun solche Conflicte ein beziehungsweise müssen solche Zeiten der Uneinigkeit und der Zwietracht dargestellt werden, so sehen wir unsere Autoren in sichtlicher Verlegenheit: sie wollen keinen der beiden Oberherren beleidigen, keinem zu nahe treten, der eine gilt ihnen so viel wie der andere [3]. Daß wir da also lichtvolle Klarheit und das, was wir System und Standpunkt nennen, häufig vermissen, kann nicht wundernehmen.

Bezeichnend für unsern ganzen Kreis ist auch hier Wimpheling. Als historischer Schriftsteller ist er durchweg kaiserfreundlich, wenigstens zeigt er nirgends eine offene und principielle Hinneigung zur päpstlichen Politik [4]; man sieht, wie schon bemerkt, daß es ihm schwer fällt, den Träger der

[1] Namentlich Wimpheling redet diesem Zusammengehen an einer Unzahl von Stellen das Wort; er wird nicht müde, jene Kaiser zu feiern, welche auch nach dieser Seite hin seinem Ideal entsprachen; besonders legt er Gewicht auf die Schutzherrschaft des römischen Kaisers über Papst und Kirche, welche ihm als höchste und erhabenste Pflicht, zugleich als schönstes Ehrenrecht der Krone erscheint, zumal gerade dem deutschen Volke diese Auszeichnung wegen seiner einzigen Tugenden zu theil geworden sei. Man vergleiche über diesen Punkt namentlich die Defensio immunitatis und die Oratio querulosa. S. auch die folgenden Ausführungen.

[2] Vergl. Wimphelings Epitome c. 32: ‚... quod cum tanto reipublicae christianae interitu ac irrecuperabili detrimento tam detestandam execrabilemque pontificis imperatorisque discordiam pertulere; omnium enim malorum fontem inde usque ad nostra tempora profluxisse arbitramur.‘ Aehnlich häufig.

[3] Der schöne Satz der Heiligen Schrift: ‚Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist‘, hat an unsern Männern aufrichtige Vertheidiger und unbedingte Vertreter gefunden; er kehrt in den Schriften unserer Humanisten in allen möglichen Variationen immer wieder (vergl. z. B. Wimphelings schöne Worte bei Riegger a. a. O. S. 403. 404; s. auch oben S. 31 u. 100), und daß er bei ihnen keine leere Phrase war, zeigt ihr Leben selbst. Freilich, bis ins einzelne hinein streng zu scheiden, was dem Kaiser und was Gott gehört, das haben unsere Humanisten nicht verstanden, und wer wollte das von ihnen verlangen! — Man denkt hier unwillkürlich an Wimphelings Wort über einen Straßburger Bischof im Catalogus episcop. c. 69: ‚Bertholdus vero tanta prudentia erat, ut ne vel summum pontificem vel Romanum imperatorem laederet...‘ Das ist ganz das Programm Wimphelings und — mehr oder weniger — unseres Kreises überhaupt. Vergl. über Wimphelings Standpunkt gegenüber dem System Bonifatius' VIII., das er ganz billigt, die Stelle bei Riegger a. a. O. S. 405.

[4] Das im einzelnen darzulegen, würde vom Thema zu weit abführen; man vergleiche sein Verhalten gegenüber Heinrich IV. und Gregor VII., seine Darstellung der Regierung Friedrichs I. und Friedrichs II. sowie Karls IV., dann sein scharfes und

Krone anzugreifen. Anders in der Praxis beziehungsweise in den Fällen, wo er in rein speculativer Weise seine Theorie entwickelt. Da steht er, wenn auch nicht gerade schroff und ohne Schwankungen, auf dem Boden des Mittelalters: er vertritt den Standpunkt der Supremacie des Papstthums gegenüber dem Kaiserthum. Der tiefere Grund für dies Verhältniß beider Gewalten zu einander liegt natürlich auch bei ihm in der Vorzüglichkeit des priesterlichen Standes im Verhältniß zu jedem, auch dem höchsten, weltlichen Stande. Diese Auffassung gibt die Grundidee einer der für unsere Frage bedeutsamsten Schriften unseres Autors, der Defensio immunitatis et libertatis ecclesiasticae. ‚Liegt denn nicht‘, hören wir ihn z. B. dort an einer Stelle entwickeln [1], ‚in der Priesterschaft die höchste Würde, ist denn nicht ihr die höchste Gewalt gegeben, welche selbst die königliche Majestät überragt und überstrahlt und das nicht allein, wie natürlich, an Alter, sondern auch an Bedeutung und Ehre?‘ — Die nächste Consequenz dieses Standpunktes, den Wimpheling auch sonst überall vertritt [2], war es, daß er es als selbstverständlich ansah, daß bei einem Conflicte beziehungsweise bei einem Streite über das Vorrecht beider Gewalten principiell der geistlichen, also dem Papste, dem nach göttlichem Rathschlusse die Macht gegeben ist über Himmel und Erde [3], der Vorrang einzuräumen sei. Deshalb sehen wir unsern Autor sich immer wieder mit lebhafter Freude und sichtlicher Genugthuung auf die alten deutschen Herrscher berufen, welche, getreu dem ernsten Satze Christi: ‚Wer euch verachtet, der verachtet mich; wer euch hört, der hört mich‘, — jenes von Gott gewollte Verhältniß treu beobachtet und durch ihr Verhalten als zu Recht bestehend anerkannt hätten [4]. Und eben daher auch das seinen Standpunkt

---

vernichtendes Urtheil über Johann XII., Benedikt IX., Sylvester III. und Gregor VI. (die drei letzten ‚tria pessima teterrimaque monstra‘, Epit. c. 25); wie weit er in seiner Entrüstung gehen konnte, wo der Papst als Person in Frage kam, zeigt recht deutlich sein (bezeichnenderweise von ihm nie veröffentlichtes) Gedicht über den übel beleumundeten Sixtus IV., mitgetheilt von Holstein in der Zeitschr. für vergleich. Literaturgeschichte 1891, S. 369. — Ueber die Befugnisse und Machtmittel beider Gewalten in ihrer Beziehung zu einander — Einschreiten des Kaisers gegen unwürdige Päpste und umgekehrt, Eingriffe bei Wahlzwistigkeiten, Bannrecht u. s. w. — hat Wimpheling als Historiker die geläufigen Ansichten, so daß wir von einer Darlegung derselben absehen können (S. 174 Note 3). Speciell mag noch bemerkt sein, daß auch Wimpheling (vergl. den Standpunkt der anderen Humanisten weiter unten) ausdrücklich eine Einmischung des Papstes bei der Wahl des deutschen Kaisers abweist; ‚denn‘, fragt er Epit. c. 20, ‚wer hat dem römischen Volke die Befugniß der Kaiserwahl zuerkannt, wenn nicht das göttliche und das natürliche Recht?‘

[1] Riegger a. a. O. S. 404; s. auch ebd. S. 396 fll.

[2] Erst Gott, dann der Kaiser, dann das eigene Ich — ist sein Grundsatz; vergl. Riegger a. a. O. S. 402.

[3] Ebd. S. 427.

[4] Vergl. ebd. S. 392. ‚Veluti‘, schließt er seine geharnischte Strafrede gegen die pflichtvergessenen Herrscher, ‚numquam Christus dixisset: „Qui vos spernit, me

so recht bezeichnende Verhalten in seinen uns schon bekannten kirchenpolitischen Gutachten. Gerade in ihnen haben wir einen Prüfstein für die von Wimpheling in der Praxis beobachtete Stellung unserer Frage gegenüber; deshalb zur Sache noch ein kurzes Wort. Das Gemeinsame all dieser Reformschriften liegt in der schonungslosen und unnachsichtigen Aufdeckung der kirchlichen Mißstände; die Curie selbst wird in keiner Weise geschont, ja es ist Thatsache, daß eine solche Sprache gegen dieselbe vor Luther unerhört war. Wimpheling geht unbedingt scharf, aber wo die Institution des Papstthums selbst beziehungsweise dessen rechtliche Stellung dem Kaiser gegenüber in Frage kommt, äußerst behutsam und bedächtig vor[1]; er wahrt im Princip entschieden die päpstlichen Rechte gegenüber einem Kaiser, der — es handelt sich um das Jahr 1510 — aus politischen Motiven augenblicklich erbittert war[2], wie er auch drohend auf die Strafmittel des Papstes als ultima ratio hinweist[3]. Es ist unserem Autor in all diesen Schriften nicht in den Sinn gekommen, die principielle Suprematie des Papstes gegenüber dem Kaiser irgendwie zu läugnen[4]; allerdings bleibt

---

spernit; qui vos audit, me audit", veluti non etiam imperatores pientissimi gladio spirituali sincere detulissent.' Aehnlich sehr viele Stellen bei ihm.

[1] Wie man deshalb auch in Wimpheling (vergl. z. B. Wiskowatoff a. a. O. S. 16 fll. gegen Zarncke a. a. O. S. xix) einen Vorläufer Luthers hat finden können, ist nicht recht verständlich; s. unter anderem namentlich auch den Brief Wimphelings bei Riegger a. a. O. S. 281. — Die Zurückhaltung, die sich unser, von dem besten Willen beseelter Humanist in dem Gutachten vom Jahre 1510 auferlegt hat, ist, wie leicht erklärlich, Gegenstand vieler und heftiger Angriffe gewesen; ich verweise für diese Frage, deren Verfolgung mir zu fern liegt, auf die Ausführungen von Gebhardt, Gravamina S. 77 fll., und Pastor, Gesch. der Päpste 3, 627. Vergl. namentlich Gebhardts Worte über Wimphelings guten Glauben a. a. O. S. 81; s. auch die folgende Anmerkung.

[2] Das ist früher nicht genügend beachtet worden; vergl. Pastor a. a. O.: ‚An einer Reform der kirchlichen Mißstände hatte aber der Kaiser damals wenig Interesse; er handelte fast lediglich aus politischen Beweggründen: der Papst sollte auf alle Weise zum Eintritt in die Liga von Cambrai gezwungen werden. Diplomatische Verhandlungen, schismatische Drohungen mit einem allgemeinen Concil, alles wurde versucht.' Vergl. auch Gebhardt a. a. O. S. 89.

[3] Diese Strafmittel des Heiligen Stuhles erkennt er auch als historischer Schriftsteller durchaus als zu Recht bestehend an, was für die Beurtheilung seines principiellen Standpunktes in unserer Frage nicht zu übersehen ist. In unserem Falle mußte Wimpheling das Gefährliche einer unzeitigen Nachgiebigkeit gegen des Kaisers Forderungen ohne weiteres einleuchten; es handelte sich bezüglich einer Frage thatsächlich um ‚den ersten Schritt zu einer Loslösung der deutschen Kirche von Rom, zu einem Schisma' (Pastor a. a. O. S. 627).

[4] Man vergleiche noch seine sehr bezeichnenden Worte über den Kaiser bei Riegger a. a. O. S. 393: ‚Ignorant (die Verächter des Priesterthums nämlich) procul dubio, serenissimum regem Maximilianum cuidam Romani pontificis auctoritate in ius

er auch hier — man denke an den Historiker Wimpheling — maßvoll in Form und Urtheil; er beobachtet gerade auch in diesen Reformschriften eine gewisse Zurückhaltung und sticht immerhin trotz seines principiellen Standpunktes in unserer Frage noch sehr ab gegen die extremen Verfechter der Zwei-Schwerter-Theorie [1].

Als schroffe Anhänger dieser Theorie treten uns entgegen Brant, Hug und Peter von Andlau.

Brant betont die Superiorität des Papstes dem Kaiser gegenüber mit einer Bestimmtheit, die an seiner grundsätzlichen Stellung gar keinen Zweifel läßt [2]. In dem schon oft angezogenen Gedichtcyklus, der die Entwicklung der Reiche vom Alterthum bis auf Karl den Großen behandelt, verbreitet sich Brant eingehend über die Erhebung und Machtstellung Konstantins des Großen [3]. Die Ordnung in der Welt, führt er aus, kehrte erst wieder, als Konstantin vom Nachfolger des hl. Petrus Scepter und Krone erhielt. Und nur der Papst, entwickelt dann der Autor, war ermächtigt, das Scepter zu verleihen, nur er kann der höchsten weltlichen Macht jene Sanction geben, welche die Person des Herrschers erst zum König von Gottes Gnaden macht. Sollte irgend ein Herrscher ohne den Willen des Heiligen Stuhles den Thron bestiegen haben, so wäre er nur ein Usurpator, ein gemeiner Räuber; denn er trat unter seine Herde nicht wie der wahre Hirt, sondern er drängte sich ein wie der Wolf. So ist es alle Jahrhunderte hindurch gehalten worden, und so hat sich das heilige und unantastbare Gesetz gebildet, daß der König dem Papste unterworfen sein, daß er bekennen soll, der Papst sei in geistigem Sinne das Oberhaupt aller Menschen; von ihm soll der König sein Imperium empfangen und sich als Gegenleistung zum treuen Schutze des Heiligen Stuhles und der Kirche überhaupt verpflichten. Beide Gewalten sind Leuchten der Welt; aber sie sind nicht gleich an Glanz, sondern wie das Sonnenlicht das des Mondes überstrahlt, so überstrahlt auch die Tiara das kaiserliche Diadem, und wie der Mond unbedeutender ist als die Sonne, da er ja von ihr sein Licht empfängt, so ist auch die kaiserliche

---

vocato respondisse: ne papae mandatum pro nihilo ducas, *cui et nos non possumus non oboedire.*‘

[1] Daß er in all diesen Fragen einen versöhnlichen Standpunkt vertrat, geht schon aus seiner Vorliebe für Lupold von Bebenburg hervor; allerdings darf man aus der Beziehung zwischen beiden nicht zu weit gehende Schlüsse ziehen; das System Lupolds schlechthin hat Wimpheling nie angenommen.

[2] Vergl. Schmidt l. c. 1, 279: ‚Ce passage‘ (s. das Folgende und Anhang Nr. 7), ‚qui ne se compose pour ainsi dire que de paragraphes des Décrétales mis en vers, fut écrit en 1495; le canoniste le plus ultramontain n'aurait pas pu exprimer en termes plus clairs le principe de la domination absolue de la papauté.‘

[3] Var. carm. fol. a 5 sqq.; s. Anhang Nr. 7. Vergl. auch die Stelle über die unbedingte Binde- und Lösegewalt des Papstes Var. carm. fol. a 5.

Gewalt niedriger und unansehnlicher als die des Papstes; denn jene erstreckt sich über das Gemeine am Menschen, den Körper, diese aber lenkt und regiert die unsterblichen Seelen. Diese beiden Leuchten hat der Schöpfer an das Firmament gesetzt, damit sie allen Dingen der Erde Licht geben, das eine Gestirn bei Tage, das andere bei Nacht; auf sie sollen die Menschen schauen und sich der Ordnung der Dinge in der Welt, welche durch jenes Verhältniß bedingt ist, stets bewußt bleiben; wer diese von Gott gewollte Ordnung stört, der frevelt gegen die Pläne der Vorsehung. Deshalb ist auch einst das Reich von Konstantinopel der obersten Würde entkleidet worden, weil es sich der höchsten kirchlichen Autorität nicht mehr fügen wollte; es sank tiefer und tiefer, da es sich von Rom ganz abwandte.

Der entschiedene, wenn wir wollen, rigorose Standpunkt Brants in unserer Frage könnte zu der Meinung verleiten, wir hätten hier im Grunde genommen doch nicht viel mehr als eine Phrase; denn andernfalls wäre der Dichter mit dem Kaiser und mit sich selbst in Zwietracht gerathen, er hätte seinen ‚Credit' [1] bei Max verlieren müssen. — Das wäre eine ganz falsche Annahme, wenngleich gern eingestanden werden soll, daß die Offenheit, mit der Brant seine Ansicht — im übrigen, wie kaum zu bemerken nöthig ist, die Ansicht des ganzen Mittelalters — vorträgt, uns Moderne stößt, zumal angesichts seiner uns bekannten Schwärmerei für Kaiser und Reich [2]. Brants System hat sicherlich den Kaiser gar nicht sonderlich überrascht, zumal durch die Praxis eine Milderung sich von selbst ergeben haben wird.

Daß man damals wirklich diesen Standpunkt principiell mit aufrichtiger Hinneigung zum Kaiser und ebenso offener Achtung vor dessen Würde und Majestät vereinigen zu können glaubte, zeigt recht deutlich Hug, der seine ganz an Brant erinnernde Darlegung beginnt mit dem Rufe:

---

[1] Vergl. Schmidt l. c. 1, 279—280.

[2] Vergl. S. 177 Note 1. Hier sei mir eine kurze Bemerkung gestattet. Gödeke glaubt (a. a. O. S. xɪv) annehmen zu müssen, daß unser Dichter der bekannten eigenthümlichen Idee Maximilians, auf seinem Haupte Krone und Tiara zu vereinigen, beigestimmt habe; er schließt das aus Brants Worten (Var. carm. fol. g 5):

Vater, nimm den Glauben in deine Hut und
Lenke Petri Schiffchen mit dauerhaftem
Steuer durch die Fluthen; denn, ach! der Wächter
Schläft auf den Wogen.

Abgesehen davon, daß in diesen Versen eine nothwendige Beziehung auf Maximilian nicht vorliegt, dürfen wir aus Stellen dieser Art wohl nicht zu viel schließen; sie kehren häufiger bei Brant wieder (vergl. z. B. Var. carm. fol. k 6) und sind mehr oder weniger symbolisch zu fassen. — Vergl. übrigens über jene Utopie des Kaisers die Ausführungen von Pastor, Gesch. der Päpste 3², 641 fll. (mit Angabe der neuesten Literatur).

‚Leben soll Künig Maximilian!‘ [1] Auch Hug erfreute sich wie Brant des besondern Wohlwollens des Kaisers, der ihn — trotz seines papalistischen Systems — mit Aufmerksamkeiten überhäufte. Gehen wir nach dieser kurzen Abschweifung zu einer Skizzirung der Hugschen Ausführungen über! Der Autor der ‚Wagenfur‘ entwickelt seine Ansicht folgendermaßen [2]: Christus war oberster Priester und Kaiser zu gleicher Zeit [3]; er wollte gleichwohl eine Trennung beider Gewalten für die Zukunft, und zwar in der Absicht, ‚uff das der geistlich wer entladen weltlicher überfell [4] und der, der gott solt dienen, am allerminsten sich weltlicher sach mügen und inflechten solt, und herwiderumb nit über götlich ding solt herschen, der mit weltlichen gewerben wer beladen unnd verflochten‘ [5]. Beide Gewalten sind aufeinander angewiesen; denn Christus hat eben angeordnet, ‚das kristenliche keiser zu erlangen ewig leben der bischoff bedörfften, und die bischoff umb zytlicher louff willen sich keyserlicher rechten gebruchten‘ [6]. Diese allgemeinen Sätze werden dann in den folgenden Erörterungen näher beleuchtet, wobei allerdings manche Widersprüche, Unklarheiten und Wiederholungen mit unterlaufen, namentlich, wie leicht begreiflich, in der schwierigen Frage der Abgrenzung der Competenzen beider Gewalten. Der Papst — so ist im allgemeinen der Gang der Untersuchung — hat Befugnisse und Rechte ‚nit alein in der geistlicheit, sunder ouch in der weltlicheit, wan (denn) er hat ein gantze volkumenheit alles gewaltes‘ [7]. Diese hohe und einzigartige Macht des Papstes führt sich zurück auf die unendliche Macht desjenigen, der ihm die Herrschaft übergeben hat. Daraus folgt, daß der Papst auch nur Gott verantwortlich ist und nur ihn allein als seinen Richter anerkennen kann [8]. Der römische Kaiser hingegen hat seine Macht und Würde

[1] Hug hat überhaupt trotz seines starr mittelalterlichen Systems, dessen Consequenzen uns Neuere nicht stutzig machen dürfen, den Kaiser mit aufrichtiger Liebe und Wärme behandelt; ihm unterwirft er sich in seinen Ausführungen ‚mit gebett, dienst und gehorsamkeit‘; für ihn tritt er muthig ein gegen die Fürsten, die ‚eigner weißheyt und keiserlich recht und satzung wenig achten und mer gewalt dann weißheit suchen‘; für ihn streitet er wider die, welche ‚fil widerbellen‘ gegen die ‚kleine stüre‘, ‚gleich den pharíseern, die . . . dem keiser seinen zinß und tribut zu geben verbutten‘ (fol. A 5. A 3. A 4). Also — das wollte ich hier nur zeigen — die Ideen von Kaiser und Reich einerseits und die von Papst und Kirche andererseits, wie wir sie bei unsern Humanisten als ganz gewöhnliche Ansicht finden, galten damals noch für sehr wohl vereinbar. Ich betone das nochmals, um unsere Männer vor schiefer und ungerechter Beurtheilung zu schützen.

[2] S. fol. B 3 sqq. — Im einzelnen zeigt der Autor eine Menge von Absonderlichkeiten und Schrullen; historische Schulung und Kritik dürfen wir bei ihm nicht suchen.

[3] Ein auch bei Peter von Andlau häufig wiederkehrender Gedanke; vergl. z. B. l. c. lib. I, c. 7. [4] ‚a carnalibus distaret.‘

[5] Fol. B 3. [6] Fol. B 3. B 4. [7] Fol. B 6.

[8] Fol. B 6; vergl. den lateinischen Text fol. B 5: ‚omnia iudicaturus a nemine

vom Heiligen Stuhle, dem der Herr die unbedingte Binde- und Lösegewalt anvertraut hat. ‚Der babst der hat och‘ — wir sehen den absoluten Anhänger der Zwei-Schwerter-Theorie — ‚beide schwert, das geistlich und das weltlich, wan unser herre got hat sie beide Petro empfolhen, so er sprach zu dem herren: „Herr, sich hie zwey schwert.“ Darumb nit on ursach sprach der herr aller herren: „Dir würd ich geben die schlüssel des reiches der himel.“ Nit hat er gesprochen: „eine schlüssel“, aber „die schlüssel“ ... Den ersten brucht er für sich selber, den andern befilhet er dem keiser, wan der keiser hat das reich von der heiligen römischen kirchen.‘ [1]

Außerhalb der Kirche gibt es deshalb gar kein römisches Kaiserthum: erstere ist die Existenzbedingung des zweiten [2]. Aus demselben Grunde steht der Kaiser an Rang unter dem Papste, wie überhaupt seine Würde als bloß weltliche unter der des Sacerdotiums steht: ‚Ein römischer keiser, wie wol er ist ein fürste und ein herr der gantzen welt und alle ding in seinem gwalt stont, ist er an würdikeit nit über einem prister, wan pristerlich würdikeit ist also groß, das ir kein andere mag verglicht werden, wan würt ein keiser ein prister oder ein münich, so hört er uff, ein keiser zu seyn.‘ [3] Nun folgt bei Hug dasselbe Bild wie bei Brant. ‚Wan wie die son uber trifft den mon, also uber trifft pristerlich würdikeit die keiserlicheit ... Wan wie der mon entpfahet sein clarheit von der sonnen und die son nit von dem mon, also entpfahet koniglicher gewalt von dem pristerlichen krafft und oberkeit und nit widerumb, und wie die son die welt erleuchtet durch den mon, so sy durch sich selber nit vermag, das ist bey nacht, alß ist pristerlich würdikeit befriden die welt durch die konigliche.‘ [4] Ja, unser Autor geht sogar noch so weit, daß er das Vasallenverhältniß des römischen Kaisers zum Papste annimmt. ‚Es ist‘, versichert er uns [5], ‚eyn römischer keiser durch underwurff des heiligen römischen richs

iudicandus est, neque enim ab Augusto neque ab omni clero neque a regibus neque a populo iudicabitur.‘ [1] Fol. B 6.

[2] Fol. F 6: ‚... und ist och zu bedenken, das daz römisch reich in der kirchen ist, außwenig der kirchen kein reich ist.‘

[3] Fol. G 1. Vergl. auch fol. K 5: ‚Wann Cristus hat geben den pristern ein herschafft, die vill volkomender dan kein weltliche herschafft ist, wann es nit billich und nit recht ist, so der geist wychet dem fleisch, und so weltliche dinge die hymeilschen uberwinden und so die menschlichen höher gehalten werden dan die götlichen‘; vgl. ferner, was über das Verhältniß des Kaisers zu den ‚geistlichen Gesetzen‘ gesagt ist (fol. F 3): ‚Disse keiserlich gesatz sind under den geistlichen gesatz, wan keiserlich gesatz widern sich nit, den geistlichen nach zu gan; des gleichen ist das keiserlich gesatz nit uber das götlich, aber dar under, darumb götlich und geistlich gesatz mögen durch keiserlich gesatz nit entlediget oder verbrochen werden.‘

[4] ‚Sic sacerdotalis dignitas pacificat mundum per regalem‘ (fol. G 1).

[5] Fol. F 6. Die Stelle bezieht sich natürlich auf die angebliche Schenkung Konstantins, aus der unser Autor seine weitgehenden Folgerungen zieht.

gegen der heiligen kirchen worden ein lehen herre (feudatarius) aller gütter der heiligen kirchen, wan alle seine gütter entpfahet er von der kirchen.' Aus demselben Grunde und in demselben Zusammenhange wird der Kaiser bezeichnet als Sohn der heiligen Kirche; deshalb ist er in allen Dingen, welche das Heil der Seelen betreffen, der Kirche beziehungsweise ihrem Oberhaupte unterworfen, wie er — allerdings nur in bedingtem Sinne — wiederum Herr ist in rein weltlichen Angelegenheiten, denn es ,verneint der babst nit, das der keiser die ubertrifft, die zeitliche gütter von im entpfossen (suscipiunt), aber in geistlichen ubertrifft der bischoff weit den keiser', und Gott hat der Kirche ,entpfolhen zu regieren alle selen in der geistlicheyt und dem vierden' — Stande, nämlich dem Kaiser — ,underworffen in der zeitlicheyt' [1].

Das innige Verhältniß zwischen den Trägern der höchsten Gewalt auf Erden offenbart sich besonders durch den Schutz, den der Kaiser dem Papste und der Kirche stets zu gewähren bereit sein soll [2]. Entzieht sich der Kaiser seiner Pflicht gegen den Heiligen Stuhl, so haben die Päpste das Recht, ihn zu bannen, wie auch die Bischöfe die Verächter der göttlichen Gebote mit kirchlichen Strafen belegen können [3]. Namentlich sollen die Kaiser sich hüten vor unbefugten Eingriffen in die speciellen Rechte des Heiligen Stuhles oder der Kirche; trotzdem der deutsche Kaiser der Herr der ganzen Welt ist, hat er dennoch kein Recht, über die Kirchengüter zu verfügen, ,und kein keiserlich gesatz noch gebot uber der kirchen gütter möcht krefftig sein gewesen, sy weren dan darnach von der kirchen bestetigt worden' [4]. Ebensowenig darf der Kaiser ,der kirchen gütter noch ire person' ,mit tribut, schatzung, mit libs oder mit gottes diensten' belegen [5], wie er überhaupt aus eigener Machtvollkommenheit keine für die Kirche verbindlichen Vorschriften erlassen kann; diese haben vielmehr erst dann Gesetzeskraft, wenn das kirchliche Oberhaupt sie sanctionirt hat [6]. — Einst allerdings wählten römische

---

[1] Vergl. fol. G 1. B 2; s. auch fol. F 3 und K 5 (vergl. die S. 178 Note 3 angeführten Stellen). Ich erinnere an das, was ich S. 177 über den allgemeinen Charakter der Hugschen Erörterungen gesagt habe.

[2] Gerade deshalb ist ja namentlich den Deutschen das imperium Romanum übertragen worden (vergl. fol. F 2: ,umb schirms willen'), und nur deshalb zahlt auch die Kirche dem Kaiser Tribut (vergl. fol. F 6). Das Schutzverhältniß zwischen beiden Gewalten wird sehr eingehend besprochen, wobei Hug so recht sein Ideal von einem guten Kaiser entwirft; er versäumt nicht, auf leuchtende Vorbilder auf dem Kaiserthrone hinzuweisen; s. z. B. fol. A 3. Vergl. auch seine ,vermanung' an Maximilian fol. L 4.

[3] Vergl. fol. F 6: ,und ein römischer keiser ist under eim bischoff, wan er mag von eim bischoff verbennet werden'; vergl. auch fol. K 3.

[4] Fol. G 1; vergl. fol. F 5. [5] Fol. G 1.

[6] Außer vielen andern Stellen vergl. namentlich den lateinischen Text fol. F 3: ,Certe nec imperatori nec cuilibet layco de electione summi pontificis vel de rebus

Kaiser häufig den Papst, ein Recht, das einige Päpste ihnen verliehen hatten [1]; indessen ‚uff disse fryheit und gewalt und zu verordenen den heyligen römischen stul habend nachgonde (successores) römische keyser durch liebe und besundere gunst eines geistlichen hertzen verzigen‘ [2]. Vor jener einzelnen Kaisern verliehenen Vollmacht ‚ist gewest ein ordnung, das ein babst fry gewelt und darnach dieselbe wal wart uber antwort einem römischen keyser, mit des wüssen darnach gewelter babst solt gekrönet und bestetiget werden‘ [3]. Auf dieses Recht haben — Hug führt Lupold von Bebenburg als Zeugen an — die römischen Kaiser nicht verzichtet. Auf dieser Competenz des deutschen Kaisers beruht auch dessen Befugniß, in zwingenden Fällen einen Papst abzusetzen und den Anhang des seiner Würde entkleideten Papstes zu züchtigen, wie das thatsächlich mehreremal geschehen ist [4]. Was die Theilnahme des Papstes an der Neuwahl eines römischen Königs angeht, so ist dieselbe im Princip unstatthaft; denn die Königswahl ist ein unantastbares, souveränes Vorrecht des deutschen Volkes, und deshalb ‚mag ein babst nitt die kurfürsten yrer kur und wal berauben, wann das römisch reich ledig ist, so fer sye wöllen einen römischen künig welen‘ [5].

Aehnlich ist in unserer Frage der Standpunkt des Canonisten Peter von Andlau; auch für ihn ist die unbedingte Suprematie des Papstes gegenüber dem Kaiser unantastbarer Rechtsgrundsatz, den er principiell mit all seinen Consequenzen vertritt und verficht [6]. Von Wichtigkeit ist für

---

ecclesiasticis licet decernere *auctoritate propria*, immo quecunque ab eis constituta sunt, pro infectis habenda sunt, nisi subscriptione Romani pontificis fuerint roborata.‘

[1] Z. B. Leo III. Karl dem Großen, Leo VIII. Otto dem Großen ‚und allen synen nachkomen‘; s. fol. F 2.

[2] Ebd.; vergl. den lateinischen Text fol. E 6: ‚ex pie mentis affectu, quem erga Romanam ecclesiam habebant, renunciaverunt.‘

[3] Fol. F 2. Vergl. auch S. 179 Note 6.

[4] Ibid. Hug führt die bekannten Beispiele kaiserlichen Eingreifens an (Otto I., Otto III., Heinrich III.).

[5] Fol. F 1. Vergl. den lateinischen Text fol. F 6: ‚Quod papa non potest privare electores vacante imperio et per se eligere, dummodo‘ — der Zusatz ist zu beachten, ähnlich Peter von Andlau — ‚ipsi velint eligere.‘

[6] Die Inferiorität der weltlichen Macht gegenüber der geistlichen stand auch für Peter fest; vergl. die bezeichnenden Ausführungen in lib. II, c. 6 (S. 90) und dazu die sehr deutlichen Worte in den Vorlesungen bei Hürbin a. a. O. S. 91. — Peter steht in dieser Beziehung ganz auf dem Standpunkt Bonifatius' VIII. Vergl. Hürbin a. a. O. S. 98: ‚Er geht — allerdings ja nur theoretisch — in seinen kirchenrechtlichen Ansprüchen so weit, daß er den Kaiser, den er doch anderwärts nach der Auffassung des römischen Rechtes als „Ursprung und Quelle alles Rechtes“ bezeichnet, selbst in Streitigkeiten über Lehenssachen in letzter Instanz vom höheren geistlichen Richter abhängig sein läßt‘ (vergl.

unsere Frage namentlich das neunte Kapitel des zweiten Buches seiner Schrift De imperio Romano [1], welches die Frage beantwortet, ob der Kaiser Macht und Würde unmittelbar von Gott habe oder mittelbar durch die Hand des Papstes. Allerdings gibt Peter zu, daß diese Frage Gegenstand einer noch unentschiedenen Controverse sei; allein er entschließt sich ohne Zögern, dieselbe in papstfreundlichem Sinne zu lösen, weil — fügt er kurz als Grund hinzu — es häretisch wäre, zu läugnen, daß die Machtbefugniß des Kaisers in weltlichen Dingen vom Papste herzuleiten sei, auf den Christus sowohl die geistliche als auch die weltliche Jurisdiction in vollstem Umfange ‚ohne alles Bedenken' übertragen habe [2]. Die gegentheiligen Ansichten gewisser Rechtslehrer werden nacheinander zurückgewiesen, und durch eine Menge von Zeugen und mit dem Aufgebote großer dialektischer Gewandtheit wird die eigene These vertheidigt. Besondere Aufmerksamkeit wird bei der ganzen Untersuchung der Frage nach der temporalen Priorität der einen oder andern Macht gewidmet, wobei unser Canonist allerdings insofern in die Enge geräth, als er nicht läugnen kann, daß das Papstthum jünger ist als das Kaiserthum; eine etwas spitzfindige — übrigens damals ganz geläufige [3] — Unterscheidung muß ihn hier aus der Verlegenheit ziehen. Vor Konstantin, entwickelt uns Peter, gab es kein von Gott sanctionirtes Kaiserthum; jede kaiserliche Gewalt vor jenem Herrscher war vielmehr nur eine angemaßte Tyrannenherrschaft; der erste rechtmäßige Kaiser war eben Konstantin, vor dem längst das Papstthum bestand. Auch aus der Konstantinischen Schenkung [4] darf man keinen Schluß ziehen auf die Inferiorität des Papstthums gegenüber dem Kaiserthum, da eben jene Schenkung keine Ausstattung mit etwas Neuem bedeutet, sondern nur das Zurückgehen des Eigenthums auf seinen eigentlichen Besitzer. — Gewiß eine starre Theorie, aber auch eben nur eine Theorie! Für die Praxis redet Peter einer vernünftigen Connivenz das Wort. ‚Obgleich also', schließt er seine Darlegung, ‚der Kaiser seine Gewalt nicht unmittelbar von Gott hat, sondern nur mittelbar, so ist dennoch die Thatsache festzuhalten, daß der Papst sich in die kaiserlichen Angelegenheiten nur im äußersten Nothfalle einmischen soll.' [5]

---

weiter unten). Sein dadurch bedingter Gegensatz zu der Mehrzahl der ‚römischen' Juristen ist augenfällig. Vergl. auch Hürbin a. a. O. S. 83 und die S. 163 Note 4 angezogene Stelle: ‚Ipse autem Iesus' etc. [1] L. c. p. 104.

[2] Ibid. p. 104; vergl. ganz ähnlich p. 106: ‚Et haec omnium canonistarum indubitata sententia est, quod in Christi vicarium utraque potestas translata sit, apud quem sunt iura coelestis et terreni imperii.'

[3] Vergl. z. B. Brant, Var. carm. fol. a 5 (Anhang Nr. 6).

[4] Er vertheidigt diese Donatio Constantini ausdrücklich als echt gegen die Zweifler (vergl. De imp. Rom. I, 11, p. 50).

[5] Vergl. seine Bemerkung l. c. II, 4, p. 87: ‚. . . *quod Papa in temporalibus non debet se sine maxima causa intromittere.*' Andlau dachte zu nüchtern, um die durch

Auch sonst vertritt Peter von Andlau den mittelalterlichen Standpunkt in unserer Frage, so namentlich in manchen Erörterungen des ersten Buches seiner genannten Schrift, in dem er häufiger Gelegenheit bietet, seine Ansichten über die Stellung beider Gewalten zu einander kennen zu lernen. Wo er z. B. von der Verlegung der Residenz von Rom nach Byzanz handelt, verbreitet er sich über die Gründe, die Konstantin zu einem solchen Schritte veranlaßten. Der Kaiser, führt er aus [1], wurde als Heide von einem ‚unheilbaren Aussatze' ergriffen; da erschienen ihm eines Nachts die Apostelfürsten Petrus und Paulus und gaben ihm die Weisung, sich an den Papst Sylvester zu wenden. Dieser vollzog an ihm die heilige Taufe, und Konstantin wurde geheilt und ein eifriger Christ. Als solcher faßte er den Entschluß, Rom und das römische Gebiet dem Papste und seinen Nachfolgern zu überlassen und fortzuziehen, da er es nicht für würdig hielt, daß dort, wo das Haupt der Christenheit seinen Sitz habe, ein irdischer Kaiser seine Hoheit ausübe. Also nur die Ueberzeugung, daß seine kaiserliche Würde unter der päpstlichen stehe, hat im Grunde genommen Konstantins Entschluß veranlaßt. — Dieser Gedanke findet noch an manchen Stellen der Schrift seinen Ausdruck: überall wird der Träger der Tiara mit der größten Achtung behandelt und mit den weitgehendsten Rechten ausgestattet, letzteres allerdings — wie schon oben angedeutet — nicht ohne wesentliche Einschränkungen, die zu einer versöhnlichen Praxis überleiten sollen; man vergleiche z. B. Peters Verhalten gegenüber der Frage nach dem Rechte und dem Umfange der Einmischung des Papstes in die Angelegenheiten der deutschen Königswahl, wo er überall trotz seines principiellen Standpunktes zu vermitteln trachtet. Bei Erledigung des königlichen Thrones sollte allerdings eigentlich der Papst des Kaisers Stellvertreter sein, ‚da das Imperium unmittelbar von der Kirche abhängt'; aber seit der Constitution Karls IV. — der Goldenen Bulle — ist jenes Vorrecht an gewisse Kurfürsten übergegangen [2]. Ueber die Person des Gewählten steht dem Papste das Recht der Untersuchung auf seine Würdigkeit zu; im günstigen Falle nimmt der Papst ihm durch seine Legaten den Treueid ab, der sich namentlich auf den Schutz der Kirche, auf Anerkennung und Vertheidigung ihres Besitzstandes bezieht [3]; eingreifen darf

---

seinen theoretischen Standpunkt geforderten Ansprüche der Curie auch für die Praxis geltend zu machen und daraus rigorose Folgerungen zu ziehen. Vergl. das Folgende.

[1] Lib. I, 11, p. 45. [2] Lib. II, 10, p. 108.

[3] Vergl. das wichtige c. 2, lib. II: ‚De Romanorum regis electione' (p. 80). — Natürlich gilt auch unserem Canonisten als heiligste Verpflichtung des Kaisers der Kirche und dem Papste gegenüber seine von Gott gewollte Schutzherrschaft über das patrimonium Christi; die Universalität dieser Herrschaft wird gerade so entschieden betont wie die des Imperiums der deutschen Kaiser über die ganze Welt. Vergl. die Stelle bei Hürbin a. a. O. S. 88: ‚Nam imperator est advocatus *tocius* ecclesie,

der Papst in den Gang der Wahl nur in ganz zwingenden — von Peter bestimmt formulirten — Fällen [1]; da allerdings ist seine Macht absolut, z. B. kann er bei der Wahl eines durchaus Unwürdigen, falls sie ‚wissentlich von allen Kurfürsten geschehen ist', sein veto einlegen und selbst die Wahl vornehmen, weil im Falle eines Mißbrauches die vom Papste ausgehende Ermächtigung zur Wahl ‚zu ihm zurückkehrt' [2]. Der rechtmäßig gewählte König darf auch vor der Krönung durch den Papst die Rechte seines Amtes ausüben; er gilt nach der Seite hin als ‚Kaiser', auch ohne die üblichen Formalitäten erfüllt zu haben [3].

Entschieden abweichend von der in unserem Kreise als Norm anzusehenden Ansicht [4] ist bezüglich unserer Frage die Stellung des Kolmarer Anonymus einerseits und Jakob Spiegels andererseits. Der Kolmarer Revolutionär hat einen durchaus papstfeindlichen Standpunkt, und sein System ist ein direct cäsaropapistisches [5]; ohne an dem Primat selbst zu rütteln, entwickelt der Autor seine Ansichten ganz in der Richtung eines Programms, das dem Kaiser die weitgehendsten Befugnisse nicht nur in rein weltlichen, sondern auch in kirchlichen Dingen zuerkennt [6]. Sein Grundsatz ist: ‚Die geistlichen sont sich der weldlichen sachen nit underziehen' und: ‚Die priester sond sin under den kunigen und fursten, si zu leren den gottlichen weg, nit daz der priester sig annemen die glori von kunig, sunder wie Christus seit: man soll mir

---

non tantum Alemannice, sed et Italice et Gallice, ymo *universalis* ecclesie'; einem andern Fürsten steht diese Schutzherrschaft auf keinen Fall zu (vergl. p. 102).

[1] L. c. lib. II, 4, p. 86. [2] L. c. lib. II, p. 87.

[3] Vergl. lib. II, 5, p. 87. — In den Vorlesungen (Hürbin a. a. O. S. 88) zieht Peter noch eine Analogie bezüglich der Papstwahl an. — Das Recht des Papstes, gegen den Kaiser vorzugehen bezw. ihn abzusetzen, wird in De imp. Rom. nur nebenbei (vergl. l. c. lib. II, 9, p. 106) erwähnt, dagegen mit ganz anderer Entschiedenheit in den Vorlesungen betont (vergl. über diesen bezeichnenden Unterschied Hürbin a. a. O. S. 92 fll.).

[4] Sie wird natürlich auch, um das hier zu bemerken, von Murner getheilt. Vergl. dessen Auslassung in der Narrenbeschwörung 92, 9—10:

‚Der ein' — der Papst — ‚die höchsten würden hat,
Der ander keiserlich majestat.'

Vergl. auch Germ. nova fol. b 3 a: Das Scepter ist von den Galliern genommen worden ‚summi pontificis auctoritate, qua super omnia regna a summo cunctarum rerum opifice constituitur denique et supra gentes. . .' — Beatus Rhenanus kommt für unsere Frage nicht in Betracht; es fehlen bei ihm — wie bei Gebwiler — entsprechende Aeußerungen, und andererseits stand er der alten Kirche etwas zweifelhaft gegenüber; vergl. namentlich den Brief Hedios in Briefwechsel S. 590.

[5] Man lese die Ausführungen bei Haupt a. a. O. S. 157 fll.

[6] Er scheint sogar nach seiner Auffassung des Kaisers als ‚obersten pfarrers' an die Möglichkeit der Vereinigung der päpstlichen und kaiserlichen Würde in einer Hand ernstlich gedacht zu haben; vergl. Haupt a. a. O. S. 178 (vergl. oben S. 176 Anm. 2).

nit dienen, sunder ich bin kummen, daz ich wil dienen.‘ [1] — Deshalb kann der Kaiser, der ein ‚Hirt aller Geistlichen‘ ist, den Papst zur Rechenschaft ziehen, die Wahl desselben prüfen, ja er kann ihn ‚setzen‘ und ‚endsetzen‘, denn er ist für das Wohl der Christenheit verantwortlich [2]. Diese Stellung gegen das Papstthum verleitet unsern ‚religiösen Fanatiker‘ zu heftigen Angriffen auf die päpstliche Politik seiner Zeit, wie sie ihn andererseits zum unversöhnlichen Feinde des canonischen Rechtes und wiederum zum entschiedenen Freunde der von den Päpsten gemaßregelten Kaiser, namentlich Heinrichs IV., macht; dieser gilt ihm geradezu als Ideal für seinen Zukunftskaiser Friedrich [3].

Beachtenswerth sind die juristischen und rechtshistorischen Darlegungen über unsere Frage bei Jakob Spiegel; er schenkt diesem Gegenstande eine Reihe von größeren oder kleineren Digressionen, die sich mehr oder weniger direct — man beachte auch hier, daß er häufig sein Urtheil je nach der Art seiner Quelle abstuft [4] — gegen den Papst und seine Stellung beziehungsweise seine Politik richten [5]. Zwar bleibt Spiegel sein Leben lang Katholik, aber trotzdem zeigt er, namentlich auch bezüglich seiner Auffassung der Competenz des Papstes, durchweg eine Opposition, die wir so weitgehend und so ausgesprochen nur noch beim Kolmarer Anonymus finden. Wir sahen schon, wie geringschätzig Spiegel principiell die Krönungsformalien behandelte [6]; eine scharfe Spitze gegen den Heiligen Stuhl ist hier überall erkennbar: das Königthum von Gottes und von Volkes Gnaden steht bei ihm allenthalben so sehr im Vordergrunde, daß er nach dieser äußern Seite hin

[1] Haupt a. a. O. S. 172. Trotzdem hat er von dem Priester eine hohe Meinung; vergl. ebd. S. 178.

[2] Ebd. S. 158 fll. (‚. . . im — dem Kaiser — ist ein schwert von himel gesant zu beiden siten schniden, daz ist beid geischlich und weltlich stend sollende straffen . . .‘).

[3] Vergl. z. B. ebd. S. 123. 172 fll.

[4] Ein Umstand, der die sichere Ergründung seiner persönlichen Ansichten oft ungemein erschwert; es kommt hinzu, daß sein System — ähnlich wie bei seinem Oheim Wimpheling — nicht ohne Wechsel und Wandlung geblieben ist. Mitten im öffentlichen Leben stehend, theilnehmend an allen Fragen, welche die politischen Kreise damals bewegten, änderte der viel umhergetriebene Mann nicht selten seine Anschauungen — oft allerdings aus äußeren Ursachen. Man vergleiche auch für ihn das S. 3 Note 3 und S. 171 Note 3 Gesagte.

[5] Man erinnere sich seiner Thätigkeit bezüglich der Herausgabe der Wimphelingschen Reformschriften; vergl. besonders seinen von den stärksten Ausfällen gegen den Papst nicht freien Widmungsbrief zur Medulla bei Riegger a. a. O. S. 479. Sein Oheim findet überhaupt namentlich an Stellen, wo er sich als Historiker papstfeindlich äußert, seine Anerkennung und Zustimmung; vergl. Ligurin. p. 434. — Ebenso ist Erasmus in all diesen Fragen eine von Spiegel gern angezogene Autorität; vergl. z. B. Iur. civ. lex. fol. R 1.

[6] Vergl. oben S. 135 Note 4.

Kaiser und Papst voneinander ganz unabhängig macht[1]. Auch in sonstiger Beziehung will er eine Einmischung des Papstes in kaiserliche Angelegenheiten nicht gelten lassen; er wittert sofort Arroganz und unstatthafte Zudringlichkeit[2] und fühlt sich berufen, diese so recht an den Pranger zu stellen, nicht selten in einer Form, die von großer persönlicher Erbitterung zeugt[3]. Von der Zwei-Schwerter-Theorie will er durchaus nichts wissen; an einer sehr derben Stelle[4] gegen die Auffassung Bonifatius' VIII. weist er dieselbe entschieden zurück; zwischen Gott und Kaiser erkennt er dort überhaupt keinen Mittler an, wie er denn auch in demselben Zusammenhange bemerkt, es stände besser um das Christenthum, wenn dem Papste seine Machtbefugniß in weltlichen Dingen etwas beschnitten würde[5]. Daher auch seine Entrüstung über den Bannfluch der Päpste gegen frühere Kaiser, mit welchen er offen sympathisirt[6]; daher seine unbedingte, oft kritiklose Billigung der antipäpstlichen Politik der Kaiser, wo immer sie ihm aufstößt[7]; daher endlich die weitgehenden Befugnisse, die er den Trägern der Krone dem Heiligen Stuhle gegenüber vindicirt[8]. Daß Spiegel nach seinem Standpunkte den schon angezogenen Vergleich beider Gewalten mit Sonne und Mond nicht gelten lassen kann, ist

---

[1] Vergl. aus der Unzahl von Stellen noch Ligurin. p. 276: ‚Creditum enim iam inde' — es handelt sich um die Krönung Karls des Großen — ‚Sebellico teste, imperii arbitrium apostolicae sedis esse, *quum antea e coelo dari crederetur*.'

[2] Vergl. z. B. Ant. Panormit. p. 212, namentlich Ligurin. p. 369. ‚Quid pluribus?' schließt er diese von bitterer Ironie durchhauchte Stelle, ‚hodie habet imperator, ut eorum' — nämlich der Canonisten — ‚verbis utar, recognoscere papam in superiorem et exspectare personae suae approbationem.' S. auch Ligurin. p. 382 und viele andere Stellen.

[3] Die ganze Art und Weise, wie er gegen die Ansprüche des Papstes kämpft, verräth eine — zum größten Theil sicherlich durch die politische Gestaltung der Dinge hervorgerufene — hochgradige Gereiztheit und Heftigkeit (vergl. S. 184 Anmerkung 5).

[4] Iur. civ. lex. fol. R 1; vergl. auch Ligurin. p. 369.

[5] Vergl. seine Worte Iur. civ. lex. fol. R 1. Eine Menge von hervorragenden und gläubigen Männern habe gelehrt — und er schließt sich ihnen ganz an —: ‚Imperatoriam potestatem *non a pontifice unius urbis sed ab orbis universi opifice Deo* caussam habere immediatam. Profecto nihilo deterius haberet Christianismus, si aliquanto minus ditionis mundanae pontifices obtinerent.'

[6] Vergl. unter anderem Ant. Panormit. p. 212.

[7] Dies Verfahren gehört mit zur ganzen Signatur seiner Opposition; vergl. z. B. Ligurin. p. 423, wo er dem Kaiser sein Recht auf Rom gegen den Papst wahrt; siehe das oben (S. 184 Note 5) über seinen Anschluß an Wimpheling Gesagte.

[8] Vergleiche aus der Unzahl von hierher gehörenden Stellen Ant. Panormit. p. 231; Ligurin. p. 294, wo er in bezeichnender Weise gegen die Auffassung eifert, als hätten die römischen Kaiser jemals auf das Recht ihrer Theilnahme an der Papstwahl verzichtet; vergl. dazu Iur. civ. lex. fol. L 5.

selbstverständlich[1]. Den Streit allerdings darüber, ob es opportun sei, Tiara und Kaiserkrone auf einem Haupte zu vereinigen, hält Spiegel in seiner nüchternen und mehr oder weniger ruhigen Art für überflüssig und belanglos; er selbst ist gegen einen solchen Plan, dessen phantastische Färbung ihm unmöglich behagen konnte[2].

Wir sind am Schlusse unserer Untersuchung angelangt. Das Gebiet, welches wir durchwandert haben, bot des Eigenartigen und Interessanten sicherlich genug. Vor uns stehen Männer, die als Menschen gewiß nicht ohne Fehler und Mängel waren; bei manchen entdecken wir vielmehr recht viele und nicht immer unbedeutende Schwächen. Die Grundfehler, welche diese Männer zeigten, waren allerdings Fehler ihrer Zeit, und es wäre deshalb ungerecht, sie derentwegen zu verdammen; eine Epoche der Gärung und des Ueberganges, eine Zeit unsicherer Constellation auf politischem wie religiösem Gebiete mußte nothwendig ihre wenig günstige Wirkung auf Charaktere ausüben, wie unsere Humanisten es waren. So vermissen wir in mancher Hinsicht eine nüchterne, sachliche Auffassung der Dinge, lichtvolle Klarheit der Ideen und jenes Einheitliche und Gemessene, das starken und ruhig abwägenden Naturen eigen zu sein pflegt. Dieses Mangels wegen dürfen wir mit unsern Humanisten ebensowenig unerbittlich ins Gericht gehen, wie wegen ihrer zum Theil noch kraß mittelalterlichen Ideen. Wenn sie im deutschen Kaiser thatsächlich noch den Herrn — und durchaus nicht immer nur den rein ideellen — der ganzen Welt sahen, wenn sie zum Theil schroffe Anhänger der Lehre von der Superiorität des Papstes dem Träger der Krone gegenüber waren, und wenn sie deshalb zu Folgerungen kamen, die uns und unserer Zeit unhaltbar erscheinen, so wollen wir nicht vergessen, daß uns Jahrhunderte von ihnen trennen; ganz sicher aber wollen wir daran denken, daß diese Ideen bei unsern Männern mit ehrlicher Ueberzeugung und aus edlen Motiven vertreten wurden.

In einer Hinsicht aber können unsere Humanisten unbedingt auf unsere freudige Zustimmung und unsere lebhafte Anerkennung rechnen, nämlich rücksichtlich ihrer nationalen Stellung. In einer Zeit größter politischer Ohnmacht, wo der Begriff eines einheitlichen, geschlossenen Reiches kaum mehr als eine Phrase war, wo Deutschlands Herrscher häufig genug Gegenstand pöbelhafter Angriffe wurden, in einer trüben, bangen Zeit hat unsere kleine

---

[1] Vergl. sein Scholion zu ‚duo maxima lumina' Ligurin. p. 325: ‚Interpretes pontificii iuris *plenis fatentur buccis*, duo luminaria totum mundum illuminare, solem scilicet, per quem papa designatur, et lunam, per quam imperator.'

[2] Vergl. z. B. seine Aeußerung Iur. civ. lex fol. R 1.

Schar das Panier des Deutschthums hochgehalten, sie hat für den nationalen Gedanken muthig und unverzagt gekämpft mit allen ihr zu Gebote stehenden Waffen, und das in einem Gebiete, welches schon damals für die Krone nur mehr einen unsicheren Besitz bedeutete. Mit aufrichtiger Theilnahme verfolgen wir das Ringen dieser Männer gegenüber Strömungen, welche den Bestand des Reiches schließlich in Frage stellen mußten, und mit einem Gefühle von Befriedigung und Genugthuung blicken wir namentlich zurück auf das wackere Verhalten unserer Schar in den verhängnißvollen Tagen nach Maximilians Tode. Wenn sie damals an ihrem Theile der Dynastie der Habsburger das Diadem retten half, wenn sie gegen das Liebeswerben französischer Unterhändler in mannhafter, oft derber und trotziger Sprache Front machte, dann hat sie nicht allein der deutschen Sache schlechthin einen Dienst erwiesen, sondern sie hat namentlich auch gezeigt, daß in jenen Tagen das Deutschthum, und zwar das echte, unverfälschte Deutschthum, noch seine warmen Anhänger und seine entschiedenen Vertreter fand in einem Lande, das nicht gar lange darauf stückweise dem deutschen Adler entrissen wurde. Gerade der Kampf für dieses Kleinod deutscher Erde, für die Stätte, die ihnen vor allem lieb und theuer war, zeigt uns unsere Humanisten von einer ihrer angenehmsten und interessantesten Seiten, und gern verzeihen wir es ihnen, wenn sie in der Hitze des Streites wohl einmal über das Ziel hinaus schossen oder mit Argumenten kämpften, die vor der nüchternen Kritik nicht bestehen können. Gewiß, diese Männer, die einst die Vorkämpfer des deutschen Gedankens in des Reiches Grenzmark waren, die dazu — und das ist nicht ihre kleinste patriotische That — Heimat und Vaterland geistig zu heben und zu fördern suchten, wo und wie sie nur konnten: diese Männer haben einen berechtigten Anspruch darauf, noch jetzt von jedem gebildeten Deutschen beachtet und gewürdigt zu werden, und wenn ich an meinem bescheidenen Theile dazu beigetragen habe, die Erinnerung an diese treu-deutschen Elsässer in weiteren Kreisen unseres Volkes wieder wachzurufen, so ist der Hauptzweck meiner Arbeit, deren Mängel ich der gütigen Nachsicht ihrer Beurtheiler empfehle, erreicht.

Anhang[1].

1. Ueber die Erfindung der Buchdruckerkunst.

Nuper ab ingenio Rhenanae gentis et arte
Librorum emersit copia larga nimis,
Et qui divitibus vix regi obvenerat olim
Nunc liber in tenui cernitur esse casa.
Gratia dis primum, mox impressoribus aequa
Gratia, quorum opera haec prima reperta via est,
Quae doctos latuit Graecos Italosque peritos,
Ars nova Germano venit ab ingenio.
Dic age, si quid habet Lacialis cultor agelli,
Quod tali invento par sit et aequivalens?
Gallia tuque adeo recta cervice superbam
Quae praefers frontem, par tamen exhibe opus.
Dicite, si posthac videatur barbara vena
Germanis, quorum hic prodiit arte labor.

(Varia carmina fol. l 8; vergl. Sermones conviviales fol. C 1.)

2. Gedicht auf Peutinger.

Multa Pytingero debes Germania nostro,
Vindelica imprimis Rhoetica terra simul.
Quae quondam in tenebris latuisti terra beata,
Nunc per eum illustri tramite carpis iter.
Perge liber foelix, fausta pede, porrige frontem
Italicis, Gallis omnigenisque viris.

[1] Ich gebe im folgenden eine Auslese aus Originaldichtungen unserer Humanisten. Der Zweck derselben ist in den entsprechenden Anmerkungen unter dem Texte zum Theil schon angedeutet worden: sie sollen dem Leser besonders bezeichnende Proben vorführen, die das unmittelbare Empfinden ihrer Verfasser besser und wahrer als Uebersetzungen zum Ausdruck bringen. Für die Auswahl war demnach die Rücksicht sowohl auf die sachliche als auch auf die formale Seite maßgebend. Als weiterer Grund kam noch die Thatsache hinzu, daß manche von den mitgetheilten Stellen sich in Werken befinden, die wegen ihrer großen Seltenheit nur schwer zugänglich sind.

Omnia Theutonicam cernant modo saecula gentem,
Quam vetus et quam sit polliciti illa tenax.
Artibus, ingeniis, armis rebusque probatis
Belligerisque viris Theutona terra vales.
Ergo Pytingero grates Lycus, Ister et Enus,
Obryncus, Rhenus, Neccarus, Isar agat.

(Brant, Serm. conviv. fol. e 4.)

3. Maximilians Tugenden und Adel.

Felicem Augustum quisque legit et meliorem
Traianum mundi delitiasque Titum,
Senserit haud ab re modo cunctis Maxmilianum
Caesaribus divum protenus anteferat,
Cuius in immensum stat gloria, fama decusque
Atque omni virtus altior imperio,
Quidquid enim magni per tempora prisca seorsim
Dii dederant aliis, cuncta ea solus habet.
Caesar ut est felix, felici ita Caesare natus
Solus et e cunctis regum avus atque pater.
Addo, quod in terris iubar est, ter Maximus ille
Aemilianus habet nomen et inde decens.
. . . .
Magnus Alexander, Pompeius, Iustianianus
Constantinus item, magnus et Aeacides,
Carolus atque ingens, Ottho, Dagobertus et Hector
Concedunt titulis Maxmiliane tuis.
Iulius, Alcides, Scipiones atque Camilli
Non possunt laudes aequiparare tuas.
Addo alios, quorum me copia longa fatigat
Et quos complecti carmine difficile est.
Tu iubar in terris, hominum moderator et auctor,
Per te cuncta vigent, stant quoque regna soli.

(Zarncke a. a. O. 197, 13 u. 14.)

4. Peroratio.

Theutona terra igitur capiti pacienter oboedi,
Mandatis pare et fer sacra iussa libens!
Sic tua stare diu poterunt foelicia sceptra,
Sic virtute tua vincere cuncta potes;
Quod si verba dei contemnis subiicieris,
Qui tete oderunt hisque tributa dabis.
Caesaris ille iubet quae sunt dare Caesari et ipsi
Solvere deinde deo sunt bona si qua dei:
Ordine sic currus noster procedet opimo
Temonemque trahent ordine rursus equi.

(Var. carm. fol. b c 3.)

5. In mortem Divi Caesaris Maximiliani.

Magnanime o Caesar, spes, quam concepimus olim
Te vivo et sceptra mundi tenente manu,
Ecce ea, morte tua nostro intercepta periclo,
Concidit in cineres iamque sepulta iacet.
Quis vetat, ut lachrymas, gemitus, suspiria fundam,
Te patrem patriae ut Maxmiliane fleam?
Vivere dignus eras Caesar, verum impia fata
Vitalem ante diem praeripuere comam.
O cordate prius, simul invictissime Caesar,
Unica Germanis spesque salusque tuis,
Hora brevis rapuit te tutorem atque parentem
Imperii et terrae protenus omnigenae,
Longa per Europam atque Asiam tibi fama vigebat,
Theutonici fueras portus et aura soli.
Totius imperii damno fideique sacratae
Germanique soli Maximiliane cadis.
Sed quid ego haec memoro? quid fata revellere pergo
Caesaris et tanti conqueror inferias?
Quum sacer imperii venerabilis ipse senatus
Iam manibus tractans quaerit habere parem,
Germanisque leget Germanum, Caesare dignum,
Gloria Theutonicis unde erit atque salus.
Sin aliter, sceptrum a nobis tolletur et ibit
Longius, ah graviter Theutona terra gemet.
Dii melius, vates utinam sim falsus, at illud
Fata canunt, monstrant tempora et astra docent.
Noxius obiectus ludus, iacta alea pernix,
Senio displicuit, unio saeva cadet.
Caesaris interea tenuis sine pondere pulvis
Ossa sacrata tegat, molliter atque cubent.
Cui pater omnipotens nati per vulnera confer,
Vivat apud superos Maxmilianus. Amen.

(Zarncke a. a. O. 198, 18.)

6. Regnum Christi.

. . . .

Totius estque ad eum mundi revoluta potestas,
In caelo et terris sunt data cuncta sibi.
Sic quoque cessarunt regna usurpata tyrannis,
Cunctorum regum nam titulum ipse tulit.
Et merito domini terra est per eumque gubernant
Reges atque ad eum pertinet omne solum . . .
Sive igitur prima penses ab origine regna:
Illa sibi dederant principium absque deo,
Sic titulum iustamque fidem tenuisse nequibant
Temporis excusat nec bene cursus eos,

Sive a carnigero repetemus principe: *Christo*
Soli debentur regia sceptra soli.
Rege sub hoc potuit regis nomen titulumve
Nemo alius iusto sumere principio . . .
Hi Constantini magni usque ad tempora Christi
Regna usu illicito praecipuere sibi.
Christus nempe fuit solus rex verus eique
Debetur mundi fabrica iure suo.
Ipse futurorum faciens pontem, ipse sacerdos
Ordine Melchisedech praegenitusque deo.
Quo fit, ut ad Christum caeli terraeque potestas
Pertineant soli regnaque cuncta sibi.

(Var. carm. fol. a 5.)

7. Constantinus Magnus.

. . . .

Sic veri regesque duces, quicunque fuere
Interea, a Petro sceptra tulere sua.
Quod si forte aliquis Petro sine regna recepit,
Ille usurpator praedoque furque fuit,
Non etenim intravit ad ovile per hostia vera,
Ordine sed foedo, more modoque lupi.
Sic iam mille quidem quingentenosque per annos
Romana hoc steterant ordine sceptra modo:
Rex sit ut inferior papa simul et fateatur
Esse hunc cunctorum spirituale caput.
Atque ab eo imperium capiat iuretque fidelem
Tutorem Petri se fore et ecclesiae.
Ungitur iccirco, datur et gladius sibi ab ipso
Pontifice, ut pravos caedat ametque bonos.
Haec sunt illa deus quae fecit lumina bina
Magna, quibus mundum lustret et irradiet.
Maius quippe diem ceu lampas solis obambit
Atque animam inflammat lumine resque sacras.
Quodque minus noctem illustrat, terrena gubernat
Corpora et a magno lumine lumen habet.
Hic ordo rerum est, modus hic, lex summa tonantis:
Maiori inferior subsit ubique suo.
Quique potestati seu contrait sive resistit,
Displicet huic summus quem dedit ordo deus.

(Var. carm. fol. a 5. a 6.)

8. Maximiliano Caesari Augusto *Philesius* Vogesigena[1].

Cum tua sit vastum maiestas sacra per orbem
Caesar in extremis Maxmiliane plagis,

[1] Aus der Cosmographiae introductio von Waldseemüller (Titelblatt, Rückseite). Herr Abbé Gény, Bibliothekar in Schlettstadt, hatte die große Güte, mir auf meine

Qua sol eois rutilum caput extulit undis
Atque freta Herculeo nomine nota petit,
Quaque dies medius flagranti sydere ferret,
Congelat et septem terga marina Trio,
Ac iubeas regum magnorum maxime princeps
Mitia ad arbitrium iura subire tuum,
Hinc tibi devota generale hoc mente dicavit,
Qui mira praesens arte paravit opus.

9. Zur Fehde Wimphelings mit Gaguin.

a) Carmen Sapphicum Wimphelingi ad Gaguinum [1].

Regis ex raptu tetrico procacis,
Qui dolo foedat thalamos pudicos,
Quae prius gratos dederant odores
Lilia marcent.

Filiam nuper aquilae potentis
Gallus elegit, rapuit, amavit,
Compotem regni cupiens futuram:
Lilia marcent etc.

S. die deutsche Uebersetzung des Gedichtes von Wimpheling weiter unten, Gedicht f.

b) De raptu Caroli Gallorum Regis Chronica ex urbe missa.

Reginae volucrum thalamos invaserat ales
Cristata et turpi infecit adulterio,
Reginae volucrum natam prius abstulit illam
Et zonam solvit pessima virgineam.
Nunc rursum inductae concedit nata novercae
Stragula fallacis prodigiosa viri.
Haec papa, hoc ipsi totum qui vertitis orbem
Cardinei fertis crimina tanta viri,
Ferte, licet, liceat gallo miscere hymenaeos,
Mox iter hoc passer discet inire salax.

c) Aliud.

Iure tuo violas alienum, Carole, lectum,
Iure tuo praedas et aliena rapis.
Quis negat licuisse tibi, lex Iulia quamvis
Bina negat, cum sit iam potuisse satis?

Bitte die Verse aus dem höchst seltenen Werke abzuschreiben (über ein Exemplar dieser Schrift handelte übrigens neuerdings Henri Bardy; vergl. die Notiz von Marckwald in der Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins 12, 336).

[1] Die latein. Gedichte s. bei Müller a. a. O. S. 136 fll.; bei Riegger (a. a. O. S. 575 fll.) weicht der Text etwas ab; die deutschen Gedichte sind gegeben nach Geiger, Wimpheling als deutscher Schriftsteller, im Archiv für Literaturgeschichte 7, 172 fll.

Iura ligant miseros, summis, si credere dignum est,
Principibus nulla vivere lege licet.
Esse tamen superos coelo, qui talia curent,
Sic verum est, properat vindicis ira Dei.

d) **Carmen elegiaco et Sapphico mixtum Wimphelingi respondens carmini elegiaco Gaguini.**

Cuncta, quibus Caroli volitantia crimina purgas,
Visa fuere statim fabula ficta mihi.
Quid vero multis nitar contendere verbis,
Et vacuare tuos docte Roberte locos?
In lucem verum successu temporis ibit
In lucemque aetas abdita quaeque feret etc.

S. die Wimphelingsche Uebersetzung, Gedicht g.

e) **Aliud carmen.**

Franciae regnum scio praepotenti
Principum, cleri, populi caterva
Et superbarum grege civitatum
Esse coruscum.

At novo regis Caroli reatu
Sceptra qui laesit temere Quirini,
Quae dabant quondam placitos odores
Lilia marcent etc.

S. auch hier die Uebersetzung, Gedicht h; der Schluß daselbst ist frei hinzugefügt; vergl. inhaltlich Gedicht b.

f) **Von dem kunigk von Franckerich durch Iacobum des romeschen kuniges redner geticht.**

Durch den raup so yemerlich, der frevelich ist volendet
Von dem kunig von Franckerich, der frewlich zucht thut schenden,
Die lilgen edels ruchs gewest, sint welk und craftlos worden,
Die lilgen welken.

Des kuniges tochter lobesam, der den adel furth ym schylde,
Hat er vormals ausserwelt, gelibt auss frawenbilde,
Ym czu eyner kunigyn here begert yn elichem orden.
Die lilgen welken.

Er hat yn synem wankelmut den scheme hut abgeczogen,
Czucht und ere vorgessen gantz, gerechtikeit geflogen,
Lobes preise vorsumet er, der hohen cristlichen wirde.
Die lilgen welken.

Funff gantze yare an argen wane daz frewlyn ym behageth
In gemeynschaft frolich lobesam, leyt unmut offt voryageth,
Hir yn ess hofft gar tugentlych wirtschaft czu kuniges czirde.
Die lilgen unczirlich welken.

Daz frewlin yn umbfangen hat, gekusset unverdrossen,
Gesessen bey ym adelich, fruntlich in arm geslossen,
Die hende gereicht, yn angelacht, getrostet in iamers kummer.
Die lilgen welken.

Mit hoflikeit und gutem geberde ist keynss von yr vorhalden.
Wie sie seyn hertz erweychen mogt czu liebe und wolgefallen.
Wer kieselsteyn czulassen wil als wachs, schafft keynen frumen.
Die lilgen welken.

Unrecht liebe des fursten gross hat czuchtige liebe vordrungen.
Laster hat gewunnen den kampf, die tugent ist vorswunden,
Die vormals weyt gegossen han guten ruch myt machte.
Die lilgen welken.

Die browt, die vor behaget hat und wol gefallen ym herczen,
Gar smelich nu vorlassen ist in elende und in smerczen,
Die browt des sweres behaget nu. O kunig des snoden wenken!
Die lilgen welken.

Was ursach mag deyn wankelmut mit eren nu vorgelimpfen,
Deyn eygen browt vorlassen hast, mit frymder wiltu schimpfen,
Ich wene, Du sprichst ouss hohen mut: ‚ich habe sulchss mugen volenden.'
Die lilgen welken.

Wo kuniglich ere unde werde sey, wo furstlich hercze mit preise,
Wo warheyt, scheme und tugent sey, sage kunig und beweyse,
Wo vehster mut, messigkeit, du furst dich ouff eyme eysse.
Die lilgen welken.

g) **Eyn antwort doroh Iacobum Sletzstat uff das iczt geschribin getioht Roberti Gaguwini** [1].

Ich acht ez fur eyn fabel rede, do durch du wilt glosiren
Des kuniges argk und missetadt und ym seyn kunigrich cziren.
Was sal ich hie mit worten vil mich mit dir czengk und kriegen?
Die warheit noch in kurczer czeit wirt clar vor augen ligen.
War ouff deyn redden gegrundet synt, erfarung wird belernen,
Daz alder brengt ufft an den tag, daz iugent nicht mag brengen.
Das lange vorholen ist gewest, vordeckt und vorborgen,
Wirt hir nach in kurczer frist vil clerer wan der morgen.
Wer czweyfelt, das die lilgen sint vor loblichs ruchs gewesen,
Dar ouss vil fursten togentsam gut beyspil han gelesen?
Wan des kuniges geschicht und werck wie vor in liebe beharte,
Die lilgen bliben schadens frey mit hochen czounen bewarte.
Het er mit dem swert gevolget der alden fussstapfen feste,
Vor schaden blibe der lilgen gart bewart von frymden gesten.
So die wollust herschen wil und tugent thut vordringen,
Welk und foul die lilgen sten, yr schon und ruch vorswinden.

[1] Auch Gaguins Erwiderung hat Wimpheling verdeutscht; s. Geiger a. a. O. S. 173—174.

Du wenest, kein wint die lilgen moge welk machen noch vortriben,
Der kunig habe sie so tief gepflantz, der saf macht sie becliben.
Du wirst betrogen, merk mit fleiss, was schadens han enphangen,
Die trost uff weinwachs han gesatz ym nesten herbst vergangen,
Der erbeit, die sich hat geburt, das gantze iar geflissen,
Vorhaft, ess sult czu gluck geradt die frucht und weinss genissen,
Die stock getunget und wol begat, uf daz sie fruchtbar wurden,
Und waz sich dar yn hat geburt, mit mancher erbeit burden.
Ydoch der kalde reiff und wint, frost, grop kisel unde hagel
Leyder han die frucht verderbet, den schaden hore ich clagen.
Der milde trost ist hyn gelegt, fur sussen most der herbe,
Fur czeytig weinber bitter frucht, der mancher muss vorderben.
Diss so du recht czu herczen nymest, Roberte, und czu synne,
Gedenck, das ungewisheit stet vil na in allen dingen.

h) Vergl. **Aliud carmen** S. 193.

Franckreich ist gar hoch begnadt mit adel tugentreiche,
Dar czu mit werder pristerschaft, mit grossem volk desgleichen,
Mit steten und mit slossen fest, mit dorffen wol czu preysen.
Die lilgen scheynen.

Ydoch umb newe missetadt des kuniges dorch sein machte,
Der in frevelin ubermut daz romesche reich vorachtet,
Die lilgen, vormals czart gewest, vordorren und czureyssen.
Die lilgen welken.

Der nebel hat der lilgen glantz so lesterlich behenget,
Ir ruch in stanck gewandelt ist, die nasen swerlich czwenget,
Ir czyrde und lust ist hyngelegt, die du meynst ewig grunen,
Die lilgen werden misgestalt.

Der grossen macht berumestu dich, die achstu fur dein rechte,
Wie Franckreich wol beslossen sey, geschicket wol czu fechten.
Gedenck, got steet den rechten bey, von ym hengt schad und frumen,
An got stehen alle dingk.

Der teutschen art und starken mut wiltu nicht nemen czu herczen,
Die krieges leufft erfaren han, das mag dir brengen smertzen,
Des adelers czweitracht, hafstu gantz, soll dir den segen heymbrengen.
Des reichs czweitracht trostu dich.

Wan czwen adeler undersich etwas czweitracht haben
Unde eyn greiff sich undermenget, gedenckt yr einem czu schaden,
Die adler beide vorsunen sich, den greiffen von yn wenden,
Der fynt wirt uberwunden.

Gleubestu nicht, der adler muge gewalt und crafft wol uben,
Die lilgen frislich undertreten, czureissen und betruben,
Ersthreke dich die frewelich czucht, die widerbracht die lilgen.

Der hane dem adeler wider recht ist in sein nest geflogen,
Hat ym seyn gaten abgespant und lesterlich entzogen,
Die jungen vormals auch entfrymt, nu wider aussgeyaget.
Des frevels und des ungerechts der adler sich beclaget.
Wirt dem hanen sulchss gestadt, erleybet und czugelassen,
Die sperling lernen auch den wege: sie volgen snell der strasse.

10. Iac. Wymphel. Sapphicum in Ioannem de Dalburg [1].

Ultra tu nosti bene scriptitare
Carmina, et late numeros reponis,
Quae tibi monstrans (?) superi dedere,
Docte magister.

Tu decus nostrum studiique nostri
Una spes: nam te duce Musa crescit,
Que fuit nobis misere sepulta
Tempore longo.

O dies foelix nimiumque sancta,
Que dedit nostre patrie Iohannem
Eruditorem vehementer doctum
Atque poetam.

Cedat hinc longe Eridanus superbus,
Arrogans Tybris modo cede Rheno,
Italus primum bibit alta vatum
Carmina solus.

Iam bibunt Helycona sacrum
Theutones leti releguntque Musas;
Nunc es, o Germania, laude digna
Terraque foelix.

Miles ut semper habuit triumphum
Noster, o Roma iuvenumque coetus,
Sic modo tecum cupiunt poetae
Ludere versu.

Perge Germane precor et fideles,
Ne sinas labi manibus poetas,
Tum tibi tandem dabit ipsa palmam
Invida Roma.

Quid legit, queso, Lacium superbum,
Quam bonas leges veteresque vates?
Tu vero campos Alemane curris
Phylosophie.

[1] Dalburg (Dalberg) wurde 1480 Kanzler der Universität Heidelberg; von ihm versprach man sich für die Belebung der Studien in Deutschland sehr viel. Siehe über ihn Janssen-Pastor 1, 115 flf.; vergl. auch Brants Gedicht Var. carm. fol. k 3.

Hinc sagax coelos specularis altos,
Et tibi nexus logice patescunt,
Syderum cursus celer ac Olympi
Munera clarent.

Rebus in magnis minimisque causas
Mira nature quoque tecta dona
Et simul de quo Lacium tumescit
Sedulo queris.

Si tibi nunc Caliope placebit,
Te, scias, quibit nichil impedire,
Quo minus certes adeasque Tuscos
Viribus aequis.

(Holstein a. a. O. S. 365—366.)

11. Contra regem Romanorum oder Contra facilem credulitatem Germanorum.

Credula versutos odit Germania Gallos
Et queritur lesam prodicione fidem,
Sed si tu melius rebus, Germane, caveres,
Non tociens Gallus vinceret insidiis.
Quod, quaeso, scelus est, si quae tu negligis ille
Occupet et vacuis det sua iura bonis?
Tu ludis, potas, saltas ad tympana, dormis;
Hic vigilat, vincit, stat, meditatur, agit.
Ergo tibi studium Veneris Bacchique teneto,
Hunc magis hastatae Palladis arma iuvant.

(Wimpheling. Holstein a. a. O. S. 371—372.)

12. Gresemundi Endecasyllabum in defensionem Germanie Iac. Wimph.

O Germania Iacobina seclis
Immortalibus atque digna cedro!
Nulli pagina poenitenda docto
Merdose cuidam haud placet cuculle.
Quid mirum est? Asinus rudis preoptat
Auro stramina et optimi malorum
Latranti invidie patent nihilque est
Porco cum cithara solentque rauci
Musis obstrepere anseres olorum.
Sic nulli esse aliqui volunt putari.
Protritum in triviis vetusque verbum est,
Non frustra nec inaniter prudenti
Natum ex pectore: Sus docet Minervam.

(Versiculi Gresemundi fol. a 2.)

13. Eiusdem ad Germaniam.

O Germania quantacunque tota es,
An tu iam lachrymas potes tenere?
Vel nescis mala, que tibi parantur?
Pulchra parte tui carebis, hac mox
Crudelis mutilabit immerentem.
Te non rex aliquis nec imperator
Nec Thurcus tibi sepe nunciatus
Pro numis neque quem novum prophetam
Divulgant prodiisse Persa princeps,
Istorum tibi nemo sit timendus,
Non Mars bellicus orbis universi,
Sed quidam male notus et cuculla
Septus, quo lateat sepultus orbi
Et quoddam semimortuum cadaver,
Hoc vult addere Gallie vetustos
Germanos, ratio est: *bone parentis*
Pertesum sibi Galliam preoptat,
Qua nasci leve debuit cerebrum.

(Versiculi Gresemundi fol. a 2.)

14. Eiusdem de eodem hexastichon.

Cum sim Germanus, quidam me reddere Gallum
Nititur et patrie prodere iura mee.
Hilum proficiet, Germanus dicar oportet,
Laudatum donec mittar ad elisium.
Germanamque animam post fata mihi esse fatebor,
Nata quidem fuerit haec ubicunque prius.

(Ibidem.)

15. Ioh. Esticampiani ad Argentinam.

Quid iuvat aut capte preberi lampada talpe
Aut solem ceco? cernit uterque nihil.
Sic arguta levi quid prosit epistola *Gallo,*
Qui ratione caret, sensibus, arte, fide?
Argentina, tuo generatus semine civis,
Cui tua libertas chara decusque pium est,
Consulit altivolas aquile contemnere pennas
Atque humiles flores lilia trina sequi.
Viperea in doctos lingua desibilat omnis,
Qui te vel natos instituere tuos.
O fortunatam fecundi sanguinis urbem,
Que talem prolem gignit, amictat, amat.
Et putat annales recte versasse vetustas,
Qui novit Lacie vix tria verba note,
Se iactat cunctas studio lustrasse palestras,
Dispeream, si scit, quid sua capa sapit. (Ibid. fol. a 3.)

16. Germania Gallum alloquitur.

Galle tumens, procul hinc fugito cristasque rubentes
Supprime; Germanus nil tua sceptra timet.
Hunc quia defendit Iovis aliger ungue minaci
Nec sinit, ut Gallus Teutona rura colat.
Proteget hunc pictis volucris Iunonia pennis
Et laqueum mandat turgide Galle tibi.
Auro parce tuo: Germanos nil tua dona,
Galle, movent, Gallis lubrica quaeque fides.
Ut sua stuprentur dulcissima pignora, natae
Uxoresque simul, gens mea ferre nequit
Libera nec patior Germania, Galle, tyrannum,
Qui velit ut servos plectere quemque suos.

(Gebwiler. Lib. Germaniae fol. a 3.)

17.

In sacrae Caesareae atque catholicae maiestatis insignem triumphum,

quo Franciscum, Galliarum regem, XXIIII die Febr. anno Domini M.D.XXV. exiguis Hispanorum et Germanorum copiis apud Insubres proelio vicit atque cum multis principibus captivum abduxit ceteris omnibus vel occisis vel captis hecatostichon elegiacum carmen [1].

Pavo vinctum Gallum alloquitur [2].

Galle salax crista dudum tumefacte rubenti
Fac patiens subeas debita vincla tibi
Nec culpes Parcas fatalia pensa trahentes,
Huius enim dederas arma facesque mali.
Non placuit nobis unquam tibi velle nocere,
Tu modo cessasses nos lacerare prior.
Ah, quoties sanctae violasti foedera pacis,
Nec verbis aderant robora firma tuis.
Immeritos regnis spoliasti saepe paternis
Proditione, dolis artibus atque malis.
Subtrahis invito dulcissima pignora patri,
Contemptim post haec quae repedare iubes.
Nil puduit sanctam tectis expellere sponsam
Et soceri castum commaculasse thorum.
Nunc quia se nobis Iovis aliger addidit oestro,
Percitus invidia turbida bella moves.

[1] Soweit ich feststellen konnte, befindet sich der Originaldruck dieses Gedichtes sowie der oben S. 75 Note 2 erwähnten Skizze nur an der von Weller (vergl. S. 70 Note 2) angegebenen Stelle, nämlich in einer — nicht versendbaren — Handschrift der Züricher Stadtbibliothek. Eine annähernd vollständige Wiedergabe der Gedichte dürfte deshalb nicht unwillkommen sein.

[2] Darunter ein symbolisches Bild, Deutschland als Sieger über Frankreich darstellend: ein Pfau hält einen schreienden Hahn in seinen Krallen; am Schlusse steht der österreichische Doppeladler.

Nos quibus implicitos crucis hostem ferre coartas (!),
Christicolum vitam qui sitit atque vorat.
Hinc cecidit Rhodus claris cantata triumphis
Hungaricique soli maxima turba iacet.
Adde, quod e Stygia nuper progressa palude
Hydra nocens virus ore trifauce vomit,
Ore trifauce vomit, quo perdita Teutona plebes
Haereseos variae labitur in laqueos,
Unde furens passim fucato nomine Christi
Ferre negat domini debita iussa sui.
Sacra profanantur per secula mille probata,
Divorum statuis non manet ullus honor.
Religio periit, non lucent ignibus arae,
Esse pium summum ducitur esse nephas.
Virginitas promissa Deo ridetur ubique
Nec datur intactis gloria digna choris (thoris?).
Nupserit effronti monacho si dedita Veste,
Applausu vulgi cuncta theatra sonant,
Et thalamum scorti subeat si mista pudicus (!),
Comprobat id mulier, vir, puer atque senex.
Legibus humanis superest reverentia pauca,
Dormit ad aedictum Caesaris omnis homo.
Periurare licet, nocuit servasse pudorem
Et licet incestum nomine adire thori.
Belua multorum capitum nunc cornibus atris
Anguipedum similis saevit in arma ruens.
Haec mala despiciens fieri Saturnia nostri
Contemptu charo rettulit ista Iovi:
Perde trucem, petimus, coniux dulcissime, Gallum,
Quo duce nil Christi regia pacis habet
Nec patiare, precor, volucris Iunonia Gallo
Audiat, haud victor tempus in omne fiet.
Annuit altitonans Stygias iurando per undas,
Bellonae rabidae mox ea iussa dedit:
I cito, quo Gallus numeroso milite castra
Ad Licini (Ticini?) fixit flumina lata salax.
Classica dent signum, quibus excita Teutona plebes
Intrepido Hispano mixta per arma furit.
Sentiat ut Gallus facito, quod milite pauco
Myriades decem Marte perire queant.
Pertulimus lustris fere septem probra superbi,
Iam sat erit, factis praemia digna ferat,
Istius exemplo caveat quoque caetera turba
Alitibus nostris post nocuisse quidem.
Tutantes Aquilae Pavonis lumina picti
Quasque feras subdent illius imperio.
Quid valeant Aquilae, dudum didicere Leones,
Ursos quae cicurant ac genus omne ferum.

Haec ubi dicta dedit barbato Iupiter ore,
Intonuit vibrans tela trisulca manu.
Insubrium Bellona solum mox pingue subintrans
Eumenidum facibus prelia dura movet,
Miles in arma ruit mixtus Germanus Hybero
Te Gallum intrepide vulnerat atque capit.
Fit fuga Celtarum, perierunt maxima turba,
Carolus at victor Caesar in orbe viget.
Caesar in orbe viget celebris clarusque triumpho
Te Gallum vinctum per sua castra trahens.
Haud Aquilae iuga, Galle, tibi subiisse dolendum est,
Hanc quia suspiciunt quadrupedes quae ferae.
Carolus Herculeo satus hic de sanguine quintus
Herculis ad morem noxia monstra domat,
Anthea praevalidum Lapithas patriaeque tyrannos
Auferet Harpyias tollet et ipse truces.
Mox setosus Aper populans vineta Tonantis
Et sacra Christicolum mortuus ense cadet
Truncaque centenis iam millibus hydra paludis
Lerneae iugulis hoc duce victa iacet.
I procul, insanum vulgus, non ulla potestas
Terrea Caesareo numini obesse potest,
Astat huic frater Ferdnandus et inclytus armis
Moribus a patriis nil quoque degenerans.
Is licet in cunctos sit clemens atque benignus,
Hostibus attamen est tetricus atque gravis,
Indole avum referens facie quoque Maxmilianum
Aemulus huic bello est pacis et arte simul.
Dotibus hunc sophiae cumulans Tritonia Pallas
Romano clarum reddidit eloquio,
Divitias cui Iuno dedit, Venus alma pudicam
Consortem thalami Tyndaridi similem,
Ungariae regum praeclaro stemmate natam,
Innumeram prolem qua genitrice creet,
Qua duce Pavoni per secula cuncta manebit
Imperium terrae et gloria digna polo.

18. Quo pacto tot principatus, regna et imperium Austriaci archiduces obtinuerint, Hieronymi Gebwileri elegiacum carmen[1].

Pavo loquitur.

Quod nostri curam Iovis ales sedula gestet,
Invide, nil moveat lurida corda tibi,
Nec doleas auctos dotata coniuge regnis

[1] Das Gedicht ist begleitet von einer Reihe von Abbildungen, die den ganzen Stammbaum des habsburgischen Geschlechtes zur Anschauung bringen sollen; diese

Imperiisque simul pluribus ac populis,
Quod faveat nostrae semper victoria parti
Arridens, opus est numinis aetherei,
Numinis aetherei, quod nil tua murmura, livor,
Curans pro nutu terrea quaeque regit.
An rigidas nescis fatalia pensa trahentes
Parcas, quae tractant ferrea fata manu!
Nos Lucina beans sceptris ac divite gaza
Propicium nobis reddit ubique Iovem.
Mars favet illecebris Cythereae victus amicis,
Qua duce Tyndaridem Phryx Paris abripuit,
Cuius et auspiciis Aeneam Dido procata
Obtulit in dotem Punica regna simul.
Et nos haec eadem Priami de sanguine natos
Connubio ditat dotibus innumeris.
Hinc Phirrhetarum comitatus iura tenemus,
Hinc regio nobis Athesiana subest.
Audit et hoc pacto locuples Burgundia nostris
Iussis et quicquid Flandria dives habet.
Hispalis et Calpe, Gaddes et flumen Iberus
Nos colit, hinc subsunt Bethica regna mihi.
Coniugio Siculis passim dominamur in oris,
Aethna vomens ignes hinc iuga nostra capit,
Quaeque solet nautas somno pessundare pressos
Parthenope voces pertimet illa meas,
Audiretque meis volens Armorica sceptris
Ni raperes sponsam, perfide Galle, meam.
Paeonas (!)[1] et Moravos pridem nobisque Boemos
In dotem coniux nobilis Anna tulit.
Caetera, quae teneo, rapui nec regna cuiquam,
Nam precio aut feudo subiacuere mihi,
Nec mea progenies seclo prodisse recenti
Noscitur, a Troiae tempore clara fuit,
Magnanimum Priamus dum gigneret Hectora, cuius
Posteritas generi stemma tulere meo.

. . . .

Cuius ab insigni descendit ut ordine recto
Habsburgae gentis stemmate clara domus,
Ut genus Austriacis ducibus hinc nobile sumptum

Abbildungen sind durchweg identisch mit den Porträts in Gebwilers Epitome, wie überhaupt die genealogischen Darlegungen in beiden Stücken so ziemlich die gleichen sind; ich habe diese ganz im Geschmacke der damaligen Zeit gehaltenen und uns schon hinlänglich bekannten Ausführungen an der kenntlich gemachten Stelle fortgelassen. — Am Eingange des Gedichtes steht dieselbe symbolische Figur wie vor der vorhergehenden Dichtung (vergl. oben S. 199 Anm. 2).

[1] Natürlich die Bewohner von Pannonien (Ungarn).

Orbis christigeni lumina magna dedit,
Lumina magna dedit, quibus est nil clarius orbe
Nobilitate, pia religione simul.
Haec tibi depictis dat praesens charta figuris [1],
Qua sequitur recta natus ubique patrem.
Latius id cupiens inquirere consule libros
Austriadis nostrae, hi cetera cuncta dabunt [2].

Jakob Twinger von Königshofen und Maternus Berler.

Es sei mir hier noch ein kurzes Wort über zwei elsässische Chronisten gestattet, vorab über den S. 46 Anm. 2 erwähnten Straßburger Twinger von Königshofen. Selbstverständlich haben unsere Humanisten mit ihrem ungemein viel gelesenen Landsmanne eine Menge von absonderlichen Angaben und eigenthümlichen Ideen gemein; man vergl. z. B. Königshofens Ausführungen über Troja und Trier (Ausgabe von Hegel [1870 und 1871] S. 621 fll. 697 fll.) [3].

Manches bei Königshofen erinnert unmittelbar an die ganze Richtung des humanistischen Kreises, so namentlich seine Darstellung Karls des Großen, seine Auffassung des Imperiums der Deutschen und seine Ausführungen über den Unterschied zwischen Franken und Franzosen; überhaupt tritt die nationale Tendenz der humanistischen Zeit schon bei Königshofen bezeichnend und eigenartig hervor.

Unser Chronist betont wiederholt, daß durch Kaiser Karl ‚das rich und keyserliche würdikeit ist kumen an die Dütschen', vergl. namentlich a. a. O. S. 401 fll. Aus jeder Zeile daselbst schaut der Stolz unseres Elsässers über seinen großen Kaiser hervor, der, um der Welt und der Christenheit Frieden zu bringen, vom Papste die Kaiserkrone und damit Macht und Würde des imperium mundi erhielt. Daß bei der ganzen Darstellung besonderes Gewicht auf das Deutschthum Karls gelegt wird, ist bemerkenswerth, zumal Königshofen sich dadurch, wie schon erwähnt, in Gegensatz setzt zu seinem Vorgänger Closener, einem übrigens auch durch und durch deutschen Manne, der indessen das imperium Romanum der Deutschen erst mit Konrad I. bezw. Otto I. beginnen läßt. Unsere Frage beschäftigt Königshofen noch häufiger, und immer behandelt er sie wie die aus ihr sich ergebenden Consequenzen in echt nationalem Sinne. Bezeichnend ist z. B. seine Auslassung über Otto I. (a. a. O. S. 421): ‚Etliche sprechent,' entwickelt er, ‚das daz römesche rich bi disem keyser Otten keme alrest gerwe (ganz) an die Dütschen, wan (da) es si vor von des grossen Karlen ziten gewesen an den künigen von Frangriche ... Das sol man nüt glouben, wan es kam bi des grossen Karlen ziten von den Kriechen an die Dütschen ... und das die künige von Frangrich das rich besossent, so was es doch an den Dütschen, wan dozumole die künige von Frangrich von dütschem geslehte worent und allermeist hettent in dütschen landen.' Als Analogie führt der Autor die ‚böhmischen Könige' Karl IV.

[1] Vergl. S. 201 Anm. 1.

[2] Anspielung auf das nie erschienene Werk Austrias (vergl. oben S. 69 Anm. 1).

[3] Eine genauere Verfolgung der Frage nach der Abhängigkeit unserer Humanisten von ihren Quellen wäre eine sehr dankenswerthe — allerdings auch schwierige — Aufgabe. Vielleicht komme ich auf einiges an anderer Stelle noch zurück.

und Wenzel an, die als Kaiser ‚worent von dütschem geslehte und sin mustent von dütschem geslehte.‘

Die Franken sondert Königshofen, wie angedeutet, strenge von den Franzosen. Letztere sind ihm in jeder Beziehung schwächer und unbedeutender als das stolze Frankenvolk, das die Welschen unter sein Scepter zwang und Deutschland ruhmvolle Kaiser gab. ‚Und also‘, bemerkt unser Autor S. 705 kurz und bündig, ‚gehorte ober Frangrich, daz ist welsch Frangrich, zu disem dütschen lande und nüt dütsche lant gein (gegen, zu) Frangrich, wan sü iren künigen her zu dütschen landen zu den ziten (bis 843) mustent dienen.‘

An zweiter Stelle sei zum Schlusse noch kurz hingewiesen auf einen Schüler Gebwilers: Maternus Berler, der eine recht interessante Chronik schrieb, die leider dem Straßburger Brande 1870 zum Opfer fiel. — Ueber die ältesten Zeiten der deutschen Geschichte handelt Berler ganz im Sinne Königshofens bezw. unserer Humanisten, denen er an glühendem Patriotismus und freimüthigem Bekenntniß der politischen Farbe gleichkommt. Breiten Raum nimmt in seiner Beweisführung die These ein, daß kein französischer Herrscher jemals über Deutschland das Scepter geführt habe. Die Merovinger so gut wie Pipins Nachfolger waren auch nach Berler — er betont das mehreremal — echte und rechte Deutsche, und die deutschen Franken scheidet auch unser Autor strenge von den welschen Franken. Aus all diesen Erörterungen spricht bei unserem Chronisten dieselbe Abneigung gegen Frankreich und die Franzosen, wie wir sie bei unsern Humanisten zur Genüge kennen gelernt haben. Ueberhaupt treffen wir bei Berler auf manche Aeußerungen, die wir ganz ähnlich bei Wimpheling und seinem Anhange fanden.

Auch unser Chronist kann z. B. dem französischen König nicht die Schandthat verzeihen und vergessen, die er ‚mit thyrannyschem gewalt‘ einst dem ‚beurren, gütigen keyffer Maximilianus‘ durch den Brautraub angethan hat. Diese ‚große gotzlestrung‘ und ‚solche schmach‘ hat leider nicht ihre volle Sühne durch die Waffen gefunden, aber ‚gott wolt es nytt ungestrafft underlassen und strieff diessen kunig Carolum mitt dem gehen todt‘. Ja, die schreckliche — damals auftauchende — Seuche, die ‚Franzosenkrankheit‘, nahm daher ihren Ursprung; sie entstand deshalb, weil ‚diesser kunig Carolus sych nitt ließ benugen mitt deß romyschen kunges tochter Margaritha, die ym vermehelt was, sunder auß grossem geitz synem schweher Maximiliano abtrang und nam mitt gewalt seyn eegemahel, das frewblin Annam von Britannia‘. So verstehen wir es denn, wenn der Schüler Gebwilers ganz im Tone seines Meisters schreibt: ‚es hat auch kein geborner Franzoß über deutsch nacion regiert: Gott behut uns vor solchen tyrannen!‘[1]

[1] Diese Aeußerung bei Hegel a. a. O. S. 67—68. Für die vorhergehenden Ausführungen ist zu Grunde gelegt der Auszug aus der Chronik bezw. die Einleitung dazu in Code historique et diplomatique de Strasbourg 2, 71 ss. 3 ss.

Personenregister.

A.

B.

C.

D.

E.

F.

G.